PROVINCIA

NAZIONALE
B. Prov.
BIBLIOTECA
VITT EM. III
341
NAPOLI

BIBLIOTECA PROVINCIALE

13-E-61

Armadio

Palchetto

Num.° d' ordine 15

Digitized by Google

B. Pau
III
3 1

Digitized by Google

Johann Gottfried v. Herders

sämmtliche Werke

in vierzig Bänden.

DI
NAPOLI

Sechsunddreißigster Band.

BIBLIOTECA NAZIONALE "VITTORIO EMANUELE III"
NAPOLI

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1853.

G11883

Johann Gottfried v. Herders

ſämmtliche Werke.

Zur Philoſophie und Geſchichte.

Eilfter Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

1853.

Digitized by Google

Inhalt.

Nachlese historischer Schriften.

Seite

I. Galerie großer und weiser Männer

1. Ueber Thomas Abbts Schriften. 1768 5
2. Nikolaus Kopernikus, 1776 51
3. Hieronymus Savonarola, 1777 58
4. Johann Reuchlin, 1778 63
5. Denkmal Ulrichs von Hutten 68
6. Johann Winckelmann, 1781 93
7. Gotthold Ephraim Lessing, 1781 107
8. Johann Georg Sulzer, 1781 128
9. Seneca, Philosoph und Minister, 1795 132

II. Nachlese historisch-philosophischer Schriften . . . 143

1. Revolutionen der ersten Welt, nach den ältesten Traditionen. (Um 1786 geschrieben.) 145
2. Wie die deutschen Bischöfe Landstände wurden, 1773 . . 164
3. Warum wir noch keine Geschichte der Deutschen haben? 1795 196
4. Historische Zweifel über F. Nicolai's Buch von den Beschuldigungen, welche den Tempelherren gemacht worden, von ihren Geheimnissen und dem Entstehen der Freimaurer Gesellschaft, 1782 199
5. Persepolis und Indien, 1803 265
6. Ueber Culturgeschichte der Völker, 1798 270

Anhang. Ueber die dem Menschen angeborne Lüge, 1777 275

Digitized by Google

Seite

III. Recenſionen 283

1. Duttenhofers Geſchichte der Religionsſchwärmereien in der chriſtlichen Kirche, 1796. 2 Theile 285

2. Hume's und Rouſſeau's Abhandlungen über den Urvertrag. Nebſt einem Verſuch über Leibeigenſchaft. Von G. Merkel, 2 Thle. 1797 296

3. Peſtalozzi's Nachforſchungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menſchengeſchlechtes, 1797 . . 298

4. Dornedvens Phamenophis; oder Verſuch einer neuen Theorie über den Urſprung der Kunſt und Mythologie, 1797 . 301

5. Schlözers Geſchichte der Deutſchen in Siebenbürgen, 1795—97. 3 Stücke 307

6. Müllers Briefe über das Studium der Wiſſenſchaften, beſonders der Geſchichte, an einen helvetiſchen Jüngling politiſchen Standes, 1798 311

7. Etwas von meinem Lebenslauf und etwas von meiner Muſe auf der Feſtung. Von Huber, 1798 316

8. Hegewiſch's Rede zum Andenken des Grafen A. P. von Bernſtorff, 1797 319

9. Hartmann über die Ideale weiblicher Schönheit bei den Morgenländern, 1798 322

10. (Thorild): Maximum s. Archimetria, 1799 325

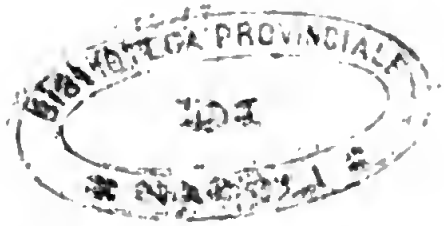
11. Steinbart's Syſtem der reinen Philoſophie, oder Glückſeligkeitslehre des Chriſtenthums. 1778. 1780 331

Nachlese historischer Schriften.

I.

Galerie großer und weiser Männer.

Digitized by Google



1.

Ueber Thomas Abbts Schriften.

1768.

Vorrede des Herausgebers.

Ueber Thomas Abbts Schriften: geschrieben schon 1768, eine der frühen Arbeiten des Verewigten. Man wird im Anfang etwas Wortreichthum, im ganzen Aufsatz keine Anekdote für die Neugier, aber das hehre Bild des edeln Jünglings finden, welchen wir nie vergessen sollten. Es war in ihm ganz ein eigener, origineller Anflug deutschen Geistes. Diese Schrift ist ein Muster der Analyse solch eines Mannes, der Kennern lieb seyn wird so lang der Kampf nach Verdienst unter uns besteht, und Tod für das Vaterland nicht von allen für schwärmerische Grille gehalten wird. Siehe zu deinen Schätzen, o Deutschland! laß nicht zu daß sie dir aus dem Herzen gerissen werden. Der Verfasser dieser Zeilen schreibt sie mit bewegtem Gemüth.

Cassel, 1809.

J. v. M.

Thomas Abbt.

Ich trete an das Grabmal eines Mannes den ich nicht von Perſon gekannt, mit welchem ich nie Briefe gewechſelt; allein ich kenne die Schriften desſelben und habe bei dem Nachſinnen über ſie gewünſcht: „möchte ich ihren Verfaſſer kennen!“ ein Wunſch den ich gewiß nicht bei jeder Schrift thue.

Zwar hat derſelbe keine ſchreiende Revolution in der Gelehrſamkeit erregt, keine Bibliothek von Folianten geſchrieben, keinen Nachtritt von ſieben gelehrten Akademien hinter ſeinem Namen. Allein was kann ich dafür daß ich in ſeinen zerſtreueten Gedanken mehr finde als in den gewölbten Paragraphen, die in Proceſſion ſyſtematiſch dahertraben? was kann ich dafür daß mir in ſeinen unvollendeten Schriften die Geſtalt eines großen Geiſtes erſcheint, und daß ich mich von dem kühnen, weiſſagenden Blicke nicht entwöhnen kann, „von dem was ein Schriftſteller ſagt, darauf zu ſchließen was er könnte ſagen?“

Trauriger Gedanke „was er könnte ſagen!“ da ich jetzt dazu ſetzen muß: „und was er nicht mehr ſagen wird!“ denn er iſt Deutſchland entriſſen. Abermal ein Exempel daß die Erſtgeburt der Söhne Deutſchlands, wie durch ein grauſames Schickſal, dem Würgengel zur erſten Beute beſtimmet zu ſeyn ſcheinet; daß Genie zu haben beinahe ein tödtliches Geſchenk, oder eine Auszeichnung zum frühen Tode ſey; denn wenn die Würdigen unſeres Vaterlandes ſich nie erkennen, ſo finden ſie ſich an den Pforten eines zu frühzeitigen Grabes.

Einer jeden Claſſe von Leſern werden hier andre Namen beifallen; ich nenne drei, die ich vorzüglich bedaure: Alex. Gottl. Baumgarten, Joh. Dav. Heilmann, Thomas Abbt; freilich drei Männer aus verſchiedenen Feldern, von verſchiedenen Talenten und Verdienſten, allein hier rücken ſie leider in Einen Ge-

ſichtspunkt. Da ſie alle drei Schriftſteller meiner ſchönſten Stunden geweſen, alle drei in ihren wenigen Schriften gediegene Goldſtücke ſtatt leichter klingender Scheidemünzen dahin zählen; alle drei der Barbarei, der Dunkelheit und weiß Gott weſſen mehr beſchuldigt ſind; ſo wollte ich zu ihren Häupten ein gemeinſchaftliches Denkmal errichten, ſo gut ich könnte: ein Denkmal aus ihren eigenen Materialien.

Das Gemälde über Baumgartens und Heilmanns Schriften ſtelle ich nicht zur öffentlichen Schau aus: jenes, weil es dem Geiſte ſeines Urbildes nicht entſprach, dieſes, weil ich nicht gern die unverdiente Ehre haben möchte, in ein Ketzerlexikon verdammt zu werden, weil ich einen Ketzer zu loben mich unterfänge. Nur von Abbt wollte ich meine Stimme, ſo ſchwach ſie auch wäre, nicht unterdrücken; ich ſahe ſeinen Schatten vor mir, der mich an ſein frühes Grab winkte; ich folgte ihm, überdachte was Deutſchland an ihm verloren, und kam, ſo wie Hamlet von ſeiner Erſcheinung, mit einem Denkwort zurück, ſeine Aſche zu ehren.

Ich bin's nicht allein der ſie ehret: ich ſehe vor mir andere, jeder mit einem Opfer der Liebe und Achtung nach ſeiner Art, ſo daß ich mich bei dem Tode Abbts beinahe in die Morgendämmerung der alten Zeit zurückgezaubert und die Parentalie eines Todtenfeſtes vor mir zu ſehen glaube. Ich will dieſe edeln Opfer zuerſt nennen; und alsdann meine Armuth aufzeigen.

Der erhabene Fürſt, der unſern Abbt kannte, beſaß und zu ſchätzen wußte, hat gezeigt auf welche vorzügliche Art ein regierender Herr das Verdienſt ehren könne. Er, der mit der Tapferkeit eines römiſchen Helden und mit der Sorgfalt eines deutſchen Landesvaters die Geſinnung eines griechiſchen Weiſen zu verbinden wußte, hat bei Abbts Tode jene güldene ſymboliſche Zeit erneuert, da auch für das ſtille und betrachtende Verdienſt Denkmale und Bildſäulen

und feſtliche Gebräuche bereit ſtanden. Das Monument, [1] das er errichtet, ſpricht mehr als alle Denkmale von Papier erbauet.

Das beſte Geſchenk das ein merkwürdiger Mann noch nach ſeinem Tode der Welt mittheilet, iſt, wenn er einen Freund findet der ſein Leben aufzeichnet, harmoniſch mit ſeiner Denkart und Thaten. Ihm iſt dieß Leben alsdann Ehrengedächtniß; für die Geſchichte eine Urkunde und zu ſeinen Denkwürdigkeiten, er habe ſich denkwürdig gedacht, oder gehandelt, ein Commentar. Abbt hat einen Freund gefunden der uns ſein Leben [2], ſein Bild und ſeine Schriften zum Geſchenk macht, und ihm ein Ehrengedächtniß aufrichtet, das beider würdig iſt: deſſen der es ſchrieb, und von dem es handelt.

Alle Parentationen in Zeitungen und Journalen übergehe ich; denn wenn Abbts Schriften ſich nicht ſelbſt Denkmal ſind, ſo dürfte das Notabene in den meiſten Büchern dieſer Art mit ziemlich auslöſchbarer Tinte geſchrieben ſeyn; und ſo auch das **ora pro nobis!** das ein neuer Erasmus [3] ziemlich unerwartet und ſonderbar an den Schatten unſers Schriftſtellers ausſtößt. Nur das Zeugniß muß ich nennen, mit welchem Abbts Lehrer [4] das uns angeſtorbene Fragment ſeiner Geſchichte in die Welt einführt: es wirft nämlich einige Strahlen mehr auf die Denkart Abbts.

Vorzüglich aber preiſe ich die Platoniſche Schrift [5], in welcher das Andenken desſelben gefeiert wird. So wie dort der weiſe Idiot Griechenlandes ſich aus Athen an ſeinen Zauberort ſchlich, neben einer murmelnden Quelle unter dem Schatten eines Ahorns niederſank, an der Seite ſeines Lieblings ſein Geſicht verhüllte und Geheimniſſe der Schönheit ſah, und ſprach dithyrambiſche Worte, ſo ſehe

[1] S. Abbts Salluſt.

[2] S. Abbts Ehrengedächtniß von Friedrich Nicolai, Berlin 1767.

[3] S. Klotzii acta literar. Vol. IV. P. 1. p. 120.

[4] Millers Vorrede zu Abbts Fragment der Weltgeſchichte

[5] Phädon, oder über die Unſterblichkeit der Seele von Moſes Mendelsſohn, Berlin, 1767.

ich unſern Sokrates mit geſenktem Haupte über der Aſche ſeines Freundes ſitzen und über die großen Worte: Menſchliche Beſtimmung, Unſterblichkeit der Seele denken. Vorübergehender Wanderer! ſetze dich neben ihn und werde ſein Phädon; denn wiſſe, dieſer Ort iſt heilig! Lies, als hörteſt du noch aus dem Grabe die Stimme des philoſophiſchen Zweiflers, und alsdann denke, wie wenn du ſeinen unſterblichen Schatten vor dir ſäheſt. In welch großem Verſtande haſt du das Andenken dieſes würdigen Todten gefeiert, wenn du von ſeinem Grabe weiſer und tugendhafter zurückkehreſt.

Aber von welchem Contraſt wird mein Auge beſtürmt, wenn ich auf einmal eine Präfica [1] gewahr werde, die in dem Leichenzuge mithinkt! Ja leider! da ſteht ſie! buchſtabiret dem Vater des Verſtorbenen die Worte: Dein — einziger — Sohn iſt todt! in den drei herzbrechenden Strophen voll würgender Donner vor; in drei andern beſtürmen Blitz und Feuer und Geheul und Donner und Geräuſch und Flammen unſer Ohr, bis wir darauf die Lebensumſtände des Todten Stück vor Stück in Strophen vertheilt in einer raſenden Sprache voll poetiſchen Unſinns altweiberiſch hergezählet ſehen. Unter uns wird dieſen ſchreienden Therſites ſeine gute Abſicht entſchuldigen; aber unter den Griechen würde ihn die Strafe derer treffen die die Todten geſchmähet.

Da ich alſo vor zugeſpitzten Lobreden Ekel, und die muſikaliſche Sprache ſanfter Elegien nicht in meiner Gewalt habe: — was bleibt mir übrig? — Eben das, wozu ich mich ſogleich entſchloß, ehe jemand von Abbt ſchrieb: nämlich mich an ſein Grab zu ſchleichen und ſeine Schriften, wie in ſeiner Gegenwart und wie vor den Richtern der Todten, zu leſen. Leſer! ſetze dich neben mich und lies mit mir, denn der Geiſt, der Abbts Körper überlebt, athmet in ſeinen Schriften; wiſſe ihre todten Worte zur Hülle zu nehmen, um

[1] S. Ode auf Abbts Tod an ſeinen Vater. Ulm 1767.

denſelben zu erblicken, damit er in dich wirke und dich wie mit einem Hauche belebe. Das haben die Seelen, ſagt Plato, mit dem Magneten gemein, daß ſie einander ihre Kraft mittheilen und ſich wie in einer fortgehenden Reihe von Wundern beſeelen.

In der That, man achtet die Verlaſſenſchaft eines vortrefflichen Schriftſtellers oft zu wenig, wenn man die Schätze desſelben mit ſeiner Urne einſcharret. In der gelehrten Geſchichte ſtellet man ein magres Skelett ſeiner Lebensumſtände auf, und verſchlingt die Titel ſeiner Schriften und die Anekdoten ſeines Lebens wie trockne und unverdauliche Schalen. Darüber vergißt man daß ſeine Schriften einen Abdruck ſeines Geiſtes enthalten, und die ſchätzbarſte Reliquie ſind, die wunderthätig ſeyn könnte, uns zu ſeinen Schülern und Nacheiſerern zu machen. Man vergißt, an ſie als eine Quelle zu eilen aus welcher man ſich Stärke in die Nerven und Heiterkeit ins Auge trinken könne.

Wenn überdem ſolche Männer aus unvollendeten Planen geriſſen werden, ſo wie jener wilde Römer den Archimedes niederſtieß, alsdann ſollte auf ihrem Grabe die himmliſche Stimme ſchallen, die andere aufrieſe, zu vollenden dieſe verlaſſenen Entwürfe, und da in die Laufbahn einzutreten wo ſie dem andern abgekürzt wurde, um mit einemmal näher dem Ziele zu ſeyn. Ein Salböl ſollte man aus ihren Schriften ziehen, das uns zu ihren Nachfolgern einweihete: ſo hat man von ihnen das große Erbtheil, daß ihr Geiſt auf uns ruhe. Denn das, glaube ich, iſt die wahre Metempſychoſis und Wanderung der Seele, von der die Alten in ſo angenehmen Bildern träumen, wenn uns ein Genius oder ein Sokratiſcher Dämon daran zu erinnern ſcheint daß der Geiſt dieſes verſtorbenen Weiſen uns belebe; wenn uns, wie dort dem Agamemnon, ein Traum vom Jupiter in Geſtalt des weiſen Neſtors erſcheint; noch wachend ſeine Stimme in unſerm Ohr tönet, und uns aufruft in ihre Fußſtapfen zu treten; wenn alsdann unſer Herz ſchlägt und

in unſern Adern ein Feuerfunken ſprühet, wie ſie zu ſeyn! Dieß glaube ich, iſt das einzige Mittel dem Tode zu trotzen, wenn er die Blüthen eines Landes zuerſt abſchlägt, damit ſtets neue hervorkeimen und er doch endlich ſagen müſſe was der Tyrann Tiberius bei einem andern Fall ſagte: ſiehe, der iſt mir doch entronnen.

Wie glücklich wäre ich wenn zu dieſen großen Zwecken meine Arbeit auch nur ein geringes beitrüge! Wie? wenn ich einen einzigen Leſer auf den Pfad riſſe, den Abbt ging; ihm die Abwege zeigte, auf denen jener ſich verirrte; ihm die Fußſteige anwieſe, wo er die Schriften ſeines Vorgängers überholen könnte. Wenn ich einem andern die zerſtückten Entwürfe darlegte, damit er ſie ergänze, einen andern auf die Spur brächte ſich Abbts Denkart zu eigen zu machen, und einen andern wenigſtens vom Nachäffen rettete — eine einzige dieſer Hoffnungen erleichtert, eine einzige Erfüllung derſelben belohnt meine Arbeit.

Sollte ich es aber nicht vermögen den Geiſt deſſen, über den ich ſchreibe, zu erwecken und in ihm eine lebendige Werkſtätte aufzuſchließen, ſo gieße ich doch wenigſtens ein Opfer der Liebe an das Grab des Todten. Statt ihn zu loben, verſuchte ich das Lobenswürdige zu zeigen was er geleiſtet, und ihm aus ſeinen Schriften eine Ehrenſäule, ich weiß nicht ob in ikoniſchem oder Idealbilde aufzurichten. Entſpricht ſie nicht dem Geiſt des Abgebildeten: vorübergehender Künſtler, reiße ſie nicht nieder, ſondern rücke ſie als einen verſtümmelten Torſo zu den Füßen des Grabmals und errichte an ſeinem Haupt eine beſſere. Um die unſichere Unſterblichkeit mögen ſich die Werke meines Abbts ſelbſt bemühen, oder nicht bemühen; meine Schrift ſoll unſerer Zeit nützen. Für ſie ſchreibe ich dieſelbe, und widme ſie den Freunden und Liebhabern meines Schriftſtellers ungenannt und von ihnen entfernt.

Einleitung von der Kunſt die Seele des andern nachzubilden.

Eine Menſchenſeele iſt ein Individuum im Reiche der Geiſter: ſie empfindet nach einzelner Bildung und denket nach der Stärke ihrer geiſtigen Organe. Durch die Erziehung haben dieſe eine gewiſſe eigene, entweder gute oder widrige Richtung bekommen, nach der Lage von Umſtänden die da bildeten, oder mißbildeten. So wird alſo unſere Denkart geformt zu einem ganzen Körper, in welchem die Naturkräfte gleichſam die ſpecifiſche Maſſe ſind, welche die Erziehung der Menſchen geſtaltet. Nach gewiſſen Jahren der Formung kann ein ſpäteres Lernen ſelten, wie ich glaube, eine neue Schöpfung verurſachen, ſelten Geſtalt und Maße umändern, aber deſto kenntlicher kann es durch vielfache Erſcheinungen auf der Oberfläche wirken, Anſtrich, Gewand und Miene und Anſtand geben und nehmen und auszeichnen. Meine lange Allegorie iſt gelungen, wenn ſie es erreicht, den Geiſt eines Menſchen, wie ein einzelnes Phänomenen, wie eine Seltenheit darzuſtellen, die würdig iſt unſer Auge zu beſchäftigen; noch beſſer aber wäre es wenn ich durch ſie, wie durch eine Zauberformel, auch unſer Auge aufthun könnte, Geiſter, wie körperliche Erſcheinungen zu ſehen, zu betrachten.

Immer iſt unſere Pſychologie noch nicht weit über die Kindheit hinaus, wenn ſie bloß nach dem Bekannteſten, das alle menſchlichen Seelen gemein haben, ihren Weg durch Schlüſſe und Errathungen fortſetzt; ohne auf die Beſonderheiten einzelner Subjecte mit der Genauigkeit zu merken mit welcher der Naturforſcher die Körper der Thiere zergliedert, um ſich in die innere Werkſtätte der Natur einzuſchleichen. Ungeheuer, Mißgeburten, Seltenheiten ſind ihm willkommen, unterrichtend und nützlich; und ſo ſollten es dem Weltweiſen alle außerordentlichen Geiſter ſeyn, die wie Kometen aufgehn und verſchwinden. Wenn unſere ſyſtematiſchen Philoſophen in der

Geiſterlehre Linneus ſind, die eigenſinnig ſchichten und claſſificiren, ſo iſt ein unſyſtematiſcher Kopf an ihre Seite zu ſtellen, der, wie Buffon, eigenſinnig in ihre Claſſen falle und Individua zergliedere.

Hier muß ich aber ſagen: welcher Menſch weiß was im Menſchen iſt, ohne der Geiſt des Menſchen in ihm? Und auch dieſer kennet ſich nur, ſo wie wir unſer Geſicht kennen, anſchauend, aber nicht deutlich. Mit einem lebendigen, aber verworrenen Bewußtſeyn unſerer ſelbſt gehen wir einher wie in einem Traume, von welchem uns nur bei Gelegenheit ein und ander Stück einfällt, abgeriſſen, mangelhaft, ohne Verbindung. Selbſt geben wir oft nicht auf unſere Gedanken Acht; allein den Augenblick erkennen wir uns, wie in der Platoniſchen Erinnerung aus dem Reich der Geiſter, wenn ein anderer Gedanken vorzeiget die unſerer Seele entwandt ſcheinen. Selbſt können wir nicht vollſtändig darauf antworten wie die Geſtalt unſeres Antlitzes ſey; wohl aber werden wir aus uns fahren, wenn uns ein Bild unſerer ſelbſt, ein zweites Ich aufſtieße. So fand ſich Sokrates getroffen, da der Geſichtsdeuter in ſeiner Seele las; er ſchüttelte aber den Kopf, da er ſahe was Plato in ihm finden wollte. Ich übergehe den ganzen dunkeln Grund unſerer Seele, in deſſen unabſehbarer Tiefe unbekannte Kräfte, wie ungeborne Könige, ſchlafen; in welchem, wie in einem Erdreich, das mit Schnee und Eis bedeckt iſt, der Keim modert zu einem Frühlinge paradieſiſcher Gedanken, in welchem, wie in dunkler Aſche, der Funke zu großen Leidenſchaften und Trieben glimmet. Wie erhebt ſich hier auf einmal die Idee, in der ich mir das Bild der Gottheit gedenke: er, der die Morgenſterne und die Geiſter mit Namen rufet; den Gedanken von Ferne kennet, ehe er geboren wird, nur er, der Schöpfer, kennet eine von ihm erſchaffne Seele!

Wenn unſere Philoſophen alſo dieſe Kenntniß einzelner Geiſter noch nicht ſo häufig verſuchen, ſo hat ein anderer dazu mehr Ge-

legenheit und Pflicht: der Geſchichtſchreiber; und der hat mehr gethan als jener Maler der Seele, Parrhaſius, und Ariſtides, der eine menſchliche Seele in ihrer ganzen Denkart zu ſehen, zu zeichnen, vorzuſtellen weiß. Man wird mir aber doch zutrauen daß ich hier etwas anders verſtehe als was unſere witzigen Nachbarn Charaktere und Porträte nennen. Bilderchen, die faſt nie die Wahrheit, ſondern die Künſtelei gezeichnet, die aus der Phantaſie, nicht nach der Natur entworfen, und von einem kindiſchen Geiſt ausgemalet ſind, der oft nur zum Zweck hat ſich durch abwechſelnde Schattenbilder an der Wand zu vergnügen, und durch raſende Contraſte das Auge des Zuſchauers zu beſtürmen. Ich ärgere mich, wenn ich einen neuern deutſchen Schriftſteller ſo kühn nennen höre, einen pragmatiſchen Geſchichtſchreiber unſers Jahrhunderts, bloß weil er ſeinem trocknen und kreuzlahmen Skelett ein paar ſolcher franzöſiſchen Bilderchen ganz am unrechten Ort angeheftet. — —

Vorzüglich muß ein Biograph die Geſtalt ſeines Helden ihm gleichſam vom Antlitz zu reißen wiſſen, wenn er dieſes Namens werth ſeyn will. Und da, wie voraus gezeigt iſt, wir uns ſelbſt nicht einmal von innen kennen, und wir alſo, wenn wir auch alle wie Montagne wären, ſchwerlich vollkommene Biographen unſer ſelbſt werden könnten, ſo hat der Geſchichtſchreiber ſeinen Autor deſto mehr von außen zu ſtudiren, um die Seele desſelben in Worten und Handlungen aufzuſpähen. So zeichnet er das Bild der Sonne nicht aus ihrem ſtrahlenden Antlitz, ſondern nach ihrem Wiederſchein im Waſſer.

Es iſt das große Unterſcheidungszeichen, das die Biographen alter und neuer Zeit himmelweit von einander abſondert: jene zeigen uns ihren Mann in Thaten und Handlungen, die bis auf die kleinſten Nüancen Verräther ſeiner Seele ſind; die neuern malen uns ſelbſt ſeinen Charakter, der oft ein Roman ihrer, öfter ein Roman ihres Autors iſt. Ich weiß ſehr wohl die Urſachen warum die

Alten eher als wir haben Biographen der Seele seyn können; allein schriebe ich ein Leben, so würde ich ihnen entweder nacheifern, und, statt selbst zu reden, Handlungen reden lassen; oder wenn ich ihnen ja nachbliebe, so würde ich getrost vor mein Werk hinschreiben: „einige Begebenheiten von dem Leben — so wie sie ich weiß," und der Charakter desselben, wie er der Gestalt und Schwäche meiner Augen vorkommt.

Was wird nicht zu einem Biographen erfordert, der das wahre Bild seines Autors weder verschönert, noch entstellt, noch unähnlich an seinen wahren Ort im Range der Geister stellen will? Wie Rousseau den Sohn seiner Phantasie, den wunderbaren Emil, vor der Geburt und im Ehebette kannte, so müßte er seinen Freund durch alle Scenen seines Lebens begleitet haben, und der Vertraute seiner Geheimnisse geworden seyn; und immer müßte er ihn doch fremde, wie ein müßiger Zuschauer, beobachten können, um jeden Augenblick mit Aufmerksamkeit zu verfolgen. Unparteiisch, wie ein Richter der Todten, müßte er urtheilen, und doch — gehört nicht fast ein kleiner Grad von verliebter Schwärmerei dazu, seinen Mann so sehr der Phantasie einzuprägen daß man sein Bild nachher wie aus dem Kopf entwerfen kann? Und soll dieß Bild aus dem Kopf entworfen werden, wie leicht können alsdann aus der Kammer des Herzens Säfte heraufwallen, um es zu tuschen und auszumalen? Es wird in unserem Geist gepräget, und siehe da, unser Gepräge drückt sich von unten ein, und trifft in die Züge des andern. Ich führe einige absolute Schwierigkeiten an; die hypothetischen wird ohnedem jeder fühlen der je auf den Gedanken auch nur gekommen ist ein Leben zu schreiben.

Ich hätte mit meiner langen schweren Vorrede vielleicht zu weit ausgeholt, wenn ich nicht eben den sonderbaren Weg einschlüge, um es desto deutlicher zu sagen wie viel ich liefern sollte, und wie wenig ich liefern kann.

Abbt hat ſich ſelbſt geſchildert, aber nur als Schriftſteller; ich betrachte alſo nur eine Seite ſeines Geiſtes, das gelehrte Denken, ohne es zu unternehmen, ſein menſchlich Denken zu entwerfen. Ich weiß daß beide Seiten ſich einander erklären, wie bei den Münzen Bild und Gegenbild; ich fühle auch ſo gut als jemand die mächtigen Züge der Aufrichtigkeit, Treue und Wahrheit, mit welchen Abbt aus ſeinem Geiſt und aus ſeinem Herzen ſchreibt, ich werde dieſe Züge auch ſehr nutzen. Aber im ganzen bin ich nicht ſo ſehr auf der Seite derer die in die Schriften, als in einen Spiegel des Herzens und der menſchlichen Geſinnungen, ſehen wollen; ich beſcheide mich daß ich über einen Schriftſteller ſchreibe. — Und dieſe Beſcheidenheit wird mich aus mancher Verlegenheit reißen. Ich werde Abbt freilich nicht in die erſte Claſſe der Verdienſtvollen ſetzen, weil er vom Verdienſt geſchrieben, denn er zeigt uns ſelbſt die große Kluft die vom Gedanken bis zur That iſt. Ich werde ihn freilich nicht unter die Helden ſetzen die den Tod fürs Vaterland ſtarben, weil er den Tod fürs Vaterland angeprieſen; denn ſicherlich würde ein Held, der vor der Schlacht vom Tode fürs Vaterland ſchreibt, nicht wie Abbt geſchrieben haben. Ich werde dafür aber auch entübriget ſeyn ihn einen Leichtſinnigen zu ſchelten, und zum Auto da Fe zu verdammen weil er dieſes fliegende Blatt geſchrieben; denn welch unermeßliches Feld dazwiſchen ſey, fromm zu ſchreiben als Gelehrter, und fromm zu denken als Menſch, dieß Feld mögen die ausmeſſen die Abbt in die Hölle werfen weil er ein Auto da Fe, und ſich in den Himmel ſetzen weil ſie Predigten ſchreiben können.

Wo ich indeſſen nöthig habe Abbt als Menſch auftreten zu laſſen, da werde ich auf ſeine Lebensbeſchreibung einen Seitenblick werfen. Ich empfehle ſie meinen Leſern als Einleitung und Grundlage zu meiner Schrift; denn ſo wie ich nicht ohne dieſelbe hätte ſchreiben können, ſo kann ich auch nicht ohne dieſelbe geleſen werden.

Ueberdem so verräth sich eben dadurch die Meisterhand eines Biographen, daß sie von Abbts Werken auf seinen Geist, und von seinem Geiste auf seine Werke schließt, eins aus dem andern erkläret, und Abbt den Menschen und Freund, neben Abbt den Schriftsteller zu stellen weiß. Indessen wiederhole ich's daß meine Blicke auf dieses Feld bloß Seitenblicke bleiben werden.

Ich schränke mich noch mehr ein, ich ziehe die Linien zu meinem Bilde bloß nach dem verjüngten Maßstabe seiner wenigen, unvollendeten Schriften. Freilich sind diese lebendige Abdrücke von dem Geiste ihres Verfassers, da er keine Larve um sich genommen; allein nie erschöpfen sie seine Gesichtszüge. Hat man seinen Autor als Freund gekannt, als Schüler lebendig gehört, so studirt man ihn in weniger Zeit tiefer als in dem todten Lesen seiner Schriften es je geschehen kann. Hier habe ich nur die Summarien seiner Denkart, dort das Capitel selbst; und man weiß wie gewaltig die stolpern die bloß aus Registern und Titeln gelehrt sind. Noch minder können die wenigen, unausgearbeiteten Schriften ein Maßstab seines Geistes seyn. Diese Ehre bleibt denen eigen die ihren Geist in ihre Bücher so einkerkern als jener Spanier den hinkenden Teufel in die Bouteille, oder Arioſt den Verstand seines Helden in die Mondgläser einschloß, daß ihnen nichts übrig blieb. Diese haben alsdann das Vergnügen sich im doppelten Verstande selbst auszuschreiben, im doppelten Verstande sich selbst zu überleben und ihren ganzen Geist der Welt ohne Rückhalt und Hinterlist treuherzig zu vermachen. Abbt war nicht Professor genug um so für seine Schüler, und der Tod nicht langsam genug um so für seinen Biographen zu sorgen; seine Schriften sind ein kleines Fragment, eine kleine aber um so schätzbarere Reliquie seines Geistes. Und wenn ich nun Abbt aus diesen seinen Schriften eine Ehrensäule errichten will, wie kann ich sie anders nennen als einen verstümmelten Torso?

Aber bei dieſen Einſchränkungen insgeſammt ſetze ich mich doch durch Verſprechen ſehr in Schulden. Ich ſoll zuerſt die eigene Manier meines Schriftſtellers zeigen, und die Originalſtriche ſeiner Denkart bemerken, ein ſchweres, aber zugleich nützliches Geſchäfte. Schwer ſind die Augenblicke abzulauern da ſich die Seele entkleidet und ſich uns wie eine Schöne in bezaubernder Nacktheit darſtellet, daß wir uns an die Denkart des andern anſchmiegen, und wie durch einen Kuß Weisheit lernen. Einige Züge von der Art, wo man unmittelbar lernen kann, ſind nützlicher als große Gelehrſamkeit, die wir aus dem todten Buchſtaben fürs Gedächtniß lernen, und dabei in unſerer eigenen Seele alt und grau werden. Daher hören wir ſo gerne Erfinder und Denker und Originalköpfe von der Methode reden in der ſie denken; ſollten ſie uns auch nur Embryonen von Begriffen, und unausgebildete, halb entworfene Gedanken liefern. Daran liegt mir nicht was Baco ausgedacht hat, ſondern wie er dachte. Ein Bild von der Art iſt nicht todt, es bekommt Leben, es redet in meine Seele.

Daß die Arbeit, die ich nenne, nicht ſo leicht ſeyn müſſe, ſieht man auch aus der Seltenheit derer die ſich ihr unterziehen. Einem großen Manne kleine Fehler abzulauern, uns höckerichte Auszüge ſeiner Gedanken zu geben, ihn wie durch ein Vorurtheil ſeines Namens zu preiſen, freilich das ſind leichtere und rühmlichere Verrichtungen, die aber nichts helfen, und öfters ſchaden. Was kann es einem Leſer helfen daß er durch ſolch einen regelmäßigen oder krüppelhaften Auszug durchwiſchet? Der Geiſt des Autors iſt weg aus dieſem Gerippe! Was kann es helfen daß ich meinem Autor ein paar eigene Gedanken anflicke, und ſie ihm wie Höcker aufbürde? Muß es nicht äußerſt ſchaden das Auge eines Lehrlinges daran zu gewöhnen daß es zuerſt Fehler ſucht; ſein Gefühl für die Schönheiten zu verhärten, und ſeine Seele damit zu verſtümmeln daß er tadelt, ſtatt nachzueifern? Muß es nicht ſchaden wenn wir, geleitet vom

Vorurtheil des Namens, alle Gedanken in guten Büchern für göttlich, und gute Gedanken in mittelmäßigen Büchern für schlecht halten? — Und siehe! dieß sind die Vortheile unserer Gelehrsamkeit aus Journalen! Wir laufen durch Auszüge hin, sehen viel und nichts ganz, und erwerben uns ein Compendium des Verstandes. Wir lesen Urtheile, die uns entweder irre führen, oder doch gemeiniglich leer lassen; sowie der Schein des Mondes leuchtet, aber nicht erwärmet. Wir lernen Fehler finden statt Schönheiten zu kosten, und erreichen es also gelehrt scheinen zu können, ohne selbst ein Sohn der Weisheit zu seyn. In der That, so wie in der bürgerlichen Welt der artige Umgang, sich von nichts unterhalten zu können, das wirkliche Commercium menschlicher Geister und Herzen merklich geschwächt hat, so geben sich unsere Kunstrichterseelen auch alle Mühe durch ihre Gelehrsamkeit und Scharfsinn die süßen Augenblicke uns zu rauben, da wir den Geist des andern sehen und uns nach ihm bilden.

Ich will's versuchen diese eigene Manier Abbts zu zeichnen, denn seine Eigenheit ist meistens Vorzug. „So, [1] wenn an den Ufern des Eurotas, oder auf den Anhöhen des Cynthus Diana ihre Chöre übt, rings um sie, von allen Seiten umgeben sie Tausende ihrer Oreaden; sie aber, den Köcher auf ihrer Schulter, fortschreitend, ragt hervor über alle Göttinnen, und geheime Freuden wallen in der Brust Latonens auf;" so werden wir Abbt, wenigstens in Gedanken, oft mit andern zusammenhalten, um seine Muse zu erkennen. Erlangen wir dieß, so wird das zweite seyn, zu bemerken wie er diese seine Art auf verschiedene Gegenstände anwendet, und sie nach einerlei Handgriff bearbeitet. Dieß gibt seiner Denkart Schranken und Umriß, jedem Leser aber einen Knäuel zu eigenen Betrachtungen in die Hände. Der Schriftsteller hat alles gethan wenn er diese Eigenheit nur mit verstohlnem Wink zeigt,

[1] Virg. Aeneid. L. I. v. 502.

und ſie durch ein und das andere ſtille Wort zu erklären ſucht; alsdann überläßt er den Leſer ſich ſelbſt und dem lebendigen Anſchauen, um dieſe Züge zu fühlen und bei ſich aufzuklären. So gab ſich Venus ihrem Sohne Aeneas durch einen Blick und einen Tritt zu erkennen; denn [1] „als ſie ausgeſprochen und ſich wandte, ſchimmerten Strahlen an ihrem Roſenhalſe herauf, göttliche Gerüche duftete ihr ambroſiſches Haar, ihr Kleid rauſchte zu den Füßen herunter, und in ihrem Gange erſchien ſie als Göttin.“ — —

Da zu dieſer eignen Manier auch nothwendig Schwächen und Fehler gehören, ſo ſoll ich auch einen kritiſchen Commentar über Abbts Schriften entwerfen: „welche Fehler ſich in das Ganze und in einzelne Theile weben? — wo Berge abzutragen und Klüfte auszufüllen ſind? — wo Leuchtthürme errichtet werden können um ein ganzes Feld von Begriffen zu überſehen, und wo mehr in die Tiefe zu graben iſt um Schätze zu finden? — wo hier Samenkörner liegen, die zu den größten Bäumen erzogen werden können, und dort dürre Bäume ſtehen, die zu grünen anfangen müſſen wenn ſich, nach jener Fabel von Mahomed, ein Prophet an dieſelben lehnt? — wie hier eine unnöthige Geldſumme zu verſchenken, dort mit einem Capital zu wuchern iſt? — wie hier ein ausgeſtoßnes Kind des Geiſtes aufzunehmen, und dort ein Dürftiger mit Hülle und Fülle zu verſorgen ſtehet?“ — Ich rede durch Bilder, die wie ein übel zuſammengeordnetes Gemiſch vorkommen müſſen; wenn ich aber offenbar ſpräche, ſo hätte ich über meine Obliegenheit mir ſelbſt zu viel zu verantworten.

Am meiſten iſt's nöthig daß man von einem Autor abzieht was ſeiner Zeit oder der Vorwelt zugehört, und was er der Nachwelt übrig läßt. Er trägt die Feſſeln ſeines Zeitalters, dem er ſein Buch zum Geſchenke darbeut; er ſteht in ſeinem Jahrhundert wie ein Baum in dem Erdreich, in das er ſich gewurzelt, aus

[1] Virg. Aeneid. L. I. v. 406.

welchem er Säfte ziehet, mit welchem er ſeine Gliedmaßen der Entſtehung decket. Je mehr er ſich um ſeine Welt verdient machen will, deſto mehr muß er ſich nach ihr bequemen und in ihre Denkart dringen, um ſie zu bilden. Ja da er ſelbſt nach dieſem Geſchmacke geformt iſt und ſich die erſte Form nie ganz zurückbilden läßt, ſo muß ein jeder großer Schriftſteller die Muttermale ſeiner Zeit an ſich tragen. Du kunſtrichteriſcher Thor! der du ſie ihm rauben willſt, du nimmſt ihm Züge ſeiner Eigenheit, Stücke ſeiner Schönheit, Narben ſeiner Verdienſte.

Aber bemerken kann und ſoll man ſie, denn ſie ſind lehrreich, und der Commentator eines Autors iſt für mich der größte, nicht der denſelben nach ſeinem Jahrhundert umbildet, ſondern ihn in allen Nüancen ſeiner Zeit erklärt und alsdann ergänzet. Er ſuche ihn nicht von ſeinen Schlacken zu reinigen; denn wenn in dieſen Schlacken gleich nicht Gold bleiben ſollte, ſo verliert der immer viel mit ihnen der ſie zu brauchen weiß. Sondern er übernehme nur geduldig die chymiſche Operation, alles in ſeine Beſtandtheile aufzulöſen, damit wir die Entſtehungsart ſehen. Daran iſt mir nicht ſo viel gelegen, daß jemand aus dem Geiſte eines Autors wieder den Geiſt herauszuziehen weiß, und mit einer bedeutenden Miene zu mir tritt: ſiehe da! ich habe dir trinkbar Gold verſchafft, denn mit dieſem Geiſt und trinkbarem Golde iſt gar zu viel Betrug vorgegangen. Aber der Erklärer iſt mein Mann, der der Vorwelt und der Zeit, und der Nachwelt eines Autors ihre Gränzen ziehet: was ihm die erſte geliefert, die zweite geholfen oder geſchadet, die dritte nachgearbeitet. Eine Geſchichte der Schriftſteller, die nach dieſer Idee ausgeführt, welch ein Werk wäre ſie! Die Grundlage zu einer Geſchichte der Wiſſenſchaften und des menſchlichen Verſtandes. Hätten wir auch nur einen einzigen Baco auf dieſe Art erkläret aus der alten Zeit, gerechtfertiget aus der ſeinigen, aus der unſrigen verbeſſert und ergänzt, ſo hätten wir ein großes Hülfsmittel, das uns

weiter brächte, und es könnte an ihm ein zweiter Baco entstehen, so wie Alexander an dem Grabe des Achilles, und Cäsar an der Bildsäule Alexanders. Wäre Aristoteles wohl je so schädlich geworden, hätte man auch nur einen einzigen solchen Blick auf ihn geworfen? Aber wenn die Muttermale eines Autors, die für seine Zeit sind, dieß Zeitalter überleben und unzeitig nachgeahmt werden, so steht der Bediente Alexanders vor mir, der den schiefen Hals seines Herrn nachmacht, der meinetwegen seinem Herrn gut stehen kann oder muß, ihm aber jämmerlich läßt. Auf diese Weise wird, was die Ehre eines Autors seyn kann, eine Schande für uns – und was uns nützen könnte, schadet.

Doch ein Ende mit meiner langen Einleitung! Ich fordere freilich viel von mir, daß wenn ich wenig leiste, mich andere entschuldigen, und meine Forderungen an andern Orten besser als ich ausführen mögen. Ich mache freilich viel Vorbereitung um den raschen Lesern, die ohne Vorbereitung, wie im Fluge, einen Autor durchstreichen, ihr Lesen etwas schwerer und nützlicher zu machen. Ich schreibe freilich eine etwas sonderbare Einleitung, damit ich einer Reihe von Beurtheilern, die ein akademisches Leichenlob erwarten, das Wort ersparen möge, das jener Krieger ausrief, da er an der Gerichtsstätte seinen Todtenapparat ansichtig wurde: et ne hoc quidem ex disciplina! Diesen darf ich sagen, daß ich nicht nach akademischen Regeln, sondern nach meiner Art habe schreiben wollen.

Abbts Bild im Torso.

Die Geburt Thomas Abbts [1] hat ohne Zweifel dazu beigetragen daß man ihn mit Recht einen Schriftsteller für die Menschheit, und einen Weltweisen des gemeinen Mannes nennen kann,

[1] S. Ehrengedächtniß. S. 5.

ein Titel der ſelten und in meinen Augen ehrwürdig iſt. Solche Schriftſteller haben wir endlich genug, die, unter Büchern geboren und erzogen, unter Büchern leben, ſchreiben und ſterben; Gelehrte, denen daher auch der Name Menſch, Bürger fremde iſt. Die vom Apoll gezeugt, von einer Muſe geboren, wie Scriblerus, in einer römiſchen Vaſe getauft, von Jugend auf dazu eingeſegnet wurden, unter den Büchern, der Welt, des Volks, der Menſchheit zu vergeſſen, den geſunden Verſtand gegen Gelehrſamkeit zu vertauſchen, und ſtatt nutzbar dem Staat, mühſam zu ſeyn. Ich will nicht die alten Züge wiederholen mit welchen man den Wort-, Bücher-, Schul- und Stubengelehrten lächerlich zu machen pflegt; denn die Satire über dieſe Leute iſt wegen ihrer Leichtigkeit ſo ſehr zur Mode geworden daß wir beinahe lieber den Schulgelehrten ſelbſt als ſeinen Stachelrichter hören wollen, da ehedem, was noch ärger iſt, oft beide ſich in Einer Perſon vereinigten. Allein um ſo viel lieber ſey uns Ein Mann in Deutſchland, der den Stand des Gelehrten unter die übrigen Stände des Lebens ſo trefflich einzuſchieben weiß, daß man ſieht, dieſer Schriftſteller war erſt Menſch ehe er Gelehrter wurde.

Und ſo einer iſt Abbt, wo er's nur ſeyn kann. Er ſchildert den Krieg, [1] jeder Zug iſt im Verhältniß auf die Menſchheit; er zeichnet die politiſche Tugend, [2] jeder Zug iſt im Geſichtspunkt des Bürgers der ſeine Pflichten fühlt; er denkt ſich einen Einwurf gegen die Liebe zum Vaterland, [3] ſogleich ſtellen ſich alle die Folgen vor ſein Auge, die der Einwurf auf das Ganze des Volks haben kann, und mit edler Begeiſterung ſpricht er wider die ſo dasſelbe aus tugendhaften Grundſätzen herauslachen wollen. Seine ganze Schrift vom Tode fürs Vaterland iſt von einem Manne der als Menſch fühlte, als Bürger dachte, als Unterthan ſchrieb.

[1] Vom Tode fürs Vaterland. S. 8.
[2] S. 16. 17. [3] S. 27.

Am allermeiſten ſeine Schrift vom Verdienſt, wo die Stimme des Volks, die er ſo ehrwürdig zu machen weiß, [1] ihm, wo nicht immer Leitſtimme iſt, ſo doch nie aus ſeinem Ohr ſich verliert. Ohne die Eitelkeit des Rouſſeau zu affectiren, der dem ſtolzen Namen eines Schriftſtellers der Menſchheit zu gut, den Philoſophen, den Gelehrten, den Kenner von Schriften anderer Menſchen nicht bloß verläugnen, ſondern auch erniedrigen, anſchwärzen, lächerlich machen will; ohne dieſe Eitelkeit zu affectiren, der er an mehr als Einem Ort [2] begegnet, ſpricht er mit Beſcheidenheit aus vollem Herzen, der Natur gemäß als ein Lehrer der Menſchen und des ehrwürdigſten Theils derſelben, des Volks. Nicht Speculation iſt bei ihm die erſte Größe des Geiſtes, ſondern erhabene thätige Sorge [3] für ein Volk; die meiſten [4] Claſſen der Geiſtesſtärke ſind aus den Kammern des bürgerlichen Lebens, und die ſchönſten Beiſpiele des Wohlwollens [5] aus den Kammern des menſchlichen Herzens gehoben. Und wenn er inſonderheit das Verdienſt ausmißt, nie verliert er das ganze Wohl und die ganze Natur des Menſchen aus ſeinen Augen, oft reißt er ſich gar unter das Volk hin (o warum hat man dieß edle Wort entadelt), und jetzt ſpricht er wie in ſeinem Kreiſe. Höre ihn von der geduldigen Seele, [6] von der Herzhaftigkeit gegen Vorurtheile, [7] von der Bildung zum guten Herzen, [8] und der Stärke desſelben bei Kindern, [9] von der Erziehung zur Weichherzigkeit, [10] von der wahren Menſchenliebe [11] nach ihren Graden, vom Maß des Verdienſtes, [12] inſonderheit des brauchbaren Mannes; [13] und dann die vortreffliche Schätzung der Erbauungsſchriften; [14] der Leibes- [15] und Seelenſorge, [16] der Nutzbarkeit des Privatlebens, [17] des redlichen Bürgers [18] und der verdienſtvollſten

[1] Vom Verdienſt S. 8. [2] S. 389. [3] S. 28. u. ſ. w. [4] S. 58. u. ſ. w. [5] S. 151. ꝛc. [6] S. 92—98. [7] S. 111—133. [8] S. 151. [9] S. 180—190. [10] S. 200—210. [11] S. 212—254. [12] S. 257. [13] S. 277—291. [14] S. 345—354. [15] S. 356. [16] S. 373—380. [17] S. 381. [18] S. 403.

Matrone [1] reden; er wäscht alle diese großen Situationen nicht mit seinen Worten aus, wie die meisten Büchergelehrten, wenn sie über solche Gegenstände sprechen; er declamirt nicht wie von der Bühne, demonstrirt nicht wie vom Katheder, predigt nicht wie von der Kanzel; er spricht als einer der in diese Welt gehöret, sie für sein Loos erkennet, und von ihr den Kranz der Belohnung erwartet. [2] Spräche noch jetzt in Delphi Apollo, er würde unserm Schriftsteller den Preis der Weisheit zuerkennen, weil er seine Philosophie auf die Erde rufet, für die Menschheit schreibet, und sich der Seinen nicht schämet.

Mit welchem Feuer preiset er in den Briefen, die neueste Literatur betreffend, die Weltweisheit für den Bürger an, und nimmt die Schriften der Schweizer in dieser Art, eben ihres Inhalts wegen, mit so viel Aufmerksamkeit auf. Ja, wie demüthig und entschlossen schreibt er in seiner Vorrede zum Verdienst: „daß er in dieser Schrift nichts gesucht habe, und wenn er noch anders von dieser Art jemals schriebe, nichts suchen werde als gesunden guten Verstand seinen Lesern vorzulegen. Seiner Meinung nach ist's das brauchbarste an der Philosophie, sie zur Berichtigung der Urtheile über Sachen im gemeinen Leben anzuwenden, und ihr dadurch das Ansehen des natürlichen Menschenverstandes zu geben." Habe ich also Unrecht, wenn ich diesen Zug als den Hauptstrich in seinem Charakter angegeben? Und wie schätzbar sind solche Schriften, da wir Deutsche noch in der Philosophie des Volks wenig gegen unsere Nachbarn aufzuzeigen haben; wenn doch eben unser Abbt den schlichten guten Verstand (plain good sense) für den Nationalcharakter der Deutschen hält von der Seite des Kopfs. Einem einzigen Buch vom Verdienst wollen wir eine Hekatombe von philosophischen Schulcompendien aufopfern, und einen Schriftsteller dieser Gattung, die im edelsten und heiligsten

[1] S. 407. 408. [2] Siehe Vorrede S. 7.

Verstande das **Studium humanitatis** genannt werden kann, wenn er aufblickt, mehr ehren als drei neue Pindars und hundert neue Anakreons. Schade daß auch die historischen Werke Abbts beim Anfange abgebrochen wurden, denn auch dieß Feld durchläuft bei ihm die nämliche Ader. Das erste wo wir in seinem Fragmente vor der Sündfluth Abbt finden, ist ein Gemälde der Menschheit; und wenn seine Geschichte kein Verdienst hat, so ist's daß er die belacht die bei ihren Fragen und Untersuchungen vergessen haben müssen daß sie Menschen von gestern sind. Ich habe als eine vermuthliche Ursache zu diesem Charakter Abbts auch seine erste Erziehung in einer mittlern, bürgerlichen Lebensart angegeben, und hoffe, jeden auf meiner Seite zu haben der bei sich nachfrägt, wie mächtig die ersten Eindrücke des Lebens in uns wirken, und daß wenn die reifern Jahre uns freilich Materialien zum Denken verschaffen, die erste Jugend gleichsam die Form bilde in welche sich unsere Begriffe gießen, nach welcher sie sich modeln. Stärke und Schwäche unserer Augen ist eine Gabe der Natur; aber zu welchen Aussichten, zu welcher Nähe, zu welchem Sehwinkel wir uns gewöhnen, von welcher Seite, und sogar oft in welcher Farbe wir die Gegenstände erblicken wollen, dieß kommt auf die frühe Bildung an. Und da muß doch wohl, denke ich, der, so in einem mittleren Stande, unter geschäftigen Bürgern geboren ist, der die ersten Eindrücke in dieser Welt von Menschen bekommen, sie zu sehen, zu kennen und lieben zu lernen Gelegenheit gehabt; dieser muß doch eher das Geburtsrecht haben ein Philosoph des gemeinen Mannes zu seyn, als der am Hofe oder unter Büchern das Licht einer ganz andern Welt erblickte. — Will indessen jemand diesen letzten Umstand als Beitrag zur Denkart Abbts nicht annehmen, oder ihn gar unter Huarts oder Helvetius Träume setzen — meinetwegen! Ich werde es ihm nicht durch Instanzen zu erweisen suchen daß unsere bloß gelehrte Erziehung den guten gesunden

Verstand über Dinge des gemeinen Lebens eher unterdrücke als wecke, eher die Eindrücke menschlicher Obliegenheit schwäche als stärke, die Gesichtspunkte bürgerlicher Beziehungen öfter entferne als heranrücke. Ich werde nicht weitläuftig untersuchen warum wir so wenig Schriftsteller für Menschen, sondern meistens Schriftsteller für Schriftsteller, Gelehrte für Gelehrte haben; warum nach der Lebensart der Griechen der gute gesunde Verstand über Dinge des Lebens ein Erbstück ihres καλοκἀγαθοῦ seyn mußte, wie dieß den ganzen Zuschnitt ihrer Literatur vor der unsrigen vortrefflich ausnimmt; wie viel die Wissenschaft an Fruchtbarkeit, Nutzen, Sicherheit und Faßlichkeit verloren, da man sie von der Sphäre des gemeinen Lebens und der Menschheit abgetrennt — alles dieß will ich nicht untersuchen, sondern preise Abbt kurz und gut: als einen Weisen der Menschheit, als einen Lehrer des Volks, und wünsche ihm viel Nachfolger.

Zweitens. Der erste gelehrte Anstrich seines Geistes war, nach der Methode der öffentlichen Unterweisungen, das Studium der Alten; und diese Farbe erhielt sich bis an das Ende seines jungen Lebens. Die Alten las er als Schüler, und — verstand sie; als Lehrling auf Akademien, und bildete sich; als Lehrer, und wandte sie auf kritische Arbeiten an; am Hofe, und übersetzte. Sallust und Tacitus waren seine Lieblingsschriftsteller, und von ihrem Erklärer Gordon bekam er, wie eine angenehme Anekdote [1] saget, den Geschmack an Lesung der Alten; wie viel Einfluß dieß Studium in seine Denkart gehabt, ist augenscheinlich. Ich sage in seine Denkart; denn die Classe seiner Schriften die über das Studium der Alten geschrieben sind, wird unter einer eignen Abtheilung stehen. Hier führe ich also bloß an, aus Tacitus und Sallust fuhr in ihn der Geist der Geschichte, und die Neigung nach ihnen einen Styl zu bilden.

[1] Siehe Nicolai Ehrengedächtniß S. 8.

Ueberall in Abbts Werken ſchwebet und reget ſich ein hiſtoriſcher Geiſt, der jeden ſeiner philoſophiſchen Gedanken und Situationen aus der Geſchichte zu beleben ſucht, über ſie philoſophirt und aus ihr beweiſet. Wie unerwartet iſt dieß bei einem Genie, deſſen Einbildungskraft fruchtbar genug war Kinder zu gebären, und deſſen Kenntniß der Menſchen ihm Charaktere und erdichtete Beiſpiele in Menge hätte aufbieten können. Alsdann wäre unſer Abbt vielleicht ein deutſcher Touſſaint geworden, in deſſen Sittenſchule ſo viel artige Puppen auftreten als in der Sittenſchule Aeſopus Thiere, und in der Sittenſchule Homers Götter und Helden. Aber Dank ſey dem Freunde, der ihm faſt auf jeder Seite ſeines Manuſcripts an den Rand ſchrieb: [1] „weg mit den Zieraten von eigner Erfindung, Geſchichte dafür!“ Denn eben durch dieſen pragmatiſchen Gebrauch der Hiſtorie bekommt Abbts Denkart Feſtigkeit, die ihr ſonſt mangeln würde: Mannichfaltigkeit der Auftritte bei jeder neuen Blattſeite, und eine eigne Manier, die ich manchem deutſchen Schriftſteller wünſche. Millers Abhandlung von einem ausgebreitetern Gebrauch der Geſchichtskunde ſteht alſo vor Abbts Fragment recht an ihrer Stelle; ich empfehle ſie zu leſen, und wünſche ihr viele Anwendung, damit uns die Muſe der Geſchichte bald eine Colonie von Männern ſchicke die dieß große Feld bearbeiten, daß wir auf ihm Blumen und Früchte, in ihm Schätze und Kleinode finden; daß ſie uns Schriften gäbe, die wie Abbts Schriften im Garten der Geſchichte gewachſen, und mit dem Golde aus ihren Tiefen bereichert ſind.

Wenn ich geſagt habe, daß Tacitus und Salluſt unſerm Abbt den Geiſt der Geſchichte eingehaucht, ſo meine ich ja nicht daß ſeine Welthiſtorie eine Salluſtianiſche, und noch minder eine Geſchichte des Tacitus zu nennen ſey; ich ſchreibe es ihnen bloß zu daß ſie Abbt Geſchmack an der Hiſtorie und jenen Reflexionsgeiſt

[1] Siehe Millers Vorrede zu Abbts Fragment.

eingeflößet, der ſich in allen ſeinen Schriften äußert; denn wie Salluſt und Tacitus über Begebenheiten und Perſonen philoſophiren um ſie zu beſchreiben und zu erklären, ſo philoſophirt er über Wahrheiten und Erfahrungen, um ſie zu erläutern und zu beweiſen. Er wollte aber vom Tacitus und Salluſt noch mehr lernen, wie ſie zu ſchreiben; er verglich das Genie der deutſchen und lateiniſchen Sprache, und wollte aus dieſer in jene die machtvolle Kürze bringen, die wir bei den meiſten Deutſchen vermiſſen und bei den Römern bewundern. Wiefern er das Genie beider Sprachen recht gegen einander abgewogen, wiefern er den Salluſt in die unſere glücklich oder unglücklich verpflanzet, werden wir unten ſehen. Hier bemerke ich überhaupt daß die natürliche Denkart des Tacitus ſich mit der Wendung die Abbts Genie nahm, etwas zu ſtoßen ſcheint; daß jene ernſthafter und langſamer, dieſe muntrer und flüchtiger geweſen; daß in jener ganz und gar der reiſe tiefe Verſtand, in dieſer oft raſche Einbildungskraft und glänzender Witz herrſche; daß jene betrachtung- und ſpruchreicher, dieſe bildervoller ſpreche. Was alſo auch unſere Kunſtrichter an Abbts Styl ausſetzen mögen, es betrifft mehr die Bildercompoſition als Kürze und Nachdruck; mehr die Verwirrung als Häufung der Ideen; mehr den mißlungenen als den zu gewagten Ausdruck; — und als ein Nachahmer der Kürze des Tacitus iſt mir Abbt immer untadelhaft.

Man leſe doch unſere matten und wäſſerigen Schriftſteller, die jeden Gedanken in einer Sündfluth von Worten erſäufen, jedes erhaſchte Bild bis zum Ekel zerren und auskramen; alsdann kehre man zu Abbts Style zurück, zum Styl einiger wenigen deutſchen Schriftſteller: — wo findet man mehr die deutſche Stärke und Nachdruck?

Was helfen uns doch unſere verketteten Predigtperioden? Unſer ſchleppender Paragraphenſtyl? Die hüft- und markloſe Sprache der Wochenblätter? Der aufgeblähete Vortrag unſerer Schulüberſetzungen

und Schulredner? Der langsame Trab unserer Geschichtschreiber? Der artige Anstand unserer schönen Geister? Die ganze Zunft unserer, Gott sey Dank! deutlichen, ausführlichen und verständlichen Alltagsschriftsteller, die unsere Aufmerksamkeit schonen, unseren Verstand nicht überhäufen, unsere Einbildungskraft in Ruh und Friede selig schlummern, und unsere Wissenschaft, Belesenheit und Scharfsinn aus freundschaftlicher Liebe nicht demüthigen wollen. Solange wir nur einen Lessing für die kurzen Sprachgaukeleien der komischen Bühne, und einen Weiße (wenn er ohne Reime schreibt) für den Ausdruck des Cothurns haben; solange nur ein Gleim durch Umbildungen fremder Trauerspiele die Sprache versucht, die wie Kalliopens Tuba dienet; solange uns in Prose wenige Schriftsteller zum Rückhalt sind, auf die wir trotzen könnten: „siehe, dieser sagte nie zu viel!" so lange wollen wir uns freuen, wenn ein nachdrücklicher wortarmer Spartaner erscheint, ihm als Deutsche die Hände reichen und sagen: „kurz und gut, wir sind Brüder!"

Wer hiezu nicht Lust hat: wohl! dem geben wir Meiers Commentarien über den barbarischen, dunklen, lakonischen Baumgarten in die Hand, hier kann er sich satt lesen. Wer noch weiter geht und Abbt feierlich tadelt, der soll verdammt werden alle Wochenblätter nach der Reihe hin zu lesen die in Halle erschienen sind und erscheinen werden. Läßt es sich gar jemand einfallen Tacitus selbst zu tadeln (so wie es der Herr Conrector Johann Samuel Müller bewiesen hat, daß er vortrefflich, Tacitus aber schlecht schreibe), so weiß ich keine härtere Strafe als daß er diese gepriesene Hamburgische Uebersetzung, die dem Tacitus völlig treu bleibt, weil sie ihn durchaus verbessert, langsam und deutlich, Wort für Wort, mit Vorrede und Noten lese, ungefähr wie Mahomed nach einer Sura seines Korans denselben gelesen haben will. — Meinetwegen sey Abbts Kürze Fehler oder Barbarei; ich für meine Person wende mich zurück, und falte die Hände: „Heiliger Tacitus! gib

uns mehrere Abbts!“ oder mindstens: „strafe uns doch nicht mehr mit Uebersetzern, die deine rauhe Kürze glätten!“ — O warum kann ich Abbt, dem Schüler Tacitus, kein solches Denkmal aufrichten, als dieser dem Agricola setzte! — Denn siehe da! Agricola lebet!

Ich habe schon gesagt, warum Abbt vielleicht wegen seiner innern Denkart kein vollkommener Tacitus hat werden können, der, so wie ich ihn kenne, nicht bilder-, sondern spruchreich ist; jetzt eine äußere Ursache, warum er's vielleicht nicht hat werden wollen. Und nun bin ich bei dem dritten Zuge: Abbt kannte, liebte und las die französischen und englischen Schriftsteller. Vielleicht war der französische Witz seiner Munterkeit angemessener als der stille schwere Gang des Römers, und so machte er sich auf der einen Seite die schönen Sprünge und Wendungen eigen die wir so häufig in seinen Schriften finden; auf der andern reizte das oft überladne Colorit der Engländer, und ihre launischen Ausdrücke seine an Bildern reiche Einbildungskraft, seine zum Eignen des Ausdrucks geneigte Feder; und nun ward aus diesen Ingredienzen Abbts Styl: kurz und spruchreich wie der Römer, munter und blendend wie ein Voltaire, colorirt und launisch wie ein Britte. Allerdings ein seltenes Gemisch; aber laßt uns zu dieser schönen Seltenheit näher hinan!

Spuren des französischen Geistes lassen sich in Abbts Schriften nicht verkennen, und ein Montesquieu, Rousseau und Helvetius, ja auch in den Wendungen einiger Beispiele, Thomas, haben vielleicht an seinem Buch vom Verdienst sofern einigen Antheil, daß sie ihn auf eine Reihe freilich eigner Gedanken geleitet und den Ton seiner Denkart hie und da gestimmet. Von Helvetius nahm er die Idee dazu, wie uns sein Freund und Biograph erzählet; [1] allein er hat seinen Nebenarbeiter weit hinter sich, das Verdienst

[1] Nicolai Ehrengedächtniß S. 16.

in seiner Schrift ist auf allen Seiten mehr werth als der dampfende und sprudelnde Esprit im andern. [1] Auf einigen Spuren seiner Menschenphilosophie ist augenscheinlich Rousseau sein Führer, mit welchem er auch hie und da eine Situation so lebendig auszumalen weiß daß er uns hinreißt. Montesquieu hat ihn auf einige politische Ideen geleitet, und vielleicht seinem Buche etwas von der zerstückten französischen Methode gegeben, wider die er sonst selbst eifert. Da er nun außerdem Voltairen für das Muster der Schreibart mittlerer Geschichtbücher hielt, so werden wir daher, und wo wir's am wenigsten wünschen, in der Geschichte den muntern Ton finden der uns hie und da kitzelt, um nur zu lachen. [2] Abbt war zu groß um in dem Tode fürs Vaterland, wie in einer Parentation zu declamiren; zu groß um in seinem Verdienst ein Helvetius; zu groß um in seiner Geschichte ein Voltaire zu werden; Tacitus mindstens wäre keines von dreien geworden.

Vielleicht haben zu dieser Munterkeit auch die Literaturbriefe beigetragen, deren Ton er sich bequemen wollte, und so bequemet hat daß seine Schreibart in ihnen die originalste ist. Unerwartete Wendungen, angenehme Krümmen im Styl, rasche Einfälle, launischer Spott, muntere Sprünge unterscheiden ihn von außen, so wie von innen Reichthum an Planen, und in Vorschlägen ein Blick der immer auf das Ganze fällt, von einer Seite zur andern fliegt, und wo nicht durchdringt, so doch die ganze Oberfläche ins Auge nimmt. Der Verfasser der Fragmente über die neuere Literatur hat es daher so oft mit Abbt zu thun, ohne noch in die eignen Ländereien desselben gekommen zu seyn, denn die meisten Betrachtungen

[1] Doch ist dieser Esprit eines der Bücher, welche mit offnem Sinn und ganz vorzüglicher Menschenkenntniß geschrieben sind. M.

[2] Das ist aber nicht der wahre Geist der Geschichte; dem gebührt τὸ σεμνὸν und etwas von τοῦ θείου (Ernst und ein über die Welt hinaussehendes Gefühl). Voltaire nach Thucydides zu lesen war mir schon in der Jugend unmöglich. M.

Digitized by Google

und kleinen Abhandlungen in ihnen gehören Abbt zu. Und wer die Briefe ihrer äußern Einkleidung wegen lieſet, wird ſich die meiſten mit B. unterſchrieben auszeichnen. Nach ihrem Ableben haben die Literaturbriefe einen neuen Werth erhalten, ungefähr wie eine verſtorbene Gattin durch eine Nachfolgerin, die ſie nachahmen will und nicht kann: ich meine durch die Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur, in denen hier brittiſcher Spleen und Humour zuſammen herrſcht, dort ein Capriccio hervorguckt, mit franzöſiſchen Modeausdrücken um ſich wirft, und auf einmal wieder daſteht, in den deutſchen Harniſch eingeſchmiedet. Möchten dieſe Briefe, die brittiſch denken, doch auch brittiſch ſchreiben, und andern die leichten Einkleidungen überlaſſen die auf ihrem Körper wie preßhafte Ordenskleider ſcheinen. Ihr Genius in den Todtengräbern mit Klopſtocks Lyra gefällt nicht ſo, als ſelbſt Bodmers Erdmännchen, oder die *χρωτοπλαγια* des Alciphron, die die Literaturbriefe aus einem Herculanum retten. Ihr Bibliothekar am Fiſchteiche tritt hier gar nicht auf; laß ihn, wie der Barbier Niclas im Don Quixote, unter Büchern wühlen.

Ich finde mich zu Abbt zurück, um ein paar Worte über ſeine Bildercompoſition und Laune im Ausdruck zu ſagen; beide hat er von den Britten, nur freilich ſich zu eigen gemacht. Wenn jene, inſonderheit ihre Poeten, die Fülle im Colorit bis zum Ueberladnen treiben, daß ſie gegen die griechiſche Einfalt abſtechen wie ein gemalter Heiliger in der griechiſchen Kirche gegen ein Gemälde von Raphael, ſo überließ es Abbt freilich den Schilderern, die monatweiſe bezahlt werden, ſie ſo zu copiren wie ſie ſind, oder gar ihre ſchweren Draperien ſo zu zerren daß man rufen muß in der Hälfte des Bildes: ohe jam satis! Allein eben weil er in jeden Zug neue Bedeutung legen will, aus jeder Farbe eine neue ganze Figur macht, ſo wird freilich nicht das Colorit eines Bildes klumpenmäßig, aber die Bilder ſind zu gedrängt, zu fremde zuſammengeſetzt, um ein

Ganzes zu bilden. Sie verwirren ſich, ſtoßen gegen einander, und zerſtreuen.

So ganz Unrecht haben freilich die Kunſtrichter nicht, die dieß tadeln; aber ſo ganz Recht können ſie ſich auch nicht ſchaffen. Freilich iſt die Einfalt der Alten der erſte Vorzug ihres Styls, daß ſie nicht in Bildern reden, ſondern Bilder geben; jedes ſo weit ausführen als ſie es brauchen, und wenn ſie bei dieſem Bilde ſind, ganz in demſelben zu ſeyn wiſſen. Schriebe ich alſo über die Schreibart der Alten, ſo würde ich dieſen Vorzug gewiß weit führen, und zu Betrachtungen nutzen, da Geddes kaum darauf gekommen iſt. — Aber laſſet uns einen Augenblick vergeſſen daß dieſe Einfalt Vorzug iſt; laß ſie bloß Unterſcheidungszeichen ſeyn, um beide Stücke richtiger gegen einander zu ſetzen. Wohl! ſo nenne ich jenes den griechiſchen Styl des ganzen einfältigen Ausdrucks; dieſen, den Styl der Verkürzungen. Jener hat mehr Vorzüge; dieſem aber fehlt es daran auch nicht ganz; nur müſſen beide nicht nach Einem Geſetze beurtheilt werden. Dieſer ſagt uns mit wenigem mehr, jener zeigt uns ſein Eines ſtärker; dieſer ſetzt mehr neben einander, jener etwas ganzeres in einander; jener iſt der griechiſchen Zeit treu, dieſer, darf ich ſagen, paßt mehr auf die unſere. In unſerer Zeit iſt's ſchwer ohne ſolche Verkürzungen zu reden, und nicht zu ermüden; denn ſelbſt einige Griechen würden ermüden wenn wir ſie nicht als Griechen läſen. Es iſt ſchwer, die klare einfältige Weisheit der Griechen jeden Perioden bilden laſſen, ohne ihn nicht oft den Händen der Kunſt anvertrauen zu müſſen; denn wer will alles ſelbſt ſagen, ohne etwas vorauszuſetzen und hinzudenken zu laſſen? Nur wenigen glückt's im Deutſchen dieſer griechiſchen Grazie ſo zu opfern daß ſie alles was ſie ſagen ganz ſagen. Ohne Zweifel werden einige Leſer darüber den Kopf ſchütteln, allein nicht jeder der dieß nicht iſt, iſt darum nichts.

Wenn Horaz Drehbank und Amboß zuſammen wirft, ſo hat er

vielleicht den Fehler durch ein Beiſpiel zeigen wollen, indem er davon ſpricht:

Et male tornatos incudi reddere versus.

und er hat alſo die Verbeſſerung der Bentley, Cunninghams und Sanadons nicht nöthig. Wenn ſeine Bilder in den bekannten Verſen: nemo adeo ferus etc. ſich dem Kunſtrichter nicht freundſchaftlich gnug mit einander zu beſprechen ſcheinen, ſo könnte ich vielleicht parodiren: „kein Periode iſt ſo überladen an Bildern, daß man ihn nicht ebnen könnte, wenn man nur Geduld hat alles ſtückweiſe auszukramen und hinzuzählen.“ Allein wo hat ein Genie dieſe Geduld? Die Bilder drängen ſich von allen Seiten herzu, fordern Anſchauen und Bemerkung, eines ſtößt an das andere daß es klingt; aber endlich machen ſie ſich doch Raum. Gedanken zeugen Gedanken, dieſe treten, wider unſern Willen, in Sprüchen hervor; hier kommt eine Metapher zur Hülfe, warum ſoll ich ſie abweiſen? dort ein Zug aus einer Geſchichte, ich will ihn behalten. Aber daß das Gefolge nicht ſchleppend werde, wie Darius Kriegsheer, ſo muß ſich jedes einen kleinen Raum gefallen laſſen; das Gleichniß wird zur Metapher, die Metapher zum Beiwort, die Geſchichte Exempel; das Exempel Anſpielung in einem Zuge, die Meinung wird Gedanke, und der Gedanke Spruch. Nun hat jedes Platz, und da ich mein Heer nicht ausbreiten konnte, ſo ſorge ich, daß es ſich nicht im Wege ſtehe; Schlachtordnung iſt da, nur daß ſie nicht ins Gedränge komme. Kann ich noch überdem das erreichen, daß eben dieſe Nähe und Gedrungenheit Vortheil iſt, eins dem andern zur Seite ſteht, beiſpringt, die Hände reicht: deſto beſſer! Und hat der Feldherr auch darauf geſehen daß in den erſten Angriff Stärke, Leichtigkeit in die Flügel, und Nachdruck in den Hinterhalt kommt: Tadler! was willſt du mehr?

„Den Gäſten ſoll mein Gericht ſchmecken, nicht dem Koch gefallen!“ ſo ſagt ein Schriftſteller, der ſich auf ſich ſelbſt verlaſſen

kann. Erzeugen will ich dem andern Gedanken, aufrufen in ihm Bilder, in ihm Ideen ſchaffen, in ihm Empfindungen aufregen — nicht aber ihm meine Gedanken bloß erzählen, meine Bilder vorkramen, meine Empfindungen hingaukeln. Genies will ich wecken, Leſer lehren, nicht Kunſtrichtern gnügen! Wenn ich einen Autor von dieſer Art einmal in die Hände bekomme, ſo danke ich der Muſe feierlich: „dieſer Mann lehrt mich vergeſſen daß ich Kunſtrichter bin!“ Er hat nicht jenen regelmäßigen todten Styl, bei dem ich ſchleichen und jeden Fehltritt bemerken muß. Freilich hier ſind Auswüchſe; aber Dank ſeinen Freunden daß ſie ihm dieſe Auswüchſe nicht raubten, ihm ſeine Geſtalt ließen wie ſie iſt; hätten ſie ihn beſſern wollen, wie ein Bentley unſerer Zeit den Vater Hagedorn, ſo würden wir ſtatt ſeiner eignen Züge ſehen ein Geſicht voll Narben und Striemen.

Selbſt der kunſtrichteriſche Quintilian macht die Auswüchſe, die zu verſchneiden wären, und die überflüſſige Fruchtbarkeit zu Zeichen des Genies; die Erfahrung aller Zeitalter beſtätigt dieß, und ebenſo kann ich mich auf Erfahrung berufen daß ſolche Auswüchſe am meiſten neue Genies hervorbringen. Das Genie iſt eine Pflanze, die von der überflüſſigen Fettigkeit der Erde, die vom Schlamm hervorgebracht wird, ſich von ihm nährt und in ihm ſich weiter fortpflanzt. Daß ſchöpferiſche Vergnügen unter ſeiner Feder Gedanken werden, Bilder entſtehen zu ſehen, paaret ſich ſelten mit der ſparſamen Genauigkeit Bilder zu ordnen, Gedanken zu feilen. Hingeworfen liegt eines über das andere, aber das Hingeworfene ſind Schätze.

Wie aber? fordert die Armuth unſerer Sprache ſich durch Metaphern deutlich zu machen? So ſonderbar dieß im Anfange ſcheint, ſo könnte ich's doch nicht gerade wegläugnen, und meine Urſache iſt eben ſo ſonderbar. In Griechenland wurde die Weisheit gemeinſchaftlich mit der Sprache gebildet, beide gingen in gleichem

Schritt fort, und jene wuchs in dieſer wie auf eignem Grund und Boden. So aber nicht mit den neuern, ſo nicht mit unſerer Sprache. Hier bekommen wir Begriffe aus fremden Gegenden in unſere Sprache zu verpflanzen, ſie kommen über Meer und Land, um bei uns Wohnplatz zu nehmen. Kann es hier nicht ſeyn, daß ich neue Worte ſchaffen, daß ich Metaphern zu Hülfe nehmen muß, um mich deutlich zu machen? Niemand kann dieß läugnen, der die Eigenheit, oder den Eigenſinn jeder Sprache, oder ihre Dürftigkeit fühlet; wie aber und mit welchem Glück ein Schriftſteller dieſe Armuth erſetzt, dieſe Eigenheit behandelt, und wie Abbt ſie behandelt? hier hilft alles Vernünfteln im Ganzen nichts; ſuche Proben, urtheile über einzelne Fälle, oder ſchweige!

So komme ich alſo von Ungefähr auf das Eigenſinnige im Ausdrucke, was man in einer Sprache, oder einem ihrer Schriftſteller findet; und hier iſt mir Abbt ein ſchätzbarer Schriftſteller, in ſeinem Salluſt ein ſchätzbarer Ueberſetzer. Er kennet das Schrot und Korn der Unſrigen, und ſucht ſtarke Worte zu prägen, alte Machtworte hervorzuſuchen, die Wortfügung nach ſeinem Zweck und der Eigenheit unſerer Sprache zu lenken; freilich alſo ungewohnt zu leſen, ſchwer zu überſetzen. Aber wer will ſich denn leicht leſen und in Franzöſiſchdeutſch überſetzen laſſen? Nach einigen Jahren wird vielleicht ein Sprachforſcher an ihm ſitzen, ihn wägen, ſeine Beſonderheiten prüfen, und endlich ſagen: „Dieſer Schriftſteller arbeitete für die Sprache und in der Sprache; ein Nationalautor im doppelten Sinn!“ Ich will nicht aufs neue gegen unſere gangbare, geläufige Schreibart declamiren, Laune und Eigenthümlichkeit kann ich doch damit keinem geben. Nur ſo viel ſage ich: dieß Idiotiſtiſche hält Abbten bei mir ſchadlos gegen alles zu Franzöſiſche, oder zu Brittiſche, worüber er bei andern Schriftſtellern ſelbſt ſpottet.

Lange habe ich mich bei Abbts Styl aufgehalten, aber vielleicht aufhalten müſſen, weil die meiſten Kunſtrichter gegen ihn ſchreien,

und ſelbſt ſein Lebensbeſchreiber[1] nicht genau genug das Vortreffliche vom Fehlerhaften unterſcheidet. Allerdings „iſt unſere Sprache (durch das Verderben ganzer Jahrhunderte) zu weitſchweifig, und muß zuſammengezogen werden wenn ſie nicht ſchleppen ſoll; allerdings iſt jeder Begriff in der Wortfügung ſo zu ordnen daß er auf den Leſer mehr Wirkung thue, man muß ſie alſo nach beſondern Abſichten rücken; oft muß man neue Worte prägen, muß ſich durch Metaphern deutlich zu machen ſuchen, muß oft kurz und mit Einem Worte andeuten;“ wo aber alles dieß geſchehen muß, können bloß einzelne Fälle entſcheiden. „Tacitus hat Abbt nie in Fehler verleitet, dadurch daß er, wie dieſer, tief denken, ſpruchreich ſchreiben und die Wortfügung bequem ordnen wollen;“ ſondern dadurch fehlte Abbt daß er den Tacitus verließ. Auch das Metaphoriſche ſeines Styls iſt kein, und das zugedrängte Metaphoriſche ein nutzbarer Fehler; das Eigenthümliche und Launiſche ſeines Ausdrucks iſt unſchätzbar, und ſelbſt ſeine Auswüchſe ſind bildend.

Abbt iſt bei den Fehlern ſeiner Schreibart mir theurer als wenn er keine hätte; Verſuche, wie er, muß man machen um unſerer noch gewiß unausgebildeten Sprache Reichthum, Fülle, Leichtigkeit zu verſchaffen. Schriftſteller, wie er, muß man mit mehrerem Eifer und Aufmerkſamkeit auch in Abſicht ihres Styls empfangen, wenn wir je einmal claſſiſche Schriftſteller haben wollen; und eigenſinnige Journaliſten, wie viel ſind, die über Abbts Styl dumm und dreiſt, d. i. kunſtrichteriſch haben urtheilen wollen, haben hier gar nicht Sitz und Stimme, ſchaden unſerer Sprache, und thun Abbt Unrecht, der gewiß auch über den Styl urtheilen konnte. Und hätte ich mit dieſen Betrachtungen nichts ausgerichtet als uns eifriger gemacht auf die Ehre Nationalſchriftſteller zu ſeyn, das Innere unſerer Sprache her-

[1] Ehrengedächtniß, S. 20, 21, 22.

vorzugraben, zu läutern, zu nützen; uns eifriger gemacht auf die Ehre ſolche Nationalſchriftſteller zu erleben, damit wir mehr auf ſie merken und ſie prüfen; oder auch nur uns eifriger gemacht auf die Ehre Deutſche in der Sprache zu ſeyn, in deren Schooß noch unendlich viel unbekannte Schätze ruhen, die auf die Hand des Genie's und Künſtlers warten! Abbt ſtarb zu frühe, für uns ein claſſiſcher Schriftſteller zu werden, denn er hat, wie jener Grieche die Helena malete, mehr reich als ſchön geſchrieben; Abbt ſtarb zu frühe, für uns der erſte claſſiſche Ueberſetzer zu werden, denn ſein Salluſtius iſt ein wohlgebildetes, aber verwaiſetes Kind; Abbt ſtarb zu früh, in der Philoſophie über unſere Sprache der erſte einer neuen Bahn zu werden; aber da hangen noch die Kränze für den der darnach ſtrebet; ich bin kein Hellanodik um ſie auszutheilen.

Daß Abbt ein Apoſtat der Theologie geworden, gibt Miller ſeinem Geſchmack an den franzöſiſchen Schriften, und ſeiner Liebe mehr für das Schöne in der Erkenntniß als für das Mühſame im Syſteme Schuld. Warum er das Studium der Theologie verlaſſen, geht mich hier nichts an; aber ob dieß Studium auch einen Einfluß gehabt in das was wir von ihm haben, das iſt meine Frage! — Trügt mich nicht mein Gedächtniß, ſo hat Abbt unter den Nachrichten von Baumgartens Büchern auch einige verfertigt; allein die rechne ich hier nicht. Verſchiedene Stellen ſeiner Bücher, die an die Gränzen der Theologie ſtreifen, und ſein Styl, der manchmal ins Bibliſche fällt, dieß kommt hier in Betrachtung.

Zu denen Philoſophen gehört Abbt ganz und gar nicht die in ihren Schriften jener Grundregel des Protagoras zu folgen ſcheinen: „ob Götter ſind oder nicht ſind? davon hab' ich nichts zu ſagen!" Ich will's zugeben daß Abbt auf Religionsſeiten deſto eher gerathe, weil er ſich einige Zeit gewöhnt Dinge unter ſolchen Geſichtspunkten anzuſehen, und daß unſerer Seele die Situationen oft unvermerkt wieder kommen mit welchen ſie ſich lange beſchäftigt.

So viel bleibt immer daß Abbt oft seine Materien auf die Religion leite. — Ein schönes Beispiel für die Weltweisen, die in ihren Büchern mit dem Pöbel zu glauben scheinen: nur am Sonntage und in Predigten müsse an Gott gedacht werden! — Ein schöner Fund für den, der sich nicht darüber ärgern darf Religion zu finden wo er's nicht glaubte, und eine kleine Schadloshaltung für das Studium der Theologie, das an Abbt gewiß viel verloren hat.

Abbt will die Stimme ausrufen: sterbt fürs Vaterland! er sieht keinen Ort wo sie unter uns gehört werden könnte, und kommt auf den Gedanken sie dem Diener der Religion anzupreisen.[1] Ein Gedanke den jemand,[2] der kein Diener der Religion ist, sehr unschicklich angestritten, den ich aber unsers Abbts nicht unwürdig finde. — Abbt will beweisen[3] daß die Liebe zum Vaterland die Furcht vor dem Tode bezwinge; er thut es auf eine Art die es zeigt nur Religion könne über die Schrecken des Grabes erheben. Im Vorbeigehen gibt er[4] ein Bild von dem Enthusiasmus der Märtyrer, und das Bild lebet. Er geht dem Begriff des Verdienstes nach; und siehe da! endlich[5] findet er sich vor dem Richterstuhle des obersten Richters der Verdienste. Er sucht starke Seelen auf; auch die schwachen Seelen sind ihm stark, die Gott trauen,[6] die zu leiden wissen,[7] die es vermögen Wahrheit zu suchen, und die Tugend auch mitten unter Zweifeln zu lieben;[8] aber die starken Geister entblößet er, die wider sich wüthen, oder über die Religion spotten.[9] Nicht schämt er sich des Worts das den Geist unseres Glaubens ausmacht: Erlöseter! sondern legt ein Scherflein auf den Altar Gottes, das über große Summen gilt.[10] Mit Verehrung im Staube nennet er[11] das unendliche Verdienst des Erlösers; mit ernsthafter

[1] Vom Tode fürs Vaterland. S. 7. [2] S. Reliquien. [3] Vom Tode fürs Vaterland. S. 58, die Anmerk. [4] Vom Tode fürs Vaterland. S. 91, 92. [5] Vom Verdienst. S. 17. [6] Ebendas. S. 61. [7] S. 92—97. [8] S. 132, 133. [9] S. 115—131. [10] S. 251—254. [11] S. 256.

Unparteilichkeit wägt er das Verdienſt des Heiligen,[1] des Schriftſtellers der Erbauung,[2] des Predigers,[3] und mit gewiſſenhaftem Scharfſinn ſetzt er ſich den frommen Miſanthropien eines Schriftſtellers[4] entgegen, der jetzt dahin gerathen wohin ich ihn nie gewünſcht habe; Möſers Schreiben an den Vicar gibt er uns[5] in dem religiöſen Tone der auch ſeine Zweifel[6] ſtimmet; und mehr als Ein Ort ſeiner jüdiſchen Geſchichte verräth daß ihm die Theologie kein fremdes Land ſey.

Hieraus leite ich auch ſeinen bibliſchen Styl, den ich nicht ſowohl anpreiſen als rechtfertigen, entſchuldigen, erklären muß, weil viele ehrliche Leute ſich vor dieſem Namen ſegnen, und einige Recenſenten es feierlich für eine Entweihung der Schrift halten mit Worten aus ihr zu reden. Abbt bedient ſich Beiſpiele aus der bibliſchen Geſchichte, einiger ſtarken Bilder der Religion, einiger Ausdrücke der Bibelüberſetzung Luthers. — Dieſe drei Stücke habe ich aufgefunden, und will ſie näher betrachten, weil das Wort bibliſcher Styl in dem Munde einiger Kunſtrichter ſo etwas zu ſeyn ſcheint als viele Ausdrücke des bibliſchen Styls im Munde einiger Prediger: nämlich etwas wovon ſie nicht wiſſen was es iſt.

Beiſpiele aus der bibliſchen Geſchichte — warum wollen wir ſie aus einer ſo lehrreichen und ernſthaften Schrift verweiſen als Abbts Verdienſt iſt? Haben beide nicht Einen Zweck, den Menſchen weiſer zur Tugend zu machen? Iſt's oder ſoll es ein Widerſpruch bleiben als Philoſoph und als Chriſt ſchön und bibliſch, religiös und gründlich zu ſchreiben? Will man trennen was Gott verbunden hat, das Herz eines Menſchen und das Gedächtniß eines im Chriſtenthum Erzognen? Beiſpiele der bibliſchen Geſchichte haben ja die Würde, die durchgängige Bekanntheit, Deutlichkeit, Faß-

[1] S. 318—327. [2] S. 344—354. [3] S. 373—380. [4] S. ſ. Rec. über Möſers Schr. in den Lit. Br. u. der deutſchen Bibl. [5] S. Lit. Br. [6] S. Lit. Br.

lichkeit, die kein erdichtetes Beiſpiel hat, die wenige Beiſpiele der Geſchichte für eine große Reihe Leſer haben können; warum will ſie uns ein frommer Eigenſinn verbieten wenn wir ſie würdig brauchen können? Warum ſoll Abbts Gleichniß von der Bundeslade nicht in ſeinem Tode fürs Vaterland, und mehrere dieſer Gattung in ſeinem Verdienſt ſtehen? Meinetwegen immer!

Und Bilder aus der Religion? Warum nicht, wenn ſie paſſend, ſchildernd, bekannt oder gar rührend ſind! Die Religion iſt eine reiche Quelle ſolcher Bilder, und warum ſoll ich es mir verbieten daß, wenn ich nicht bloß für den reinen Verſtand, ſondern mit Bildern reden will und muß, daß ich zu der Quelle eile in die meine Einbildungskraft in zarter Kindheit getaucht wurde, aus der in das Gedächtniß meiner Leſer Ströme geleitet wurden die mir am nächſten zur Hand, meinen Leſern die ſicherſte, und für meine Materie vielleicht die ergiebigſte, die nahrhafteſte, die wohlſchmeckendſte iſt? Warum ein Bildercabinet verſchließen das ehrwürdig, reizend, reich iſt, jedem offen ſteht, und zum Glücke uns von Jugend auf offen ſtand?

Und dann ſtarke alte Ausdrücke aus Luthers Bibelüberſetzung? — Wenn es wahr iſt daß die deutſche Sprache ſeit einigen Jahrhunderten viel von innerer Stärke verloren, und jede Bemühung alſo gülden ſey die ſie zu dieſer verlebten Jugendſtärke zu verjüngen ſuchet; wenn es wahr iſt daß allein in alten Schriftſtellern dieſe Ader gediegenen Goldes anzutreffen und zuerſt an den bekannteſten Orten aufzuſpähen ſey, ſo ſchlägt bei dem Styl der Bibelüberſetzung Luthers die Wünſchelruthe zuerſt. Reichhaltig iſt die Ader, dieß kann niemand läugnen wer wahres Deutſch fühlet; noth thut uns das Gold aus derſelben; dieß gibt jeder zu der unſere Nationalſchulden an franzöſirenden und brittiſchen Ausdrücken kennet. Ueberdem iſt es von hier aus am leichteſten unter die Leute zu bringen; warum ſoll es denn verſchloſſene Schätze enthalten?

Ich will nicht anführen daß in jeder Nation die älteſten Sprachſchätze ſtets für Heiligthümer des Apollo gehalten ſind, und daß, da die Religion gemeiniglich eine Wächterin dieſes Heiligthums geweſen, zu ihr ſich jedesmal Dichter und Schriftſteller mit ehrerbietigen Schritten genahet um eigenthümlich und über das Gemeine zu reden. So kamen Homer und Virgil und Salluſt und andere aus dieſem geweiheten Haine Apolls als ehrwürdige Perſonen zurück, weil ſie ſich ohne Strafe hatten erkühnen dürfen einen Lorbeerkranz in ihm zu brechen; — und ſo ſollen wir, denen ſchon nicht erlaubt iſt bis in die heiligen Wälder Theuts zu dringen, und von der goldnen Sichel des Druiden im weißen Kleide geweiheten Vogelleim aus der Höhe aufzufangen — wir ſollen uns wenigſtens nicht durch das ἐκὰς ἐκὰς ἔστε βέβηλοι! derer abhalten laſſen die allein Vertraute des Phöbus ſeyn wollen, weil Phöbus Apollo in dem Vorhof ſeines Tempels niemand ſchadet. Ich meine daß, da wir die älteſten Urſtücke deutſcher Sprache faſt verloren haben, wir uns an denen halten müſſen die uns einige mit Unrecht verſchließen wollen, als ein vom Himmel gefallenes Palladium, da es doch nur Kirchengeräth iſt.

Ich will auch nicht anführen daß der bibliſche Vortrag der Kanzeln, in dem ein Gottesgelehrter[1] den meißniſchen Dialekt aus Luthers Zeiten hören will, vielleicht verſtändlicher werden dürfte wenn man ihn nicht bloß in Poſtillen fände, da es denn freilich etliche geben muß, **qui quum in templum venerint, putent se in alium terrarum orbem delatos**; denn ſo überſchritte ich offenbar meine Schranken.

Aber das will ich nicht verbergen daß ich mich im prophetiſchen Geiſt auf eine Zeit freue da man vielleicht in der Sprache zur alten deutſchen Einfalt und rauhen Stärke zurückkehren und eine große Menge unnützer und erborgter Kleinode verlaſſen wird, und daß ich mich zum voraus auf eine Ernte proſaiſcher Originalſchriftſteller

[1] S. Heilmanns Prediger und Zuhörer.

freue, von denen jeder seinen Styl haben kann. Einige Scribenten unserer Tage scheinen mir eine Morgenröthe und Vorboten dieser Zeit zu seyn; und auch der Muse von Abbts Style weihe ich in allegorischem Sinne das Lied Anakreons, das er dem verwandelten Lieblinge der Aurora (ich wage das deutsche Wort nicht), der τέττιξ sang: „die auf den Gipfeln der Bäume von ein wenig Thau trunken, königlich singet. Ihr ist alles was sie auf den Feldern siehet; ihr ist was die Zeitgöttinnen bringen. Sie, die Freundin der Landarbeiter, von deren keinem sie Beschädigung fürchtet; sie, die süße Heroldin der Ernte, theuer den Menschen; sie lieben die Musen; selbst Apollo liebt sie, und gab ihr hellen Gesang. Nie wird sie altern die weise Liebhaberin der Lieder, zwar aus Erde gemacht, aber ohne Fleisch und Blut, ohne Schmerz, und fast den Göttern ähnlich."

Für das Universitätsleben war Abbt nicht — ein Umstand in seinem Leben, der es vielleicht erkläret warum er die Universitätsgaukeleien,[1] die Wochenschriften voll Studentenwitz,[2] den hochgelahrten Professorstyl,[3] und die gelehrten Studentensocietäten,[4] ich meine die deutschen Gesellschaften von gemeinem Schlage, so wenig leiden konnte. Vielleicht hat eben diese Abneigung gegen den akademischen Ton es auch gemacht daß seine Schreibart etwas zu unakademisch ist, da seines Lehrers und Freundes Nachricht es überdem sagt: „daß er überhaupt gegen die systematische Philosophie gewesen sey, die auf unseren hohen Schulen vorgetragen wird." Abbts Denkart gibt uns auch hiezu sehr leicht den Schlüssel. Eine große Lebhaftigkeit, die immer neue Gedanken hervorbringt, ist selten mit der Stätigkeit verknüpft die einen einzigen Gedanken bis in seine Tiefe verfolgt. Eine

[1] Siehe Lit. Br. Th. 2. S. 61.
[2] Siehe Lit. Br. Th. 9. S. 131.
[3] Siehe Lit. Br. Th. 17. S. 106.
[4] Lit. Br. hin und wieder.

fruchtbare Seele gebäret Ideen; dieſe aber zu erziehen und auszubilden, wird andern überlaſſen; eine ſtarke ſinnliche Aufmerkſamkeit paaret ſich ſelten mit der Abſtraction, die ſich, wie Demokritus, die Augen blenden muß um nicht von außen gehört zu werden, ſondern ein einziges zu zergliedern; der philoſophiſche Scharfſinn ſcheint oft gegen den äſthetiſchen Witz ein entgegengeſetzter Pol zu ſeyn, und der geſunde nahrhafte Menſchen- und Bürgerverſtand, der bei Abbt das vornehmſte war, gattet ſich nicht ſtets mit der ſpeculativen Vernunft, die ſich unter abgezogene Begriffe, wie unter abgeſchiedene Geiſter, verlieret. Genaue Syſteme, abgezirkelte Leſebücher zu ſchreiben, war nicht für Abbt; denn ſelbſt ſein Buch vom Verdienſt u. ſ. w. iſt nicht nach einem topographiſchen Abriß gemacht, in dem ich bloß Linien ſuche die feſt nach der Kunſt, richtig dem Verſtande und deutlich dem Auge ſeyn ſollen; es iſt vielmehr ein Werk nach Hogarth'ſchen Schönheitslinien, mit ſanften Wellen, reizenden Schlängelungen, abwechſelnden Farben entworfen. So wenig aber als ich aus dieſem Buch ein Schediasma in akademiſchem Style wünſche, ſo wenig wird man wieder in einem philoſophiſchen Lehrſyſtem einen Abbtiſchen Vortrag erwarten, wo nicht alles verderben ſoll. Ich werde dieſen Unterſchied unten mehr auseinanderſetzen, da er für unſere Zeit nöthig iſt; hier füge ich bloß dazu daß Abbt ſeinen Aufenthalt in Berlin, ſeine Reiſen und ſeinen letzten Aufenthalt am Hofe zu Bückeburg vielleicht für ſeine gelegentlichſten Zeiten wird gehalten haben. Schade nur daß ihn der Tod nicht gefriſtet, es uns mehr zeigen zu können: [1] „daß Unterredungen mit einem großen Manne dem Geiſt einen Enthuſiasmus beibringen, während deſſen er ſich fähig zu großen und würdigen Gedanken hält."

So habe ich einige Hauptſtriche zu Abbts Charakter angegeben: Striche vielleicht wie jenes korinthiſche Mädchen um den Schatten ihres ſchlafenden Liebhabers zog, in denen ſie ſein Bild zu ſehen

[1] Siehe Vorrede zu ſeinen hiſtoriſchen Fragmenten.

glaubte, weil ihre Einbildungskraft den Umriß ausfüllte, ein fremder Zuſchauer aber nichts erblickte. Abbt war ein Philoſoph des Menſchen, des Bürgers, des gemeinen Mannes, nicht ein Gelehrter; er war durch die Geſchichte wie unter Thaten gebildet; in Tacitus Kürze verliebet, die er aber mit franzöſiſchen Wendungen und brittiſchen Bildern miſchte; zur Theologie erzogen, von welcher er auch etwas bibliſche Sprache behielt; und übrigens nicht für den ſtrengen ſyſtematiſchen Vortrag.

Nun ſollt' ich ſein Bild umkehren, wie Anakreon das Bild ſeines Bathyllus, und ſagen: „die Kunſt iſt neidiſch daß ſie das Beſte nicht ausdrücken kann, ſeine Seele.“ Ich ſollte, da ich ihn jetzt von außen betrachtet, in das innere Triebwerk greifen das ſo große Dinge wirkte, mit ſtarker Hand dasſelbe anhalten, und die Räder und Federn zerlegen die alles bewegten. Oder damit ich mich dem Tone der Zeit bequeme, ſo ſollte ich mich in der Pſychometrie üben, und ihn wie ein preußiſcher Werber ausmeſſen; ein Gericht das Dichter und Maler nach ihrem Tode haben über ſich müſſen ergehen laſſen, und zu welchem noch neulich unſer Kleiſt ſeine Schuhe hat ablegen müſſen. Allein da ich mich auf dieſe Kunſt nicht verſtehe, und Abbt nicht gern, wie jener Hylas den Agamemnon vorſtellte, mehr langſtreckig als groß machen wollte, ſo verweiſe ich hierüber auf ſein Ehrengedächtniß, deſſen Verfaſſer ihn perſönlich gekannt hat.

Wie ſehe ich, wenn ich Abbts Schriften in ſeine Seele leſe, ſo viele Kräfte derſelben in Bewegung! Sinnliche Aufmerkſamkeit heftet ſich auf jeden Punkt des Gegenſtandes, fliegt von Seite zu Seite, und auf jeden wirft ſie Strahlen; ſeine Idee wird lebhaft, gehäuft, helle, und ſeine Rede ſchimmert. Das Licht iſt nicht ſcharf, nicht ſtrenge, aber ausgebreitet, immer im neuen Zuſtrome. Er wird faßlich durch die Menge ſeiner Merkmale; er kläret auf wenn er auch nicht beweiſe; er ſtellt ins Licht wenn er auch nicht ent-

wickelte; er macht ſicher, gewiß, ſtark; wenn er auch nicht überzeugte, ſo überredet er bis zum Augenſchein. Sein ganzes Buch vom Verdienſt iſt hier ein einziges großes Beiſpiel.

Oft ſpricht er wie durch einen innern Sinn, wie z. E. da er die Größe,[1] Stärke[2] und Güte des Herzens ſchildert, wie niemand ſie vor ihm ſchilderte. Er geräth auf Begriffe die er innig fühlet, mit Anſtrengung denket, aber mit Mühe ausdrucket. Da er ſie wie durch eine Divination empfand, und wie in einem Geſichte anſchauete, ſo ſagt er ſie auch alsdann wie ein Bote der Geheimniſſe, und nimmt zu Bildern ſeine Zuflucht die uns oft ein Blendwerk der Sinne ſcheinen, es vielleicht aber für ihn nicht waren. Dieſe Seite von Abbts Geiſt iſt für mich die heiligſte, und jede Entdeckung in ihr ein Aufſchluß in der Seelenlehre, obgleich unſere entſeelten Kunſtrichter Abbten eben ihretwegen der Dunkelheit und der Unbeſtimmtheit anklagen.

Seine Einbildungskraft iſt reich, fruchtbar, rhapſodiſch, und auf eine edle Art unbändig; nicht immer ein Baumeiſter der wohlgeordnete Gebäude errichtet, aber eine Zauberin die an den Boden ſchlägt, und ſiehe! plötzlich ſind wir mitten unter prächtigen Materialien. Sie rührt ſie an, und ſiehe! dieſe bewegen ſich, heben ſich, verbinden ſich, ordnen ſich; und o Wunder! da entſtehet wie von ſich ſelbſt, oder vielmehr durch eine unſichtbare Kraft, vor unſern Augen ein Palaſt, prächtig, groß, bezaubernd, nur nicht nach der Kunſt der Vitruve und Vincenti. Wir treten näher, um zu erfahren ob es ein bloß Luftgebäude für unſer Auge iſt: wir betaſten es, und ſiehe! es iſt wirklich; wir fühlen nach Feſtigkeit, es ſteht; wir wagen uns endlich in daſſelbe, überzeugen uns von der Dauer, und nehmen es uns zur Wohnung. Selten iſt's daß die Phantaſie immer eine Schweſter der Wahrheit bleibet, wie bei Abbt meiſtentheils. Das macht, ſie paaret ſich überall mit dem guten

[1] S. 44—51. [2] S. 56—145.

gesunden Verstande, läßt diesem die Herrschaft des Mannes, und wird ihm nur eine Mutter der Fruchtbarkeit und eine Haushälterin seines Vermögens. Ueberall hören wir bei Abbt Urtheil, und sein Urtheil ist feurig, scharf und richtig, vollständig.

Feurig: er hat ein starkes Gefühl für das Schöne, das Menschliche und Sittliche; daher ist sein ästhetischer Geschmack, sein menschliches und moralisches Urtheil auf Empfindung, nicht wie bei fühllosen Sitten- oder Kunstlehrern auf Regeln gebauet. Man siehet daß er mit Lust oder Unlust urtheile, nicht in dem schalen Ton der Gleichgültigkeit in welchem entmannete Wortkrämer schwatzen. Die Gegenstände die er betrachtet, werden bald mit ihm vertraut und einheimisch seiner Seele; er hält sie nah an seine Augen und an sein Herz; er kann das Schöne nicht sehen ohne gereizt, das Gute ohne gerührt zu werden; jeder Zug seines Gesichts, jede Bewegung seiner Hände zeigt daß in ihm nicht ein Etwas spreche das von kalter Erde oder von reiner Luft gemacht, sondern das mit der Flamme verwandt ist, und wie zu Leuten spricht die erwärmt werden können. Daher sind seine ästhetischen Urtheile voll Geschmack, wie viele Proben in den Literaturbriefen zeigen; seine psychologischen Untersuchungen nicht ohne Empfindung, wie der Eingang zu seinem Artikel von der Größe des Geistes, viel Bemerkung von der Stärke der Seele, und insonderheit seine Einschaltung von Empfindniß und Empfindung beweisen; und in menschlichen Situationen redet sein ganzes Herz. Sehr selten ist dieß dreifache Gefühl für das Schöne, für das Menschliche, für das Gute vereinigt; und wo sie vereinigt sind, müssen sie den Enthusiasmus hervorbringen den Nicolai auch bei unserm Abbt bemerket. Wenn das bloße Gefühl von der Schönheit den Virtuosen, das bloße Gefühl für Menschheit und Tugend den Verdienstvollen bis zur Begeisterung erheben kann, so wird, wo sich diese drei Göttinnen vereinigen, die Begeisterung eine Art von Enthusiasmus

selbst für die Wahrheit werden können; und solch ein liebenswürdiger Schwärmer war Abbt.

Ich sage nicht daß sein Gefühl für alle drei Gattungen gleich stark gewesen wäre, dieß ist selten oder auch halb unmöglich; denn wenn eine Art zu stark wird, so schwächt sie die andere. Sein Gefühl für Dichter war nicht bis zur Dichterei, seine Neigung zu den schönen Künsten nicht bis zur Hauptbeschäftigung; er blieb auf der Mittelseite der menschlichen Empfindung, von da er die Saiten des ästhetischen Geschmacks und des moralischen Gefühls gemeiniglich zu berühren pflegt, wie ich an verschiedenen Stellen diesem Gange seiner Seele mit Vergnügen nachgeschlichen bin. Da auch sein Gefühl mehr heftig als zart ist, so hat mich bei diesen Urtheilen oft gedünkt als wenn mir jener Held Homers, der an Weisheit fast dem Jupiter glich, vor Augen stände: „wie er mit starker Stimme Worte aus seiner Brust läßt, die Zügen von Schneeflocken gleichen."

Scharf und richtig ist sein Urtheil, denn es ist vom gesunden Verstande gebildet, der da überleget, vergleichet, schnell zusammenfaßt und spricht. Nicht ist dasselbe unter Büchern abgestumpft, verhärtet und eigensinnig gemacht, sondern nur mehr gefeilet und berichtiget; nicht ist's durch die gelehrten Düfte eines Viehstalles, den man jener französischen Herzogin zur Cur vorschlug und uns zur Bildung vorschlägt, zum Empfinden eingeweihet; denn wer unter so etwas erzogen ist, sagt Petronius von der verfallenen Gelehrsamkeit seiner Zeit mit Recht, kann so wenig klug denken als die so in der Küche wohnen, wohl riechen; sondern da Abbt mit Empfindung und Stärke wie der gemeine Mann, und mit Scharfsinn wie ein Denker urtheilet, so ist er, es sey denn daß ein spielender Witz seine Schärfe hintergeht, und rasche Einbildungskraft seine stille Ueberlegung, wie mit einem Sturm von Bildern durchjagt, ein Muster.

Ja an der Vollständigkeit seines Urtheilsgeistes (ich sage mit Fleiß nicht Tiefe) noch mehr: da er, „sobald er sich nur in

dieſer oder jener Provinz des Reiches der Wiſſenſchaften umſehen wollte, ſie in ſchnellem Fluge, mit unglaublichem Fleiße durchzog, und Proben ablegte daß ſie ihm bereits, gleichſam nach einer allgemeinen Karte, bekannt ſey;“ [1] da er ſich nicht unter einen Schutt von antiken Trümmern vergrub, oder in ein enges Gebäude der Handwerksliteratur einkerkerte, und da inſonderheit ſein reiches Gedächtniß ihm aus Erfahrung und Geſchichte ſo viel zuführte als nöthig war ſein Urtheil vollſtändig zu machen.

Wenn ich auf ſolche Art Abbts Geiſt in ſeinen Schriften zergliedere, ſo gerathe ich auf den Gedanken zuerſt: „wie viel enthält eine Menſchenſeele!“ und nachdem ich eine große Kluft überſprungen, ſeufze ich: „wie viel haben wir mit Abbt verloren!“

Claudite jam Parcae nimium reserata sepulcra,
Claudite plus justo jam domus ista patet.
Ovid.

Jetzt will ich mich, wie die Biene des Horaz, oder Anakreons Grille, auf die Fluren wagen die in Abbts Schriften vor mir liegen; unermeßlich ſind ſie nicht, und noch dazu überall blumenreich und voll Nahrung; ich ſchwärme alſo, wie am ſchönen Sommertage, unter dem rothen Antlitz der Morgenröthe über ſie hinaus.

— — — apis Matinae
more modoque
Grata carpentis thyma per laborem
Plurimum circa nemus, uvidique
Tiburis ripas.

Ende des erſten Stücks. (Die Fortſetzung unterblieb.)

[1] Siehe Millers Vorrede.

2.

Nikolaus Kopernikus.[1]

Der Erfinder des neuen Weltſyſtems, Kopernikus, hat größer Glück gehabt als der Erfinder des neuen Welttheils, Columbus. Das Verdienſt dieſes wurde ſchon bei Lebzeiten unterdrückt und verdrungen; der Ruhm jenes ging erſt nach ſeinem Tode recht auf, und die größten Männer der Nachkommenſchaft bauten ihre Unſterblichkeit nur auf die ſeine. Am Himmel haben überhaupt mehr würdige Namen neben einander Platz als im Koth und Gewühl der Erde.

Dabei kam Kopernikus zu ſeiner Monarchie unter den Sternen (die größte die je ein menſchlicher Name umfaßte) nur von Gottes Gnaden, durch Erbſchaft und Zueignung, durch Beſitznehmung einer alten abgeſtorbnen Meinung. Schon die Aegypter waren darauf gekommen den Mercur und die Venus um die Sonne wandern zu laſſen; Apollonius Pergäus nahm mit Mars, Jupiter und Saturn eben die Fahrt vor. Die Erde ſelbſt war durch Pythagoras ſchon vom Mittelpunkt der Welt geſtoßen, und Philolaus, ſein Jünger, ließ ſie recht deutlich und eigentlich um die Sonne wandern. Alle Stückwerke der Kopernikaniſchen Meinung waren alſo ſchon alt; er ſelbſt läugnete es nicht daß er eben auf dieſen Trümmern zu ſeinem Gebäude gekommen. Er aber war der Mann von Kraft der's baute; der dem allgemeinen Vorurtheil entgegen eine todte Meinung wieder erweckte, und, ſoviel ſeine Zeit zuließ, mit Grund und Bemerkungen in die Welt führte. Der Folgezeit kam's zu ſeinen halbgeweiſſagten Sonnenplan zu bewähren oder zu zerſtören; ſie hat ihn bisher bewähret, und ob ein neuer Kopernikus möglich ſey, muß erſt eine neue größere Folgezeit lehren.

[1] Aus dem Deutſchen Merkur 1776 (zu des K. Bildniß).

Doch wir reden hier nicht von Revolutionen des Himmels, ſondern des menſchlichen Geiſtes. Wir wollen bei Kopernikus Bilde dem Leſer etwas vom Manne ſagen.

Nikolaus Kopernikus ward in einem Lande geboren das faſt für eine literariſche Wüſte gilt, zu Thorn in Preußen, den 19 Februar 1473, und ward in einem Lande erzogen das faſt noch mehr dafür gilt, zu Krakau in Polen, wo er in der Nacheiferung mit Mitſchülern in der Mathematik ſchon alle die Funken fühlte die ihm keine Ruhe ließen, ihn im dreiundzwanzigſten Jahre nach Italien trieben, und den künftigen Kopernikus weckten. Inſonderheit reizte ihn der Name Regiomontans, der damals Fackel der Welt war; er legte ſich auf Perſpectiv und Malerei, weil er ſie zu ſeiner Reiſe und zu ſeinem Beruf einſt nöthig ahnete; er erſchien in Italien, und war bald ſo berühmt als Regiomontan ſelbſt. In Bologna war er bei Dominicus Maria, dem damals berühmteſten Lehrer der Mathematik, wie man will, Lehrling und Mitarbeiter; ihm behagte die Meinung dieſes Beobachters von der veränderlichen Weltaxe, die man damals mehr ahnete als wußte, und gab ihm vielleicht zu ſeinem künftigen großen Weltenbau Aufflug. Zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts war er zu Rom als Lehrer der Mathematik im Glanze; er kehrte in ſein Vaterland zurück, und da er nun durch ſeiner Mutter Bruder Domherr zu Frauburg in Preußen ward, ſo bekam er Zeit genug ſeine Horas fortzuſetzen unter Linien, Zahlen und Sternen.

Hypotheſen ſind Träume, und bei jedem Traume, ſey er himmliſch oder irdiſch, ſey er durch die ſchwarze oder weiße Pforte zu uns geſchlüpft, bleibt's für den Menſchenſinn die bildendſte Kenntniß zu wiſſen wie er ward? wie ſein Finder oder Dichter dazu gekommen? Kopernikus kam leicht auf den ſeinen; aber ſein Verdienſt war daß er ihn ergriff, ihn hinaus zu träumen wagte, ihn

wachend mit so viel Bemerkungen und Rückerinnerungen unterstützte, als seine Zeit, seine Lage, seine Gegend ihm verschaffte.

Zeichnungsgefühl nämlich, sein Sinn für Symmetrie und Verhältniß zum Ganzen war der Finger Gottes, der ihm das Weltall wies.

Unter allen homocentrischen Cirkeln, mit denen seine Vorgänger gebauet hatten, fand er so wenig Ordnung, Grund, Aufschluß. Marcianus Capella mit seinen Aegyptern, und Apollonius zeigten ihm Stückwerke, woraus was bessers werden könnte; Pythagoras und Philolaus trafen näher, und nun schien Ordnung. „Soll," sagte er, „das Weltgebäude ein Riß seyn wo Hand, Fuß, Auge, Haupt, Herz, alle Glieder, zwar einzeln, jedes für sich genommen, schön und hold sind, alle zusammengesetzt aber ein Ungeheuer, kein Ganzes, kein Körper? Wer zeichnet, welcher Baumeister entwirft so? Und Gott unter Sonn' und Erden soll also entworfen haben?" Auf dem Wege dieser Malerei gingen seine Gedanken in Bemerkungen (so viel er ohne Fernglas bemerken konnte), Zusammenhaltung, Rechnung fort; vieles mußte er weissagen was er nicht sehen konnte; überall aber ward Ordnung, Grund und Zweck, aus Einem alles zu begreifen, kurz ein Weltall. So bauete Kopernikus; Kepler und Newton baueten ihm nach. Seine Skizze ward ihnen Poem, eine Philosophie des Weltsystems mit Grund, Maß und Verhältniß. Zu den größten Entdeckungen also, die wir dafür halten, winkte Einbildung, Malerei, Poesie herauf und hielt die Leiter.

Nur wollte ich nicht daß jemand diesen Gang des Geistes in Kopernikus und Consorten für das fliegende Jucken der Phantasie hielte, das Neuerer, Jünglinge und Klüglinge fühlen. Kopernikus war ein Mann, in seiner Wissenschaft erfahren, auch in seiner Domherrnstille Beobachter, Prüfer, Arbeiter. Er verbesserte die Ptolemäische und Alphonsische Tafeln, machte sich Instrumente so gut er

konnte; sein Buch war 1530 (ein langer Zeitraum seit seiner Reise nach Italien) fertig, und noch 1534 mahnte ihn der Cardinal Schomberg, von Capua aus, darum umsonst. Im Jahre 1539 verließ der berühmte Rheticus, Professor der Mathematik in Wittenberg, seine Stelle, und wallfahrtete zu ihm als Schüler eines Weisen, der Pythagoras Meinung lehrte, und sie auch wie Pythagoras lehren wollte, lebendig, mündlich. Der eingeweihte Lehrling ward bald vom Geiste seines Lehrers voll, daß er überall Kopernikus predigte; noch aber gab dieser ihm sein Werk nicht selbst, sondern nur einen kleinen Theil desselben, den Tractat von Triangeln, zum Druck mit; das Werk selbst übergab er erst Jahre nachher, auf fortwährendes Ansuchen, seinem Bischof, und das erste gedruckte Exemplar kam 1543, wenige Stunden vor seinem Tode an, wo er's ansehen, aber nicht mehr lesen konnte. So eigentlich war seine Hypothese nicht pruritus, sondern Werk seines Lebens.

Es scheint nicht daß Kopernikus aus Furcht so lange gesäumet. Er stand bei seiner Kirche in großem Ruf, so daß die Väter des Lateranischen Conciliums in der Kalendersache schon 1516 ihn in seinem Sarmatien schriftlich aufsuchten und fragten. Bischof und Cardinäle waren auf seiner Seite und plagten ihn, da seine Hypothese, der Sage nach, längst umherging, um den Beweis derselben, sein Werk. Auch weiß jedermann wie freier das Jahrhundert Leons und seiner Nachfolger vor dem Zeitalter war in dem Galilei litt. Kopernikus hatte das Herz, sein Werk dem Papst Paul III. selbst zuzueignen, und sein Bischof war Druckbesorger. Amtsgenossen und Landsleute ehrten ihn lebend und nach dem Tode, vielleicht um so mehr als weniger sie ihn beurtheilen konnten; Lobschriften und Epitaphien um sein Grab her, und aus dem Rümpfen der Unwissenden machte sich Kopernikus so wenig daß er den Spruch jenes Alten oft wiederholte: **nunquam volui populo placere; nam quae ego scio, non probat populus, quae probat populus, ego nescio.**

Als ein Schulmeiſter in Elbing von ſeinen Feinden (denn welcher große Mann hat nicht ſeine Feinde?) dazu gedinget war ſeine Hypotheſe durch eine Farce lächerlich zu machen, war er, wie Sokrates bei Ariſtophanes Schauſpiel, in ſich gehüllt und ruhig.

Auch war's nicht kleinfügige Krittelei, der labor improbus, innerhalb zehn Jahren, hilf's Gott! noch etwas am Zeh und am Nagel des Zehes ändern zu können, das ſo lange ſein Werk ſäumte. Der Kleinkrämerei war er von Herzen gram; „er wollte," ſagt Rheticus, ſein vertrauter Jünger, „nie zu viel unterſuchen, zu fein theilen. Aus Bedacht und nicht aus Träge, nicht aus Ueberdruß am Arbeiten, hütete er ſich vor dem zu Kleinen und Subtilen, das andere affectiren, aus Furcht daß es ihm wie jenem beim Aeſop ginge der einen verlornen Ochſen zurückführen ſollte, dabei Vögel fangen wollte, und weder Vogel noch Ochſen bekam. Wenn ich oft zu tief forſchen, zu fein unterſuchen wollte, zog mich der Edle mit ſanftem Arm: aufzuhören, mein Freund, muß man auch wiſſen!" Und auch hierin liegt Kopernikus Gepräge. Wer ein Maß von Wichtigkeit, wer ein Weltall in der Seele trägt, dem wird unmöglich jedes Kümmel- und Staubkorn ewige Welt der Beſchäftigung ſeyn können. —

Was alſo Kopernikus allein ſo ganz und lange in ſich hielt, war, was wir auch in ſeinem Geſicht leſen, die unbefangene Ruhe, das jugendliche Vorſichblicken ohne Anmaßung und Prätenſionen, verbunden mit der Stärke, mit der Haltbarkeit auf ſich ſelbſt, die die Geſtalt des edlen Sarmaten weiſet. Man ſiehet, der Mann blickt rein aus ſich heraus; er iſt vermögend, Etourderien zu begehen (und ſeine Hypotheſe war die größte Etourderie die ein Sterblicher, ein Geiſtlicher zumal, zu ſeiner Zeit begehen konnte), das kümmert ihn aber nicht. Er hat die Hypotheſe für ſich und für den der ſie will; die Erde iſt ſo wenig der Mittelpunkt ſeines Da-

seyns als seines Weltgebäudes. — Gerade der war auch Kopernikus in seinem Seyn und Wesen. Ein treuer Domherr, ein gutmüthiger edler Arzt aller Kranken, denen er wie Gott Aeskulap diente, und die ihn auch für Gott Aeskulap hielten; außerdem der stille Denker und Baumeister des Himmels, dessen Riß ihm in Unbefangenheit und Ruhe hinter seiner Stirn wohnet. Wenn sein Capitel ihm Geschäfte anvertraute, focht er sie gegen deutsche Herren und Schwertritter so gerade und recht aus als ob diese keine deutschen Herren und Schwertritter wären. Und wenn er bei damaliger Verwirrung für Polen und Preußen den Münzfuß in Ordnung zu bringen hatte, so war er so ganz in der Münze wie sein Nachfolger Newton. Nach seinem System war Schwere die Eigenschaft der Körper, die abzweckte sie zum Eins, zum Ganzen in sich selbst zu machen; vielleicht ist's eben so die göttliche Eigenschaft eines Geistes daß er, totus und ingenuus, bei jedem Geschäft in sich wohne, und nicht in Rauch zerfliege.

Wie in diesem, so in mehr Stücken des Lebens sind Kopernikus und sein edler Landsmann und Nacheiferer, Hevelius (Hevelke), Brüder. Auch er wohnte so sanft und innig in sich daß, als seine königliche Bibliothek, Warte, Instrumentenkammer, vorzüglich aber seine und Keplers unersetzliche Manuscripte im Rauch aufgingen, er herrlich in sich selbst blieb. Wie Kopernikus, so erwachte Hevel auf seiner ersten Reise außerhalb Preußen, und wie jener, so fand sich dieser zufrieden in sein Sarmatien zurück. Was jenem die Malerei war, war diesem das Kupferstechen. Jener ein Baumeister des Weltsystems, dieser der Columbus des Mondes, wo er Länder und Königreiche entdeckte, nannte, vertheilte, zwar nicht so glücklich war als Kopernikus daß seine Namen in Gebrauch kamen, mit ihm aber ein edler Duumvir seines Vaterlandes, mit ihm und Kepler ein ewiges Triumvirat der Astronomie für Deutschland. Wenn das Mechanische in Kopernikus Buch durch sorgfältigere feinere

Beobachtungen unnütz gemacht worden, so wird sein Geist, der ohne Ferngläser gen Himmel sah, und was zwei Jahrhunderte bestätigt und entwickelt haben, weissagte, immer ein Name der Unsterblichkeit bleiben. Er stand in der Wüste, ohne Vorgänger und Hülfsmittel, und vielleicht war diese Leere rings umher dem großen Geschöpf Gottes nothwendig. Da hatte seine Seele Raum, die Wurzel des Baumes ward nicht von kleinen Gesträuchen entsogen, der kühne Sarmate trat (wie Tycho und mehrere ihn nannten) als ein Himmelsstürmer auf, und vollendete als Himmelsordner.

Es gehörte Zeit dazu daß seine Meinung durchdrang. Tycho selbst, dem an genauen Bemerkungen die Astronomie ungleich mehr schuldig ist als dem Kopernikus; Tycho, der, über Neid und Nebenbuhlerei erhaben, die schlechten Instrumente Kopernikus mit einer Begeisterung empfing die in Verse quoll, und das Bildniß desselben, von ihm selbst gemacht, unter den Bildern seiner Größten vor sich hatte und ehrte, Tycho suchte doch für sein oder für anderer schwaches Gewissen ein drittes System, wobei die Erde stünde. Galilei ward ein Märtyrer von Kopernikus Lehre, und Boullieu mußte hundert Jahre nachher den alten Philolaus wieder hervorsuchen um nur den Namen Kopernikus zu vermeiden. Jetzt würde ausgelacht werden wer an Kopernikus nicht glaubte. — — So wechseln die Zeiten.

Bekanntlich hat Gassendi sein Leben geschrieben, so billig, sachverständig und fein als das Leben Tycho's, Peurbachs, Peirescius und Regiomontanus. In Polen oder Westpreußen sind vielleicht noch Reliquien oder Briefe des stillen Mannes, die bekannt zu werden verdienen. Das einzige Werk das er geschrieben und nicht gelesen, das Werk das solche Revolution im Weltbau gemacht hat, heißt: Nic. Copernici de revolutionibus orbium coelestium Libri VI. Norimbergae 1543. Sein Bildniß ist

aus Boissard, aus dem auch Gassendi das seine genommen, der schon Frischlins Verse mit Recht darauf angewandt hat:

Illum scrutanti similem, similemque docenti
adspiceres, qualis fuerat, cum sidera jussit
et cœlum constare loco, terramque rotari
finxit et in medio mundi Titana locavit.

Ich weiß nicht ob es dem Straßburgischen gleich ist, das Bernegger aus Preußen kommen ließ, noch ob das von Kopernikus selbst für Tycho gemalte [1] irgendwo existire.

3.

Hieronymus Savonarola. [2]

Savonarola ist einer der Menschen über welche die Stimmen wohl immer getheilt, der größte Theil der Stimmen gegen ihn, die wenigen auf seiner Seite aber auch um so eifriger und wärmer seyn werden. So war's in Florenz unmittelbar nach seinem Tode, so ist's die drittehalb Jahrhunderte seitdem gewesen, und noch hat sich nichts vorgefunden das im mindesten die Sache verändern könnte.

Seine Geschichte ist kurz und sehr bekannt. Gebürtig aus Ferrara 1452, war er zuerst Arzt, ward nachher Predigermönch, zuerst in Bologna, nachher in Florenz, that sich durch seinen Eifer, durch Strenge des Lebens, Gelehrsamkeit, Klugheit und hinreißende Beredsamkeit hervor, daß er bald die Mönche, die er launig schalt, bald auch den päpstlichen Hof selbst gegen sich bekam, desto mehr aber das Volk in Florenz auf seiner Seite hatte. In den

[1] Nicht als wären sie Zeitgenossen gewesen; aber das Glück wollte daß das Gemälde dem Tycho einst zufiel. M.

[2] Deutscher Merkur, 1777, Dec. (zu S. Bildniß.)

damals ſo unruhvollen Zeiten Italiens, und ſeiner Republik beſonders, die zwiſchen dem Regiment der Medicis und der Volksfreiheit im letzten Kampf ſchwankte, war er der Medicis ſtrenger Feind und ganz auf des Volks Seite, ward Karl dem Achten, Könige in Frankreich, der damals Italien überzog und ſich Florenz nicht im beſten Sinn nahte, mit Friedensvorſchlägen entgegengeſandt, und richtete ſein Geſchäft wohl aus, wie er auch immer nachher auf der Seite dieſes Königes blieb und von ihm große Dinge hoffte. Der Haß der Mönche, die er angriff, der Bann des Papſtes, den er auch nicht ſchonte, die Gegenpartei in der Republik, durch die die vertriebenen Medicis wirkten, übermochten endlich; durch einen ſonderbaren und (wenn er ſich nicht ſo grauſam endigte) faſt lächerlichen Proceß kam er auf eine jammerswürdige, harte Tortur und endlich zum Feuer. Seine Aſche ward in den Fluß geworfen, damit ſie den Reſten ſeiner Partei nicht zum Heiligthum diente, und nun ward, wie gewöhnlich, über ihn geſchrieben und räſonnirt. Von ſeinen Freunden zum Himmel erhoben, von ſeinen Feinden, weil das irdiſche Feuer ohne Zweifel nicht hinreichte ihren Haß zu kühlen, in die tiefſte Hölle verdammt, und die ſpätern Schriftſteller ſchlagen ſich hie- oder dorthin, nachdem es ihnen gut däucht.

Ohne Zweifel hat die Geſchichte und der Stand eines ſolchen Mannes ſo viel Seiten, als daß ein flaches Urtheil auf einmal ſie alle umfaßte oder beſchriebe. Wir müſſen alſo (ohne doch die mindeſte Entſcheidung geben zu können oder zu wollen), wenn ja über ihn ein Wort geſprochen werden ſoll, nothwendig theilen.

Als Religioſe war er ohne Zweifel ein Mann von großen Talenten, von warmem Herzen, großer und guter Abſicht. Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes hat nur ein Schriftchen von ihm, von der chriſtlichen Einfalt, und einige geiſtliche Briefe geleſen; in beiden aber viel ſcharfe Blicke, reinen Sinn und Ausdruck, ja ſelbſt oft viel von der chriſtlichen Einfalt gefunden, die er ſo ſehr lobet.

Dieſe Schriften machen nothwendig auf die Reden begierig mit denen er eine Zeitlang Florenz umkehrte und ſo große Wirkung gethan hat; da die meiſten ihm aber nur nachgeſchrieben ſind, und er ſich über ſo viele Lügen und Halbwahrheiten, die man ihm nachträge, beſchwert, ſo ſind ſie vielleicht auch nicht immer richtig. — Wer in dieſem Betracht ſein Bild am hellſten gemalt ſehen will, darf nur ſeines Freundes, des jüngern Pikus, Leben von ihm leſen. Savonarola erſcheint in ihm faſt nicht als Menſch mehr, ſondern als Heiliger und Engel; gerade aber das thut ſeiner Sache bei den meiſten Schaden. Ueber einen Glanz den man nicht ertragen kann, kann man auch nicht urtheilen und wenig in ihm unterſcheiden.

Als Haupt einer Partei, als Demagoge in der Republik betrachtet, verflicht die Sache ſich noch mehr. Herr Bayle findet's ſchlechthin très blamable daß ein Geiſtlicher ſich in Geſchäfte des Staats miſche. Er mag ſehr recht haben, wenn Savonarola zu unſern Zeiten und etwa gar in monarchiſchen Städten lebte; damals aber war leider noch ein ander Mönchscoſtüme; und in einer Republik, zumal in einer Kriſis wie damals Florenz war, wird offenbar die Sache anders. Savonarola ſtand eigentlich keinen bürgerlichen Geſchäften vor, er verwaltete kein Staatsamt, und kam weder auf Markt noch Rathhaus. Die ihn um Rath fragten, kamen in ſeine Zelle, und der Ort wo er aufs Volk wirkte war die Kanzel. Als er dem Könige in Frankreich entgegengeſchickt ward, hatte ihn die Republik dazu, als einen Mann von Beredſamkeit und Klugheit, gewählet, und ich weiß nicht welcher Bürger oder Geiſtliche dem Staate in ſolchem Nothfalle beizuſtehen ſich weigern dürfte? Auch in den Reden ſcheint's daß ſeine Wirkung aufs Volk von Religionsgeſichtspunkten ausging. Er declamirte zuerſt gegen öffentliche Laſter, Aergerniſſe, Ueppigkeit u. ſ. f., wo es dann, in einem Freiſtaate zumal, ſchwer hält die Gränzen zwiſchen dem Allgemeinen und Be-

ſondern zu finden. Auch kann man's nicht läugnen daß eigentlich der Geiſt der Reformation und der Wiſſenſchaften dieſe Gränzen erſt recht beſtimmt hat; vorher, in den Mönchszeiten, ging alles durcheinander. Wir thun alſo wenigſtens Unrecht ihn mit dem Maßſtabe einer fremden Zeit, oder eines andern Verhältniſſes der Stände zu meſſen. Selbſt Macchiavell iſt dieſes nicht in den Sinn gekommen, ſo ſchlecht er das Ding anſah! warum? weil er im Geiſt der Sitten, der Zeit und des Landes dachte. Auch Guicciardini, Comines, Jovius ſprechen mit Hochachtung oder wenigſtens Mäßigung von ihm, und der neuere Schriftſteller, der in einer akademiſchen Jugendübung, [1] die wohl bloß eine politiſche Chrie ſeyn ſollte, am ſchärfſten auf ihn losfuhr, nahm nachher in einer weit gründlichern Schrift ſein übereiltes Urtheil von ihm, als Demagogen, zurück.

Soviel iſt gewiß, Savonarola glaubte an der Partei die er nahm die beſte zu nehmen. Als er zu Lorenz Medici's Todesbette geſchickt ward, war die gerade Bedingung der Abſolution: „er ſollte das andern gethane Unrecht erſtatten, und der Republik die Freiheit wiedergeben." Beim erſten ſagte Lorenz, ſeine Erben würden es thun; da er ans zweite nicht wollte, ging Savonarola ſtille fort, und Lorenz ſtarb.

Nun iſt's eine unendliche Frage: welche Partei die beſte geweſen, ſey oder ſeyn werde? ob Freiheit des Volks, oder Regiment der Edeln, oder Monarchie? Wer wird aber auf die einſeitige Entſcheidung dieſer Frage das Urtheil über einen Demoſthenes, Gracchus, Piſiſtratus bauen? Hätte Savonarola zu den Zeiten dieſer gelebt, wäre ihm eine Bürgerkrone worden; jetzt als Mönch dem päpſtlichen Stuhl, den er aufgebracht hatte, ſo nah, und ſo eine glänzende reiche Partei zu Feinden habend, kam er auf die

[1] I. F. *Buddei* exercitat. polit. histor. de artibus tyrannicis H. Savonarolai: v. ejusd. parerga. Jena 1719, p. 277—398.

Tortur und ins Feuer. Die häßlichſten Dinge die von ihm geſagt und geſchrieben ſind, kommen von Rom aus; und ſelbſt die ſpätern Anhänger der Mediceiſchen Partei laſſen ihm Gerechtigkeit widerfahren. Er ward offenbar als ein Opfer der Ruhe im Staate preisgegeben, ſein Kloſter im Auflauf geſtürmt; man ging aufs ſchändlichſte mit ihm um, acht ſeiner ärgſten Feinde wurden ſeine Richter; die Tortur ſollte Sachen aus ihm bringen die des Todes werth wären, und noch mußten dieſe erzwungenen Ausſagen, wie gleichzeitige Zeugen es melden, erſt verfälſcht werden, und ſind ihm nie öffentlich vorgeleſen worden u. ſ. f. — — Savonarola ging ohne die mindeſte Klage oder Vorwurf oder Aeußerung, wer Recht oder Unrecht habe, kalt und geſetzt, wie Phocion, zum Tode.

Aber er ſoll doch auf der Tortur bekannt haben, „daß ſeine Offenbarungen Betrug geweſen?" Er ſoll's, und ſeine Freunde ſagen: „er hat's nicht;" und ſeine Feinde ſelbſt ſagen: „er that's nur verblümt, in dunkeln Ausdrücken, er hat's nur ſo zu verſtehen gegeben." Und mein! was iſt's für Art, jemand — durch die Tortur zu fragen: ob er ein göttlicher Prophet ſey? Den göttlichen Propheten auf die Tortur legen und ſagen: „ich erwarte gleichgültig die Wahrheit!" Auch die Art das Volk gegen ihn aufzubringen, war ſo erbärmlich auf der einen Seite als ſie auf der andern genau fürs Volk calculirt war. Eine Feuerprobe der Wahrheit, welche Partei Recht habe? mit oder ohne Sacrament (weil dieſes im Feuer leiden könnte!), das war die große Klippe an der er ſcheitern mußte, der Jahrmarkt von dem ſeine Gefangennehmung, Tortur und alles abhing.

Indeß iſt hier nichts weniger unſere Abſicht als Savonarola in allem zu rechtfertigen oder unſern Zeiten, die gar anders ſind, als Muſter anzupreiſen. Bei Feuerrädern der Art weiß vielleicht ihr Schöpfer allein was in der Flamme ihrer Einbildung, Wirkſamkeit und Abſicht rein oder unrein, himmliſch oder erdartig ſey; oft

wiſſen ſie's ſelbſt nicht, und erfahren es erſt wenn ſich ihr Feuer gelegt hat, das iſt, meiſtens zu ſpät. Ein politiſcher Weiſſager ſteht auf dem unſicherſten Grunde, er möge aus Weltklugheit oder Eingebung Prophet ſeyn; je mehr er Eingebung (auch nur im lindeſten, moraliſchen oder poetiſchen Verſtande) hineinmiſchet, deſto mehr hat er Klugheit nöthig, und gerade auf der Stufe hört meiſtens alle Klugheit auf. Ueber das Glück in dieſer ganzen Begebenheit hat niemand beſſer als Machiavell geurtheilt, der ſie auch nur von der Seite des Glücks anſah; nämlich: ein Demagog könne durch Reden ſich die Gunſt des Volks bald verſchaffen, ohne Waffen aber ſchwer erhalten. Es ſcheint nicht daß es dem guten Savonarola (wenn er das war was ſeine Freunde und alle die ihn gekannt haben von ihm ſagen) — es ſcheint nicht daß ihm um das eine oder das andere zu thun geweſen ſey. Noch auf der Tortur ſagte er daß wenn's ihm gelungen wäre nur ein Concilium, eine Reformation der Sitten zu bewirken, ihm dieß viel mehr als des Papſtes dreifache Krone geweſen wäre. Die moraliſche Seite von Savonarola iſt alſo, auch nach dem Geſtändniß ſeiner Feinde, die ſicherſte und offenbarſte; das ihm eigne in ſeiner Perſon und auf ſeinem Standpunkte iſt verflochten, dunkel, und mag ihm alſo (ſey's Wahn oder Wahrheit!) eigen bleiben.

4.

Reuchlin. [1]

Wie alles unterm Monde, ſo geht auch der Drang und die Noth der Zeiten vorüber, mithin das was Geiſtern Bedürfniß und Form gab, was ſie in Kampf, Gefahr, Arbeit verflocht, was ihre Verdienſte und Thaten weckte. Da kommt uns nun ſo oft feder-

[1] Deutſcher Merkur, 1778 (z. R. Bildniß).

leicht vor was jenen Schweiß verurſachte; was ſie als Chaos vorfanden, iſt uns entwickelt; warum ſie kämpften, darum mögen oder dürfen wir keinen Finger regen, — und ſtatt daß wir ihnen nun danken ſollten uns in die Behaglichkeit geſetzt zu haben, verkennen wir ihr Verdienſt, und beurtheilen ſie nach der Leichtigkeit die wir jetzt haben ihnen nachzuſprechen, nachzulallen, nachzugaukeln.

Fange ich von Reuchlin an: „Johann Reuchlin zu Pforzheim geboren, von Jugend auf der Sprachen und ſchönen Wiſſenſchaften befliſſen, in denen er einen ſo guten Grund legte" — Wer kann die entweihten Worte fortſchreiben oder fortleſen? Sie ſind zu unſerer Zeit ohne allen Nachdruck, ſind ſo oft elend gebraucht daß ſie leider uns gerade das Gegentheil bedeuten was ſie bei Reuchlin bedeuten ſollen — —

Fahre ich fort: „Er befliß ſich des reinern lateiniſchen Styls, las die Griechen und verſtand ſie, lernte in ſpätern Jahren das Ebräiſche mit unſäglichem Fleiße —" Welcher verdumpfte Schulmeiſter wird nicht ſchnell einfallen: „Das kann, das thue, treibe ich auch!" **Ego et Reuchlinus!**

Heißt's endlich: „Er nahm ſich der jüdiſchen Schriften, die, außer der Bibel, alle verbrannt werden ſollten, mit unſäglichem Eifer an, ſchrieb Deductionen für ihre Güte und Unſchuld, focht einen langen Proceß darüber aus u. dgl." — Welche Platitude, kann ein Narr rufen, von Güte und Verdienſt? als ob das nicht jeder wüßte und könnte? ob's dazu eines Reuchlins brauchte? Und wenn der Reuchlin nun gar ſeine gute Sache etwas jüdiſch und kabbaliſtiſch verfocht, wenn er de verbo mirifico und de arte cabbalistica Bücher ſchreiben, im Talmud und in den ebräiſchen Buchſtaben Geheimniſſe finden konnte u. ſ. — kein aufgeklärter, mit Hauſenblaſ' aufgeklärter und mit Bimſtein abgeriebener Bube, der ſich nicht über ihm dünkte und ausriefe: „käm' er nur damit zu unſerer Zeit, wir wollten ihn recenſiren!"

Ruh' alſo in Frieden, lieber Schatten, ich will dich nicht ſtören, nicht den kleinen Trupp deiner Schriften, „eine ebräiſche, eine griechiſche Grammatik, ein ebräiſch und lateiniſch Wörterbuch, einige lateiniſche Knabenſpiele, kabbaliſtiſche Schriftchen und Vertheidigungen der jüdiſchen Bücher" wie auf dem Trödelmarkte herrufen, und ſie weder mit oh! noch ach! zieren.

Wenn nach Yoriks Claſſification die Leſer neugieriger Gattung fragen ſollten: „Wer war der Mann, alſo geſtaltet?" ſo dient ihnen allenfalls zur Antwort: er war kaiſerlicher Rath, aus beſonderer Achtung des Kaiſers für ſich und ſeinen Bruder und beider Geſchlecht geadelt; Gefährte des Herzogs Eberhard von Würtemberg in Rom, Wien, und in Wien mehr als einmal; Geſandter zu Rom nachher in einer ſehr wichtigen Sache des Herzogs von Bayern, die er beim Papſt glücklich ausfocht; endlich im Namen des Kaiſers und der Reichsſtände erſter Bundesrichter in Schwaben; in allen dieſen wichtigen Stellen der Liebling der Großen und Geringen mit denen er umging, die Ehre ſeines Landes und Standes. Kaiſer Friedrich der Dritte freute ſich ihm ein Geſchenk nach ſeinem Sinne übermachen zu können (der ebräiſche Codex, der anitzt in Karlsruhe noch ſeinen Namen führet); Fürſten, Edle, zuletzt gar Biſchöfe und Cardinäle, Maximilian ſelbſt freuten ſich für ihn ſprechen, ſchreiben, entſcheiden zu können. Die beſten Männer ſeiner Zeit, Franz v. Sickingen, Pirkheimer, Hutten, Graf Neuenar fochten für ihn und mit ihm; Erasmus, der nicht fechten wollte, lobte glimpflich; Luther ſegnete ihn als einen Gottesmann und Helden; Melanchthon ehrte ihn als Vater, die ganze aufblühende Welt beſſerer Zeiten als ihren Mitſtifter; geborne Griechen in Italien beneideten ihm ſein Griechiſch und einer von ihnen rief aus: „Griechenland iſt über die Alpen gezogen!" da er Reuchlin hörte. Geborne Römer hörten ihn, einen Schwaben, mit Luſt latein ſprechen. Nach Orient hin hat er uns die Thüre geöffnet; zu den verſchloſſenen Heiligthümern des Worts

Gottes und der morgenländiſchen Weisheit den verödeten Weg wieder gebahnet; Morgenland nicht bloß wieder gefunden, ſondern auch verfochten bis ans Ende ſeines Lebens, und es von dem ihm gedroheten Untergange als ein Held, der ſich aufopferte, gerettet. — — Wem dieß alles noch zu wenig ſeyn möchte einen Mann von ſolchem äußern Verdienſt zu ehren, dem würde alle Predigt über ſeine innere Größe wenig behagen.

Und doch bleibt dieſe wohl der edelſte Zug ſeines Charakters; die Seele nämlich womit er alle jene Verdienſte ſich erwarb und beſeelte. Es herrſcht in ſeinen Aufſätzen, ſelbſt bis auf ſeine Vorreden (z. E. zu ſeinem ebräiſchen Wörterbuch an ſeinen Bruder), ſeine Vertheidigungen der Kabbala und der Rabbinen, eine Stille und Tiefe des Geiſtes, die da zeigt daß er die Perle funden habe, und über die Schalen und Hüllen der Wiſſenſchaft ihren Kern gekoſtet. Seine Briefe und ſein Betragen zeigen eine außerordentliche Miſchung tiefer Stärke und heldenmäßiger Beſcheidenheit nachgeben zu können, als ob er nichts wäre, und ein unüberwindlicher Fels zu ſeyn für Recht und Wahrheit. Er ſah die Literatur, zumal die morgenländiſche an wofür man ſie anſehen ſollte, hatte tiefes Gefühl für ihre innere Kraft, Gottheit und edle Einfalt. Selbſt wo er, zu nahe den Rabbinen und der damals blühenden Platoniſch-Pythagoreiſchen Philoſophie, uns überſpannt ſcheint, ſieht man den Menſchen von Kraft und Weisheit. Auch den Streit gegen die Pfefferkorne und Conſorten hielt er nicht als Gelehrter aus, ſondern als Mann von Recht, Pflicht, Wahrheitsliebe und mildem Vatergefühle.

Hätte der Edle einen Lebensbeſchreiber wie Zwingli neulich an Rüſcheler gefunden! Sein Landsmann May (Majus)[1] wollte ihm nacheifern, ſchrieb auch ſein Leben; es ward aber eine aufgeblaſene, ekle Lobrede mit einem Wuſt von Noten ohne Zweck und

[1] Vita Reuchlini Durlac. 1687 mit einem abſcheulichen Bildniß.

Geſtalt. Seines beſſern Landsmannes, Bruckers [1] Zweck war's nur die Außengeſchichte ſeines Lebens zu ſeinem Bilde zu ſtellen, wohin wir auch, nebſt denen die ſeine Briefe geſammelt, die Leſer verweiſen. Niemand hat mehr für ihn gethan und gefühlet als Hermann von der Hardt, der nach ſeiner eigenen Gelehrſamkeit ihn recht zu ſchätzen vermochte. Er ſpricht von Reuchlin, wo ſich nur von ihm ſprechen läßt; [2] feierte jährlich ſeinen Sterbetag mit ſonderbaren Gebräuchen; den zweiten Theil ſeiner Literaturgeſchichte der Reformation hat er ganz mit Reuchlianis gefüllet. [3] Alle das ſind Vorarbeiten für ſeinen künftigen Lebensbeſchreiber, der an Reuchlin recht den Morgenſtern der Reformation und einen Schatz von Kenntniſſen und Seele der Zeit finden wird, wenn er's zu brauchen und uns zu geben wüßte. Reuchlins Freunde ſtanden ihm zu nahe; wir ſtehen ihm zu weit und faſt zu ſchief, da er doch ewig nicht bloß der Erwecker, ſondern, was noch mehr iſt, der Beſchützer der orientaliſchen Literatur bleibet. Laßt es ſeyn daß er ſie noch mit fremden Binden umwickelt ſah, und hinter ſich ließ; eben das erhöht ſein Verdienſt daß er durch dieſe Binden hindurch zu blicken wußte. Er ſprach das Machtwort: „Stehe auf! komm herauf, Todter!" Der Todte kam wie er war, mit rabbiniſchen Grabtüchern umwunden, und ſein Haupt mit dem Schweißtuch der Kabbala verhüllet; das zweite Wort war und iſt ungleich leichter: „Löſet ihn auf und laßt ihn gehen!" Und das iſt das gelobte Verdienſt der Folgezeiten Reuchlins geweſen.

[1] Bruckers Ehrenſaal, zweites Zehent.

[2] Lutheri et Reuchlini harmonia; aurora in Reuchlini senio, program. Hardt.

[3] Histor. liter. Reformat. Hardtii P. II. num Reuchlinus fuerit ansa reformat. etc.

5.

Denkmal Ulrichs von Hutten.

(Aus den zerſtreuten Blättern 1793.)

Als die Zeitung meldete, im neuen deutſchen Merkur ſey Huttens Bild und Leben erſchienen, erröthete ich über meine Schuld, wie lange ich dieſem edeln deutſchen Manne auch ein kleines Denkmal zu ſetzen willens geweſen. Er ſtarb als ein Flüchtiger, als ein Vertriebener, und hatte zuletzt nicht da er ſein Haupt hinlegte; nur eine Schreibfeder fand man nach ſeinem Tode bei ihm, und einige Briefe ſeiner Freunde. — Wie ſein Nachlaß war, ſoll und kann auch nur dieß Denkmal werden; ein glatter Stein auf ſeinem Grabe, oder ein Brief von Freundes Hand über ſeinen Tod und über ſein kurzes, ſtürmiſches Leben.

Wenn ein junger, feuriger Mann ſchon in Jahren, die andere noch als Pflanzen wegträumen, ein Mann fürs Vaterland iſt, der den faulen Weg und die ruhige Lebensart der Mönche (es gibt Mönche in allen Ständen) früh verläßt, eben weil ihm vielleicht ſein Genius zuliſpelt daß er's nicht lange werde thun können; er ſtrebt was er kann; [1] erwählt mit den Guten und fürs Gute freiwillig Ungemach zu leiden, Stand, Güter, Ruhe, Leben, Ehre aufzuopfern, und läßt ſich durch jede neue Gefahr nicht abſchrecken bis ans Ende ſeiner kurzen Laufbahn; die Finſterniß iſt aber ſtärker als das Licht, die

[1] Hutten ſcheint dieſes ſelbſt geahnet zu haben; er machte ſehr früh ſeine Grabſchrift:

Von der Geburt an ward mir zum Lebensloose das Elend;
Uebel zu Land' hab ich, Uebel zu Waſſer erlebt.
Will es das Schickſal dann, daß all mein Leben in Jammer
Ende; ſo will es mir wohl daß ich es endige bald.
Unter tauſend Gefahren hab' ich die Muſe geliebet,
Habe gethan für ſie was und wie viel ich vermocht.

Sklaverei ſtärker als die Freiheit; man rottet ſich um ihn, ſchneidet, da er noch keine Gränzen ſeiner Wirkſamkeit kennet, ihm Luft und Athem ab; auch ſeine Freunde treten ſcheu zurück; ſein edelſter, ihm treugebliebener Freund ſinkt, und mit ihm Glück und alles; nun treten die Falſchen hinzu, die ſich auch Freunde nannten, verleumden, ſpotten, höhnen ſeine Plage; der Edle fällt wie man vor böſen Buben fällt, und jene Unedeln behalten recht: „Was hat er ausgerichtet? was wollte er? Freilich — freilich auch fehlte es ihm nicht" — „aber jung, zu jung" — Unter ſolchen Hohnſprechungen liegt nun der Arme bei einem Pfarrer auf einer kleinen Inſel im Zürcherſee, hatte in Deutſchland, für das er alles unternahm, zuletzt keinen ſichern Tritt mehr, und ſtarb auch dort mit Liebe fürs Vaterland und mit Löwenmuthe gegen die Verkleiſterer der Wahrheit — Jünglinge, wallfahrtet zu ſeinem Grabe, und ſein Leben ſey euch ein Spiegel mehrerer Zeiten!

*

Als Ulrich von Hutten, der junge Fränkiſche von Adel, in Fulda ſtudirte, wollten ihn, wie billig, Mönche zum Mönchen machen. Tunc hoc ingenium perderes? ſagte der verdiente Eitelwolf von Stain zum Abbt, und errettete den fähigen Knaben. Zeitlebens hing Huttens Herz an dieſem edeln Manne, ſeinem Erretter. Ihm hatte er nachher die Gunſt des Cardinals von Mainz, ſeine Reiſe nach Italien, ſein erſtes blühendes Hofglück zu danken; mit Eitelwolf von Stain ſank ihm ſeine erſte Stütze, auf die bald eine nach der andern folgte. Eitelwolf war's der dem Kurfürſten von Brandenburg den Rath und den Plan zur neuen Univerſität Frankfurt an der Oder gab, und nach ſeinem Sinne ſollte ſie ein neues Athen der ſchönen und freien Weisheit werden; bald aber that's dem biedern Manne leid, da er die neue Univerſität ärger als eine andere mit Sophiſterei und Pfaffenkram überdeckt ſah. Er ging mit einer Societät der Wiſſenſchaften in Mainz, dem damals ſo blühenden

Mainz, ſchwanger, und — ſtarb darüber. Gnug, er hatte Hutten in die Welt geholfen, und Hutten hat in ſeinen kurzen Jahren mehr gethan als manche Societät in Jahrhunderten thun durfte oder thun mochte.

*

Hutten ſtudirte in Köln, und das war, wie wir auch aus der Geſchichte Luthers wiſſen, damals mit ein Hauptneſt der Philoſophaſter und Theologaſter. Der Ekel den Hutten früh an dieſer Brut hatte, gab ihm, noch unbeſtimmt wie ſein Unmuth ausbrechen würde, den Stoff zu den epistolis obscurorum virorum, dem ſpätern kühnen Werk ſeines Lebens. In Fulda war Crotus Rubianus, ſein nachmaliger Mitarbeiter an dieſen Briefen, ſein Mitſchüler geweſen, ein Freund der ihm bis ans Ende treu blieb. Und da in Köln alle die Originale, inſonderheit der gravissimus Ortuinus, die das künftige Heldengedicht galt, lebten, ſo iſt dieß abermals eine Probe, wie das meiſte das wir in unſerm Leben thun von Verbindungen und Umſtänden herrühret, in die uns frühe die Vorſehung ſetzte. Die Morgenröthe des Lebens, Jugendeindrücke, frühe Freunde, Situationen von Jugendhaß und Jugendliebe — ſie machen meiſtens den Anklang unſerer Beſtimmung. Sie weben das Grundgewebe, in welches ſpätere Schickſale und eine reifere Vernunft nur den Einſchlag geben.

*

Hutten ging überdrüſſig von Köln nach Frankfurt, deſſen reizende Lage er, vermuthlich für ſeinen Eitelwolf, in Verſen beſchrieb. Freundſchaft alſo lockte den erſten Sproß des jungen Dichters hervor; dieſe Muſe verließ ihn auch nicht in ſeinem ganzen Leben.

Jugendliche Unruhe trieb Hutten hierauf nach Italien, zuerſt als Kriegsmann unter Maximilian, der damals Padua belagerte.[1]

[1] Die in dieſem Feldzuge geſchriebenen kleinen Gedichte Huttens ſind voll Patriotismus für Deutſchland und den Kaiſer, voll ächten Kriegermuths

Und hier hing ſich die Schlange (eine Krankheit die ſich gleich ſelbſt erklären wird) an ſeinen Fuß, deren Gift er zeitlebens mit ſich trug, und die zuletzt ſeinen Häſſern auch Anlaß zum Hohn gab. — Wer die Geſchichte der damaligen Zeiten und dieſes Uebels kennet als es zuerſt in Europa ausbrach, der muß ungerecht ſeyn, wenn er nicht dem allgemeinen Zeugniß glaubt daß man damals ſehr unſchuldig dazu kommen konnte, und deſto ärger daran war, weil man noch kein Mittel dagegen wußte. Die Krankheit, an der Fürſten und Herren damals mit Ehre laborirten, hatte den Schandfleck noch nicht den ihr die ſpätere Zeit mit Recht gegeben. Jetzt iſt das Ungeheuer in ſeine Gränzen gebannet; damals war's Peſt am Mittag. Hutten ſchreibt in ſeinen Briefen mit einer Offenherzigkeit davon, die am lauteſten ſeine Unſchuld zeiget (an der damals auch niemand zweifelte, der ihn kannte). An die Fuggers ſchrieb er ein öffentliches Dank- und Glückwünſchungsſchreiben über den Lebensbaum Guajaci medicinam, der durch ſie nach Deutſchland kam, und an den Erzbiſchof, Cardinal und erſten Kurfürſten Deutſchlands, Albert von Mainz, ſchrieb er, de morbo Gallico librum, in welchem er ein ebenſo patriotiſcher Verfechter der Geſundheit ſeiner Landsleute wird, als er ſich nachher ihrer Ehre, Freiheit, Aufklärung und Glückſeligkeit patriotiſch annahm.

*

In Krieg und Krankheit waren ſeine Arbeiten flüchtige, einzelne Sinngedichte, die ſich ohne ſeinen Willen zerſtreuten, geſammelt oder vielmehr verſtümmelt herausgegeben wurden, die er alſo aus Noth ſelbſt herausgab, und ſie Maximilian zueignete. Coluit, ſagt er—

Coluit per mille pericula Musas,
Et *quanti potuit* carminis auctor erat.

gegen die Venetianer, am meiſten aber gegen die Franzoſen. Manche von dieſen ſind ſo charakteriſtiſch als ob ſie zu unſerer Zeit gemacht wären, und würden vielen Leſern in einer guten Ueberſetzung wohlthun. Die Nationen bleiben ſich immer gleich bis ans Ende der Tage.

Von früh auf ſieht man an Hutten einen Mann, der zur Pedanten-Autorſchaft nicht gemacht war. Alles lebt in ſeinen Schriften, nichts ſteht geſchrieben daß es nur alſo daſtehe. Seine Bücher, alle meiſtens kleine Stücke, ſind Stimmen aus ſeinem Leben, Laute ſeines Ritterworts, Handlung. Und darum wirkten ſie auch in ihrer Art, wie Luthers Schriften in der ſeinigen; er ſchrieb ein Latein wie es die Drehbank Ciceroniſcher Perioden ſchwerlich allein hervorbringen möchte. Wie Dädals Bildſäulen ſieht man ſeine Worte und Phraſen gehen, kommen, handeln, leben!

*

Er kam nach Deutſchland, und ein Landedelmann, ſein Vater, der an ihm einen fleißigen, mühſamen Juriſten nach der damaligen Juriſtenzeit in Deutſchland ſuchte, fand nicht was er wünſchte. Der junge Menſch ſchrieb ſeinen Nemo; das erſte Stück in künftiger Hutten'ſcher Manier, und wenn man deuten wollte, für ihn eine üble Ahnung. Beim erſten Auftritt war er ein Niemand und iſt gewiſſermaßen zeitlebens ein Niemand geblieben. — Vorher hatte er unter mancherlei Schickſalen ganz Deutſchland durchkrochen und durchflogen, „ein Ulyſſes, wie er ſagt, mit einer ganzen Odyſſee von Zufällen." Wenigſtens hatte er dabei den Vortheil daß er das Deutſchland für welches er nachher mehr als Demoſthenes ſeyn wollte, in allen ſeinen Provinzen kannte; von Roſtock und Greifswalde bis gen Frankfurt und Wien; Sachſen, Böhmen, Braunſchweig, die Schweiz. Zu Wittenberg hatte er ſein Gedicht de arte versificatoria (ein Zeichen des Brodſtudiums, worin er Unterricht geben mußte) hingeworfen; aber auch dieſes that er mit einer Wärme die ganz den künftigen Mann prophezeite. In der Schweiz nahm ihn der verdiente Reformator Vadian auf, und ſo kam er zum zweitenmal, jetzt ganz ein Juriſt zu werden, nach Wälſchland.

Wir wollen uns nicht in Umstände einlassen die man im Leben jedes jungen Dichters sich denken, oder allenfalls finden kann, daß z. E. ihm der Geschmack der Bartolisten nicht anstand, daß er sich darüber auf seine Art äußerte, daß ihm die schöne Literatur in Italien wohlbehagte, daß er von allen die seine Talente kannten geschätzt wurde u. s. w. Eben da er in Italien den Rechten oblag, kam ihm ein Umstand ganz anderer Art in den Weg, ihn als den der er war zu zeigen und zu üben. Der Herzog in Würtemberg hatte seinen Vetter Johann von Hutten mit eigner Hand im Walde umgebracht, und nun ließ Hutten, der ebenso sehr Edelmann und Geschlechtsvertheidiger als Deutscher und Freiheitsvertheidiger war, Klagen, Briefe, Deplorationen, endlich fünf Invectiven gegen den Mörder ausgehn, die als wahre Demosthenesreden von Herz und Seele, die Sprache der Unschuld und Rache sprachen, und gegen einen Thäter, der Herzog war, alles zu Hülfe nahmen.[1] Weiterhin werden wir unsern Demosthenes im wirklichen Feldzuge gegen seinen Feind sehen, da sein Freund, der gerechte und edle Sickingen, des schwäbischen Bundes Haupt war.

[1] Vor einer Sammlung dieser Schriften sagt er:

Sey nicht, o Leser, von zu zartem Ohr;
Sonst ist die herbe Speise nicht für dich.
Ein hartes Werk beginnen wir, und hart
Sind unsre Worte; denn auch er war hart
Auf den wir treffen, und hart seine That.
Wenn du dieß Bändchen lieseſt, denk': es schrei's
In ihm unschuldig ungerächtes Blut.

Und am Ende des Buches sagt er:

Hassen, o Leser, kannst du mein Buch nicht; nur den Tyrannen
Kannst du hassen und mußt, wer du vom Volke auch seyst.
Hassenswerth ist die That, und hassenswerth, der sie übte;
Aber verdienet der, der sie verkündiget, Haß?

Redlich für die Sache.
Hutten.

Hier bemerken wir nur daß die Stimme die ſich jetzt für ein ungehörtes Bruderblut erhob, bald zu Kaiſer und Reich über allgemeinere Angelegenheiten rufen ſollte, und ſich an einem ſo ſonderbaren tragiſchen Familienvorfall zum voraus gleichſam nur üben mußte. — In dieſem Jahr 1515 ſtarb Hutten auch ſein Freund, Erretter und Beförderer, von Staia, und nun ging ſeine zweite Laufbahn an.

*

Schon ſein Geſpräch gegen Ulrich: **Phalarismus, Dialogus Huttenicus** hatte er mit dem Wort geſchloſſen, das nachher auch in anderer Abſicht ſein Wahlſpruch werden mußte: **jacta est alea!** ich hab's gewagt! Schon dieſen Dialog endete er mit den Worten: **exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!** Und nun drang ihm die Beklemmung, in der damals die Ehre und das Licht Deutſchlands, ein verdienter Mann von mehr als Einer Seite, Reuchlin, war, zu Herzen; er machte ſich mit ſeinem Schul- und Buſenfreunde Crotus auf, ihn gegen den Ketzermeiſter Hochſtraaten und mehrere Facultäten privilegirter Verfolger, die rechtlich wütheten, durch ein Mittel zu helfen, das mehr als eine Deduction wirkte, er ſchrieb die **Epistolas obscurorum virorum.** Daß Crotus daran Theil gehabt, iſt unläugbar; ſie aber deßwegen, weil Crotus mitgeholfen, dem Hutten ganz abſprechen zu wollen, iſt ebenſo unnoth als ſie gar dem Erasmus zuzuſchreiben, der unter allen Sterblichen ſie wohl am wenigſten ſchreiben wollte.

Kurz dieſe Schrift Huttens überwand für Reuchlin mit. Sie traf ſo ſcharf, ſchied Mark und Bein, ſtellte die Pfefferkorne Ortuini und alle ihres Gelichters ſo ganz bar, daß es weiter keines Läugnens bedurfte. Unglaubliche Wirkung machte dieſe Schrift als ſie erſchien; auch auswärtige Nationen ſchätzten ſie, obgleich für ſie die feinſte Spitze des Salzes verloren ging, denn das Deutſchlatein, die deutſchen mönchsgelahrten Sitten ſind in ihr das Hauptwerk; eine

Nationalſatire voll Geiſt, Feuer, Witz und äußerſt genauer, treffender Detailwahrheit.[1]

Endlich endigte Sickingen was Hutten angefangen hatte, und ſprach mit dieſen Leuten, wie man mit ihnen reden mußte. Sie krochen zu Kreuz, und Reuchlin hatte in ſeinem Alter Ruhe. — Der Bruder Ketzermacher, Hochſtraaten, gegen den auch in Luthers Schriften die deutſche Wahrheit zu leſen iſt, ſoll einmal Hutten in den Niederlanden begegnet, ihm vor Schrecken und Angſt zu Fuße gefallen ſeyn und ſeine arme Seele ſchon allen Heiligen mit dem Stoßſeufzer empfohlen haben: „Leben wir, ſo leben wir dem Herrn ꝛc.“ „An dir verunreinige ich mein Schwert nicht,“ ſagte Hutten, und ließ ihn gehen.

*

Als Hutten zum drittenmal aus Italien kam, war ſein Ruhm in der ſchönſten Blüthe. Da jauchzten ihm alle Freunde der Wiſſenſchaften zu und prieſen ihn, den ſiegenden Reuchliniſten. Eras-

[1] Ob dieſe Briefe und mehrere Hutten'ſche Geſpräche, die in der Sammlung Pasquillorum I. 2. Eleutherop. 1544 ſtehen, Pasquille oder Satiren ſind? muß nicht aus dem Geiſt unſerer, ſondern der damaligen Zeit entſchieden werden. Wie manches, ſelbſt in den Schriften Luthers und Erasmus, würde jetzt nicht geſchrieben! Daß Hutten aber, wie Bayle vermuthet, wenn er noch dreißig Jahre gelebt hätte, ganz Europa mit Pasquillen würde überſchwemmt haben, glaube ich nicht. In allen ſeinen Schriften zeigt ſich oft zwar ein hitziger und brauſender, nie aber ein unedler Geiſt, und daß in Huttens, wie in des freilich vorſichtigern Erasmus Schriften viel attiſchen Spottes ſey, iſt unläugbar. Nur weil Hutten die Sache die er trieb ſo tief zu Herzen nahm, war ſein Salz ſcharf; er wollte nicht etwa nur vergnügen, ſondern ändern, beſſern, zuletzt auch rächen; und dann hat leider von ſelbſt der Spott ein Ende. Sein vir bonus, ſeine intercessio pro Capnione, der heroiſche Geſang in triumphum Jo. Reuchlin, ſeine Schriften an den Kaiſer, ſeine Germania, ſein Arminius ſind voll der wärmſten, edelſten Stellen; und überhaupt gehöret nicht jede Production der Erde in die Zeit und Stunde in der ſie erſcheinet?

Digitized by Google

mus lobte ihn als einen Mann, deßgleichen nicht geweſen;[1] ſeine Freunde, inſonderheit der redliche Pirkheimer (Nürnbergs verdienter Patricius, Dürers und aller Guten Freund), empfahlen ihn Maximilian, der ihn in Augsburg mit eigner Hand zum Dichter mit einem Kranze krönte, den ſeines Pirkheimers Tochter ihm gewunden hatte. Hier war er mit im Gefolge des Kurfürſten von Mainz auf dem Reichstage, hatte gute Hoffnungen zu des Kaiſers Hofe, und ſeine Jugendphantaſie träumte lebhaft „was er ausrichten, vollenden würde!“ Man leſe den langen Brief, den er an Pirkheimer ſchrieb, als dieſer ihm die Einſamkeit auf ſeinem fränkiſchen Ritterſchloſſe anrieth. Burkhard, ein um Hutten ſehr verdienter Mann, hat dieſen Brief herausgegeben und commentirt; er zeigt daß, ungeachtet ſeiner ſchwächlichen Geſundheit, Hutten damals noch alles lachte. Da ſchrieb er wie in einem Feuerſtrom die Rede: **Ad principes Germaniae, ut bellum Turcis invehant, Exhortatoria**, in der, ſo viel dem Kaiſer am Inhalte lag, doch einige zu warme Stellen weg mußten. Damals lebte der Hof, und was ſich am Hofe

[1] Auch Huttens erklärter Feind könnte die ungemeine Lebhaftigkeit, Stärke und Biegſamkeit ſeinem lateiniſchen Styl nicht abſprechen. In Reden, ſelbſt den heftigſten Reden, in Geſprächen, Briefen, Gedichten, und zwar in Gedichten mehrerer Gattung, iſt dieſer jedesmal was er ihm ſeyn ſollte. Den Livius ſtellte er, vermehrt, aus einer gefundenen Handſchrift her; und jede Beute der ſchönen und nützlichen Literatur lag ihm am Herzen. Sein Streit gegen das Papſtthum war auf Geſchichte gegründet, und er ging hierin rein zu Werke; auch hatte er anfangs auf Luther nicht die mindeſte Rückſicht. Er wie Luther hatte den Funken, der ſie anglühte, aus Italien ſelbſt geholet. Zu läugnen iſt indeſſen nicht daß in dieſer Flamme, auch ohne die mindeſte Religionsabſicht, bei Hutten mitunter ein wildes Feuer brannte; nnd dieſes war, auch ſeine Jahre abgerechnet, der Rittergeiſt ſeiner Zeiten. Er war ein fränkiſcher Edelmann, im Kriege frühe gebildet: er glaubte wie mit dem Schwerte, ſo auch mit der Feder kämpfen und ſich auf gleichgetheiltes Licht, auf einen offenen, freien Kampfplatz verlaſſen zu können. Leider aber war dieß der Fall nicht. Er kämpfte mit einer unſichtbaren, weit überwiegenden Macht, und mußte erliegen.

Maximilians und Alberts für Deutschland thun ließe, in seiner Seele; jede Blüthe irgend eines schönen Genie's, in welcher Nation sie auch aufsprießen mochte, Budäus, Oecolampadius, Pirkheimer, Faber, Erasmus, Copus, Ruellius vergnügte ihn so lebhaft als ob alle diese Männer seine Brüder, Mitarbeiter zu Einem Werke wären. — Das wahre Kennzeichen umfassendgroßer Seelen! An Luther, der damals vor Cajetan zu Augsburg stand, nahm er noch nicht Theil, vermuthlich weil er seine Sache nur als eine theologische Streitigkeit ansah, und ihn noch nicht kannte. Daß indessen schon damals in Hutten die ganze Flamme gelodert, die ihm späterhin Luthern so theuer machte, zeigt die lange Dedication, womit er des Laurentius Valla Schrift „über die erlogene Schenkung Constantins" dem Papst Leo selbst zu übergeben sich getraute. Ein rechter Jugend-, Helden- oder Eulenspiegelstreich in Huttens Leben. Er that's mit so vielem Lobe dieses, und mit so bitterm Tadel des vorigen Papstes, dabei auch mit einem so lauten Geschrei für die Freiheit der Deutschen gegen des Papstes Ansprüche, daß er sich entweder das größte Wunder zutrauen, oder den bittersten Haß des Papsts erwarten mußte; den er denn auch froh erwartete; nur daß er sich an Albert, am Kaiser, an den Fürsten und Ständen des Reichs desto mehr irrte, und für seine gute, wahre, gerechte, gerecht anerkannte Sache von ihnen viel zu viel hoffte.

Hutten bahnte also Luthern unwissend den Weg, und half ihm nachher, da er ihn kannte, treulich. Nur lief es freilich nicht nach Huttens Sinne.[1] Der Kaiser starb; Hutten folgte dem Kurfürst

[1] Luthers Aussprüche von Hutten zeugen von dem großen Verstande des biedern Mannes, und wie besser er als Hutten die Welt kannte. **Huttenus et multi alii fortiter scribunt pro me, et parantur in dies cantica, quae Babylonem istam parum delectabunt. — Hutten literas ad me dedit, ingenti spiritu aestuantes in R. Pontificem, scribens se jam et literis et armis in tyrannidem sacerdotalem ruere — Quid Huttenus petat, vides; nollem vi et caede pro evangelio certari.** Melanchthon nach seiner

Albert nach Mainz, wo er in Ruhe des Hoflebens einige seiner besten Dialogen verfertigt hat; aber dieß Leben war am Ende für ihn nicht. Lieber ging er mit Sickingen gegen den Herzog Ulrich zu Felde, zog drauf auf sein Schloß Stakelbergk, und vollendete seinen Dialogen über Glück, Fieber und Papstthum. Dieß letzte Gespräch hieß: „Die römische Dreifaltigkeit," und es ist unbegreiflich wie dasselbe nicht bloß in Mainz öffentlich gedruckt werden, sondern auch der Verfasser nachher frei am Mainzischen Hofe und in Gnaden des Kurfürsten seyn konnte. Freilich nicht lange; denn bald kam der schärfste Befehl aus Rom „daß ein so frecher Sünder als Hutten, gegen den die Theologisten in Köln längst die Bulle wegen der Episteln obsc. vir. in Händen gehabt, und der fortführe von der römischen Dreieinigkeit selbst in Mainz zu schreiben, nicht anders als in Ketten nach Rom geführt zu werden verdiene." Zu diesem edeln Werke ward nun alles mit aller Schärfe aufgeboten, und Hutten hatte keinen Beschützer. Albert konnte und durfte dieß nicht seyn; zum Erzherzoge Ferdinand schrie Hutten laut, aber vergebens; noch lauter an Kaiser Karl, an die ganze deutsche Nation, vergebens. Er hatte Herz genug an Kaiser Karls Hofe nach den Niederlanden selbst zu gehen, aber umsonst; er fand kein Gehör; Dolche, Meuchelmörder, Ketten und Banden erwarteten ihn allenthalben. Und immer blieb Hutten unerschüttert derselbe. Man schaudert, wenn man seine Briefe, Reden und Aufforderungen an Ferdinand, Karl, Albert, Friedrich von Sachsen, an alle Stände des Reichs lieset. Hier erscheint Deutschlands Demosthenes in seiner Größe. Wahrheit, Freiheit, Stand, Ruhm, Noth, Vaterland, alle läßt er sprechen, rufen, klagen.

Gemüthsart fürchtete Hutten. Ut virum magni facere et admirari propter doctrinae eruditionem et praestantiam ingenii, sic ab illius natura vehemente et excelso animo et voluntate ad novas res propensa non nihil timere P. Melanchthonem licuit animadvertere, sagt Camerarius im Leben Melanchthons. Dieß alles war in seiner Ordnung.

Die fünf Klagschriften sind ins Deutsche übersetzt mit dem Beiwort; „ein großes Ding die Wahrheit! stark über alles!“ Er hätte aber lange rufen können, wenn ihm nicht sein alter ungerufener Freund, Franz von Sickingen, ein Mann dessen Name Deutschland zu den edelsten Römern stellen kann, wenn der ihm nicht mit gewohnter Hand Schutz und Freistatt gegeben hätte. Hier leider geht der dritte Theil von Huttens Leben an, und gottlob daß dieser nicht lange dauert.

*

In seines Freundes Sickingens Schloß, Ebernburg am Main, fand der also eine Freistatt, der sie nirgend, auch auf seinen eignen Gütern nicht mehr fand. Nach Frankreich ward er geladen, aber er wollte Deutschland nicht verlassen, dessen Sache er jetzt eben am eifrigsten, fröhlichsten, freiesten forttrieb. In Ebernburg schrieb er: „die Anzeige wie sich allweg der Papst gegen den Kaiser gehalten;“ er commentirte die Bulle des Papstes gegen Luther mit Noten, schrieb neue Dialogen, Invectiven, Aufmunterungen, Aufweckungen, Briefe, Beklagung der Freistädte deutscher Nation, lebendige Abconterfactur des Papstthums u. s. w., jedes Stück immer stärker, lebendiger, mächtiger, wahrer als das was voranging. Jetzt schlug er sich zu Luther, munterte ihn auf, bot sich und seinen Sickingen zu allem an. Schon dieses Sickingen wegen wird dieser Theil von Huttens Leben und Schriften außerordentlich merkwürdig. Allemal wenn er an ihn denkt, wenn er ihn nur in Einem Wort, Einer That anführet, sieht man den ganzen Biedermann vor sich. Ihm und dem großen Haufen des deutschen Volks zu gut schrieb Hutten jetzt deutsch, übersetzte seine besten lateinischen Gespräche für seinen Freund Sickingen, der sich auch Luthers Schriften beim Abendessen und müßigen Stunden vorlesen ließ, und dann gewöhnlich wahre Ritterworte darauf setzte. Höre man eine Zueignung Huttens an ihn, in der beide geschildert werden wie sie waren:

„Dem edlen, hochberühmten, ſtarkmüthigen und ehrenveſten Franz von Sickingen, kaiſerlicher Majeſtät Rath, Diener und Hauptmann, meinem beſondern vertrauten und trefflichen guten Freund, entbeut ich Ulrich von Hutten, meinen freundlichen Gruß und willigen Dienſt.“

„Ohn Urſach iſt das Sprüchwort: in Nöthen erkennt man den Freund, nicht in Gebrauch kommen. Wahrlich darf niemand ſagen daß er mit einem Freund verwahret ſey, er hab' ihn denn in ſeinen nothdürftigen anliegenden Sachen dermaßen daß er ihn inwendig und auswendig kenne, verſucht und geprüft. Wiewohl nun der glückſelig zu achten, dem nie vonnöthen ward einen Freund dieſer Geſtalt zu probiren, mögen doch auch ſich die der Gnaden Gottes berühmen, ſo in ihren Nöthen beſtändige und harthaltende Freund erfunden haben. Unter welchen ich mich denn nicht wenig Gott und dem Glück zu bedanken hab'. Denn als ich auf das äußerſt an Leib, Ehren und Gut von meinen Feinden genöthigt, ſo ungeſtümlich daß ich kaum Freund anzurufen Zeit gehabt, biſt du mir nicht, als oft geſchieht, mit tröſtlichen Worten, ſondern hülftragender That begegnet, ja mag ich, als das Sprüchwort iſt, ſagen, vom Himmel herab zugefallen — Der nicht geachtet was ein jeder von meinen Sachen rede, ſondern ſie an ihr ſelbſt Geſtalt beherzigt. Haſt dich nicht durch Schrecken meiner Widerwärtigen von Verfechtung der Unſchuld abziehen laſſen, ſondern aus Liebe der Wahrheit und Erbarmniß meiner Vergewaltigung für und für über mir gehalten. Und da mir aus Größe der Fahr die Städt' verſchloſſen geweſt, alsbald deine Häuſer, die ich aus der und andern Urſachen Herbergen der Gerechtigkeit nennen mag, aufgethan, und alſo die angefochtene und verjagte Wahrheit in die Schooß deiner Hülf empfangen, und in den Armen deiner Beſchirmung gar kecklich gehalten. Daraus denn gefolgt daß ich in meinem Fürſatz, den auch du ehrbar und redlich nenneſt, nicht wenig geſtärkt, alle Gelehrten und Kunſtliebenden deutſcher Nation

ſich in Freuden und Frohlocken erhaben, und gleich als nach einem trüben Wetter von der freudenreichen Sonne erquickt worden. Dagegen die boshaftigen Curtiſanen und Romaniſten, die mich verlaſſen gemeint, und derhalben nahet einen Triumph von mir geführt hätten, da ſie geſehen daß ich mich an eine veſte unerſchütterte Wand gelehnt hab', ihren Stolz und Uebermuth gegen mir etwa niedergelaſſen, ſich faſt ingethan und kleines Lauts worden. Für ſolche deine Wohlthat dir gnugſamen Dank zu ſagen, hab' ich nicht Mangel an Gemüth und Willen, ſondern am Glück und Vermögen. Wird mir aber je eine beſſere Zeit erſcheinen, und ſich Aenderung des Glücks (als denn meine freie Hoffnung zu Gott iſt) begeben, will ich dir allem Vermögen nach u. ſ. f. auch

Wo etwas meine Schrift vermag,
Dein Lob muß ſterben keinen Tag.

„Denn ohne Schmeicheln und Liebkoſen zu reden, biſt du, der zu dieſer Zeit, da jedermann bedäucht, deutſcher Adel hätte etwas an Strengheit der Gemüther abgenommen, dich dermaßen erzeigt und bewieſen hat, daß man ſehen mag, deutſch Blut ſey noch nicht verſiegen, noch das adlich Gewächs deutſcher Tugend ganz ausgewurzelt. Und iſt zu wünſchen und zu bitten, daß Gott unſerm Haupt Kaiſer Karlen deiner tugendhaften, unerſchrocknen Muthſamkeit Erkenntniß ingebe, damit er dich deiner Geſchicklichkeit nach in hohen treflichen ſeinen Händeln, das römiſch Reich oder auch ganze Chriſtenheit betreffend, ſo mit Rath und der That brauche. Denn alsdenn würde Frucht deiner Tugend zu weiterem Nutz kommen. Fürwahr einen ſolchen Muth ſollt man nicht ruhen noch inwendig Bezirks kleiner Sachen gebraucht werden laſſen. Aber ich hab mir nicht fürgenommen, in dieſer Vorred dein Lob zu beſchreiben, ſondern einmal meinem Herzen, das geſteckt voll guter Gedanken und freundlicher Gutwilligkeit iſt, Luft zu geben. Schenk dir zu dieſem neuen Jahr die nachfolgende meiner Büchlein, und wünſch dir damit nicht, als oft wie unſere Freunde

pflegen, eine fröliche ſanfte Ruh, ſondern große, ernſtliche, tapfere und arbeitſame Geſchäft, darin du vielen Menſchen zu gut, dein ſtolzes, heldiſch Gemüth brauchen und üben mögeſt u. ſ. 1521."

So war Freund zu Freund. Seit Hutten bei dieſem Freunde war, ſchrieb er fürs Volk, hie und da auch in Volksreimen. Wenn ſie uns Knittelverſe dünken, ſo waren ſie's damals nicht; ſie waren Verſe die das Volk leſen und behalten ſollte; daher beſetzte er hie und da auch andere ſeiner Werke mit ſolchen Reimen.

Die Wahrheit iſt von neu geboren,
Betrug hat ſeinen Schein verloren,
Deß ſag' Gott jeder Lob und Ehr
Und acht' nicht förder Lügen mehr.
Ja, ſag' ich, Wahrheit war verdrückt,
Iſt wieder nun hervorgerückt,
Deß ſollt' man billig genießen lon,
Die dazu haben Arbeit gethon.
Die faulen Pfaffen loben's nit — —
Ach fromme Deutſchen haltet Rath,
Da's nun ſo weit gegangen hat,
Daß nicht geh wieder hinter ſich.
Mit Treue hab's gefördert ich,
Und begehr deß anders keinen Genieß.
Denn — wo mir g'ſchäh deßhalb Verdrieß —
Daß man mit Hülf mich nicht verläßt,
So will ich auch geloben daß
Von Wahrheit ich will nimmer lahn,
Das ſoll mir bieten ab kein Mann.
Auch ſchafft zu ſtillen mich, kein Wehr,
Kein Bann, kein' Acht, wie feſt und ſehr
Man mich damit zu ſchrecken meint.
Wiewohl mein' fromme Mutter weint,

Da ich die Sach hatt' g'fangen an.
Gott woll ſie tröſten! Es muß gahn,
Und ſollt' es brechen auch für'm End,
Will's Gott, ſo mag's nicht werden g'wendt.
Drum will ich brauchen Füß' und Händ'.
Ich hab's gewagt!

Ich weiß, fängt er in der Beklagung der Freiſtädte deutſcher Nation an:

Ich weiß, ich werd' noch Lands verjagt,
Um daß ich ſolch's nicht ſchweigen kann,
Und nehm' des Dings allein mich an.
Doch iſt es wahr; und iſt nicht recht,
Daß man woll' machen krumm zu ſchlecht. —

Die traurige Weiſſagung war bald erfüllet. Das Jahr darauf fingen Sickingens Sachen übel zu gehn an, und 1523 im Mai ſtarb der edle Held auf folgende unwürdige Weiſe:

Sickingen hatte einen Zug zu thun gegen den Herzog von Lothringen, Erzbiſchof von Trier, Kurfürſt von der Pfalz, Landgraf von Heſſen. Ein Ritter gegen die Fürſten des ganzen Rheins. Er war alt, mit Gicht behaftet, konnte nicht mehr aufs Pferd, mußte in einem Seſſel getragen werden, und da rotteten ſich gegen den alten Löwen ein Haufe anderer Thiere. Höre man ihn ſelbſt, wie er redet: —

„Meine lieben Brüder und Nachbarn, warum kommt ihr wider mich zu fechten und ſtreiten? Nun bin ich doch mit euch dran. Ich begehr' euch zu erlöſen von dem ſchweren entchriſtlichen Joch und Geſetz der Pfaffheit, und zu evangeliſchen lichten Geſetzen und chriſtlicher Freiheit zu bringen. So wollt ihr das nicht leiden, thut, als der den fallenden Siechtag hat, will nicht, daß man ihm helf, daß er nicht verderbe. Denket daß ihr wider Chriſtum und ſein Evan-

Digitized by Google

gelium ſtreitet, und nicht wider mich. Um des Evangeliums willen will ich den Tod nicht fliehen. Gotts Will geſchehe. Amen."

Dem Adel, den obige Fürſten gegen ihn erregt hatten, ſchrieb er: „O veſten, edlen, lieben Mitbrüder, wollt Gott, ihr hätt euch baß bedacht! Warum zieht ihr wider euch, eure Kinder und Kindskinder? Warum zerreißet ihr eure Freiheit und wollt Knecht' und Gefangene der Beſchornen ſeyn? Denkt ihr nicht, wenn Franz überwunden wird mit ſeinem Anhang, wie man darnach euch wird ein Zaum und Biß in das Maul legen und euch führen, wo N. hinwollen? Ihr wollet denen helfen die den deutſchen Adel verderbt haben mit Lügen, eure väterliche Güter an ſich gezogen, als ſind die beſchoren Knaben, die Stift und Klöſter. Ihr und die euren mangelt; ſie leben im Saus, verthun das Eure mit Huren, Hoffart, Vollerei, Büberei; wollt ihr euer Leben für die ſetzen? Ja ſie wollen unſere Seelen auch verderben, ſo ſie uns das Evangelium Chriſti und Wort Gottes nicht laſſen predigen, auch ſelber nicht predigen, und ertränken unſere Seelen mit ihren eigenen Träumen, Fündlein, Geſetzen und Lehren, gleißenden Worten. Wollt Gott, daß ihr der Sach noch nachgedächtet, ſo werden ihr Franciſco N. beiſtehn. Gotts Will geſcheh, Amen. All Sieg von Gott." So dachte Franz; dafür ſtritt er. Da ward er in ſeinem Alter von vier Fürſten und einem großen Rott Adels in ſeinem Schloß Landſtein zuletzt umringt, von einer Kugel, die ſie ins Schloß ſchoſſen, auf der Mauer getroffen, lebte noch 24 Stunden, hörte die Fürſten und Herren alle ſehr freundlich zu ihm ſprechen, und ſtarb. Als Luther von ſeinem Tode hörte, wollte er's zuerſt nicht glauben. Da die Nachricht ſich beſtätigte, ward er tiefſinnig und brach aus: „Der Herr iſt gerecht, aber wunderbar. Er will ſeinem Evangelium nicht mit dem Schwert helfen." Wie alle Guten den Tod dieſes Mannes betrauert haben, bedarf keines Worts. Er war und fiel wie Brutus, und nicht um ein Phantom politiſcher Freiheit fiel er, ſondern um Wahrheit, Licht,

Recht, Billigkeit, den Gebrauch und Genuß der edelſten Güter des Menſchengeſchlechts.

Die meiſten Aufklärer des ſüdlichen Deutſchlands, aus dem, wie bekannt iſt, in den Hülfswiſſenſchaften das meiſte Licht ausging, hat er geſchützt, ernährt, beherberget, verfochten; Aquila, Patricius, Bucer, Schwebel, Reuchlin, Oecolampadius. Luthern ſelbſt lud er mehr als einmal zu ſich ein; ſein Freund Hutten hat ihn nur drei Monate überlebet.

Mit gebrochnem Herzen ging dieſer der Schweiz zu, Rettung zu ſuchen, fand aber unterwegs zum Unglück noch einen ehemaligen Freund, der ihm völlig das Herz brach. Erasmus war eben auch zu Baſel, der ſcheuete und verläugnete nun nicht bloß den armen, vertriebenen, oder wie er ſich ausdrückte, ſchäbichten Edelmann, den er vormals zum Himmel erhoben hatte; [1] ſondern wollte auf der

[1] Quod Hutteni colloquium *deprecabar*, non invidiae metus tantum in causa fuit; erat aliud quiddam, quod tamen in *spongia* non attigi. Ille *egens et omnibus rebus destitutus* quaerebat *nidum aliquem, ubi moraretur.* Erat mihi *gloriosus ille miles cum sua scabie in aedes recipiendus.* So ſchrieb Erasmus an Melanchthon, und zu eben der Zeit an einen andern: Fuit Huttenus paucorum dierum hospes; interim nec ille me adiit, nec ego illum. Et tamen si ille convenisset, non repulissem hominem a colloquio. Den Brief, den Erasmus an Hutten den Tag vor Oſtern 1523 ſchrieb, kann man bei Wagenſeil (Hutten. opp. Lips. 1783. S. 328), den Brief, den er an den Zürcher Rath unterm 10. Auguſt 1523, alſo wenige Tage vor Huttens Tode, ſchrieb, kann man in Schubarts Ulrich von Hutten S. 146 leſen. Im letzten warnt er den Rath, und zwar eines Büchleins wegen, das Hutten gegen ihn ſchreibe (und Erasmus noch nicht geſehen hatte) vor dem verbannten, äußerſt dürftigen, todkranken Manne als dem gefährlichſten Ruheſtörer. Er will es ihm zwar nicht „verbunnen daß die Gütigkeit des Zürcher Raths ihn dort ließe wohnen," räth den Herren aber ſehr an ſeinen Muthwillen ein wenig zu zähmen, damit würden ſie nicht ſowohl ihm als andern Künſten, die dadurch befleckt ſind, einen großen Dienſt und Nutzen beweiſen." Hutten bat ſich Erasmus Schreiben noch unterm 15. Auguſt zur Verant-

andern Seite gegen Huttens Freunde auch nicht ſein Feind heißen, ſchob es auf Huttens Krankheit daß er ihn nicht geſprochen u. ſ. w. Da trat Hutten auf, und expoſtulirte öffentlich mit ihm daß das alles Lug und Trug ſey; er ſey täglich ausgangen, habe auf dem Markt mit jedem ſtundenlang geſprochen, Erasmus habe ihm die Thür geſchloſſen u. ſ. Als Erasmus hörte daß die Expoſtulation unter der Preſſe ſey, kam er zurück, ſtreichelte Hutten, wunderte ſich, ſprach von alter Freundſchaft, rückte ihm ſein nacktes Elend auf, hatte gar Herz genug einem Verlaſſenen und Vertriebenen zu drohen; aber Hutten kehrte ſich daran nicht. Die Expoſtulation erſchien, und nun kam Erasmus, mit einem höflichen Schwamm (spongia) den Flecken abzuwiſchen. So leicht ließ ſich dieß aber nicht thun; Luther, Melanchthon ꝛc. haßten den Schwamm und ſagten: er habe nicht bloß Hutten, ſondern das ganze Lutherthum mit Koth beſpritzen wollen; denn nun ſollte es das Lutherthum geweſen ſeyn, das dem Erasmus und den Muſen ihren Freund geraubet. Was das ärgſte iſt, haben einige gar geglaubt Hutten ſey an dieſem Schwamm (den er vielleicht nicht einmal mehr geſehen) erſtickt; er,

wortung aus; und den 29. Auguſt ſtarb er. Ein Zürcher Gelehrter ſollte Erasmus Briefe an Zwingli bekannt machen, in denen um dieſe Zeit gewiß auch von Hutten manches vorkommen wird. **Tantae animis coelestibus irae!**

Rückſt du dem Unglückſeligen noch ſein trauriges Schickſal
Vor, als wäre das Glück, wäre der Zufall ein Gott?
Ward Aeneas nicht auch und Ulyſſes lange verfolget?
Und war jener und er nicht ein rechtſchaffener Mann?
Der du das Unglück nur als Schuld betrachteſt, o fürchte
Daß auch deiner ſich einſt niemand im Leiden erbarmt.

Hutten.

Melanchthon dachte hiebei billiger und gerechter. Als der Poet Nachtigall (Luscinius) den todten Hutten mit Verſen verfolgte, ſagte er auf ihn die Verſe:

Der du, o Grauſamer, noch unglückliche Leichen zerreißeſt,
Nenne dich Nachtigall nicht, nenne dich Geier hinfort.

der an viel härterer Speiſe nicht zu erſticken pflegte, ja dem, wenn er länger gelebt hätte, dieſer Schwamm wohl zu ſtatten gekommen wäre.

Ein Höherer entriß ihn dem Bann und der Acht, offnen Feinden und falſchen Freunden; er ſtarb Ende Auguſts 1523, im ſechsunddreißigſten Jahr ſeines Alters. Ufnau heißt die kleine Inſel im Züricherſee, wo er im Gebiet des Züricher Raths [1] Schutz und bei einem armen Pfarrer Pflege, Aetzung fand, und Ruheſtätte. Schiffe hinüber, reiſender Jüngling, und ſuche ſein Grab, und ſage: „Hier liegt der Sprecher für die deutſche Nation, Freiheit und Wahrheit, der für ſie mehr als Sprecher ſeyn wollte.“ Eine Gränzinſel hat ihm ein unbekanntes Grab gegeben.

*

Das unbekannte Grab wäre nun zwar ein ſo großes Uebel nicht; vielmehr iſt dieſes in der Ordnung. Auf marmorne Denkmale müſſen die Guten und Edeln keiner Nation rechnen. Mußte im ſiebenjährigen Kriege nicht ein Ausländer kommen, und in der Stadt wo Leibnitz liegt, nach Leibnitz Grabe fragen? Und niemand wußt's als ein alter Küſter, der es ihm, wie der Todtengräber eines Bettlers Grab, mit glattem Steine zeigte. Dem verbannten Hutten iſt die Todesſtätte ſelbſt, die Inſel auf dem Züricherſee, ſein Ehrendenkmal.

In anderm Sinn aber möchte ich Luthers Wort wiederholen: „Wir Deutſche ſind Deutſche;“ nämlich: Auch Huttens Schriften ſind verſtoben; in drei Jahrhunderten hat niemand ſie noch geſammelt. Viele haben Hand angelegt ſie herauszugeben, immer aber kam ein böſer Zufall dazwiſchen. Und da die meiſten nur einzelne Bogen und kleine Stücke ſind, viele auf Sickingens Schloß gedruckt, von Feinden zerriſſen (ſein Bild hatten die Carthäuſer zu Schlettſtadt zu einem Gebrauch angewandt, dafür ſie tauſend

[1] Vielmehr der Landleute von Schwyz. M.

Goldgülden, A**geld, an Sickingen erlegen mußten); ſo iſt's gerade als ob ſie ganz aus der Welt wären. Und ſo ſind unſeres Landsmannes, Mitreformators, Freiheitredners, des Demoſthenes unſerer Nation Schriften großentheils im Staube geblieben.

Und was fehlte Huttens Schriften, daß man ſie nicht aufleben ließe und erhielte? Als Beiträge zur Reformation hat man ja die ſchlechteſten Lumpen geſammelt, von Wiedertäufern, Kritikaſtern und Helfershelfern; hier iſt ein Reformator ſelbſt, der in ſeinem Fache eher als Luther begann, und ihm nachher ſo treu half, ſo manches für ihn ausrichtete, ſo viel für ihn litt! Will man einen ſchönen Lateiner? Wer ſchreibt ſchöner, kräftiger und blühender Latein als Hutten? Erasmus und Melanchthon haben ihn deßhalb beneidet, die Italiener geſchätzet, alle freien und heitern Muſenfreunde geliebet. Soll alſo dieſer edle Lateiner, eine Blüthe des wiederkehrenden Geſchmacks, ſo gut als untergegangen ſeyn, und ferner im Staube modern? — Will man endlich einen Mann von Genie, von Gefühl, von edlem ſtarkem Triebe, einen Mann von Laune, Satire, Salz? man beklagt daß gegen Ausländer Deutſchland deren nicht genug habe — und man wollte Hutten vergeſſen? Vermuthlich ſoll wieder ein Franzoſe, ein Italiener kommen, und uns ſeine Schriften, wie die Schriften unſeres Leibnitz, ſammeln?

Tritt auf, Mann und Jüngling, der werth iſt Huttens Gebeine zu wecken! Mehr als Ein Verleger würde die Hand bieten, alle guten Jünglinge ſich einige Groſchen zum Kauf oder zur Pränumeration erſparen, und in zwei, drei Bändchen bekämen wir unſern Hutten. Wäre dieß Blatt ſo glücklich in die Hände deſſen zu kommen der bereits eine gute Sammlung gemacht hätte, und ſich mit andern über das vereinigen wollte was ihm an Huttens

Schriften etwa noch fehlet; wie würd' ich mich freuen daß ich zu dieſem Werke geholfen!

*

Hutten ſchrieb an Luthern einmal: „Dein Werk, heiliger Mann, iſt aus Gott, und wird bleiben; mein's iſt menſchlich, und wird untergehen." Die Worte erſchüttern, eben weil ſie ſo wahr ſind. Huttens und Sickingens Werk gingen unter. Es war damals ein Zeitpunkt daß Deutſchland andre Geſtalt gewinnen konnte; mehrere Gute ſtrebten; es ſollte nicht ſeyn; die Vorſehung hatte es anders beſchloſſen; ſie gingen im Schiffbruch unter; ſie erloſchen wie Sterne in dunkler Nacht. Aber bei wem, als Undankbaren, ſollte ihr Andenken erlöſchen? Liegt in ihrem Untergange, ſammt dem was ſie und wie ſie es wollten, nicht eben die größte Lehre?

Huttens Schatte, ſey mir gegrüßt! Du Aſche des Dichters,
Dem eine Inſel im See endlich die Ruhe gewährt,
Sey mir gegrüßet, o Freund! Das haſt du dir mühend errungen.
Ruh im Grabe. Wohlan! gib ſie dem Todten, o Grab!
Nimm die Veilchen, die hier ich dir ſtreue, nimm auch die Thränen,
Tapfrer Ritter! Der Tod, er nur gewährte dir Glück.
Glücklich im Tode biſt du; du ſiehſt die größeren Uebel
Deines Landes nicht mehr (dem du, ein Rächer erſchienſt),
Seit ein höheres Vaterland, der Himmel, dich aufnahm.
Doch auch auf Erden erwächst, Jahre nach Jahren, dein Ruhm.
Enkel werden dich einſt, dich, glückliche Aſche verehren;
Und ſo leb' ewig wohl, ewig, o Redlicher, wohl.

Petr. Lotich.

Nachschrift.

Der Wunsch, den ich in diesem Andenken Huttens vor siebenzehn Jahren geäußert hatte, seine Schriften gesammelt und sein Andenken lebend erhalten zu sehen, schien im Jahr 1783 eine glückliche Erfüllung zu erreichen. Der erste Band von Huttens Werken (Ulrici ab Hutten opp. T. I. ed. Christ. Jac. Wagenseil, Lip. 1783) erschien; und da er sehr merkwürdige, abwechselnde, schön geschriebene Briefe dieses Mannes enthielt, so war kaum zu zweifeln daß nicht auch seine sinnreichen Gespräche, seine Poesien, endlich auch die Stücke seiner erhabnen, fortreißenden Beredsamkeit folgen würden. Aber als ob der Unstern, der Hutten im Leben begleitete, ihn auch im Grabe nicht verließe, erschien folgende Anzeige des Herausgebers:

An das deutsche Publicum.

Ich habe in der Michaelismesse 1783 den ersten Theil der Schriften Ulrichs von Hutten herausgegeben, in der festen Ueberzeugung daß dieß Unternehmen dem Publico nicht anders als angenehm seyn könne. Mit wie mannichfaltigen Schwierigkeiten ich zu kämpfen hatte bis ich Huttens Schriften zusammenbrachte, die man über hundert Jahre vergebens suchte, wie lang ich umsonst nach einem Verleger strebte, wie äußerst sauer mich die undankbare Mühe des Abschreibens ankam — davon will ich nichts reden. Aber es ist Zeit zu sagen daß ich für Deutschlands Ehre drei Jahre vergebens gearbeitet, ohne Dank und Lohn gearbeitet habe; denn die zwei Thaler Buchhändlerbezahlung, die ich beim ersten Theil erhielt, verdienen doch wohl nicht Belohnung zu heißen? — Man lese das „Denkmal Ulrichs von Hutten," und man hat alles was ich sagen kann, um die Erhaltung seiner Werke zu empfehlen, das er zur Nationalangelegenheit machte. Ich hoffte

man werde mit Wärme die Früchte ſeines trefflichen Geiſtes aufnehmen, werde mir's danken daß ich ſie geſammelt habe; — aber wie ſehr hab' ich mich betrogen! — So kalt, ſo nachläſſig hat man den fadeſten Roman nicht empfangen als den edlen deutſchen Hutten. Ich ſollte denken, wer nur ſeine Briefe geleſen hätte, müßte begierig ſeyn auch die übrigen Schriften zu beſitzen, die vielleicht in ganz Deutſchland niemand vollſtändig hat. Unſere Ariſtarchen fanden's nicht der Mühe werth meine Ausgabe anzuzeigen; denn von etlichen kritiſchen Journalen, die ich leſe, ſtund in der einzigen Meuſel'ſchen hiſtoriſchen Literatur eine kurze Recenſion. Die Urſache dieſes Stillſchweigens bin ich nicht fähig zu errathen.

Da der Verleger zur Fortſetzung nicht Luſt bezeugt, ſo bleibt mir kein anderer Weg übrig als mit dem Publicum ſelbſt über dieſe Angelegenheit zu ſprechen. — Huttens Schriften liegen zur Erſcheinung beinahe ganz fertig, und ſollen auch erſcheinen woferne entweder ein biederer Buchhändler ſich zum Verlag der drei rückſtändigen Theile meldet, oder man mich auf andere Art, ohne Buchhändlerhonorarium, zu unterſtützen willens iſt. Im Gegentheil will ich mein Manuſcript — nicht verbrennen, ſondern für eine dankbarere Nachwelt aufbewahren, zum Zeichen wie warm meine Zeitgenoſſen für die trefflichſten Männer des Vaterlandes ſorgen. Vielleicht, wenn ich lange geſtorben bin, findet's einer, und erntet wo ich geſäet habe, läßt ſich die Arbeit bezahlen, die ich umſonſt vollendete, für die ich oft auf jugendliche Freuden und manches andere Verzicht that.

Hutten ſtarb Lebens unſicher, vertrieben, in Armuth fürs Vaterland, ſchrieb für Deutſchlands Freiheit, Religion und Aufklärung mit Demoſtheniſchem Geiſte, litt und ſtarb für ſie. Die edelſten ſeiner Zeitgenoſſen, Luther, Melanchthon, Peutinger, Pirkheimer und andere liebten ihn und ſchätzten ſeine Schriften; aber dritthalb hundert Jahre nach ſeinem Tode muß der Herausgeber

derſelben beinahe vor dem Publicum betteln, daß es den Mann nicht einer unverdienten Vergeſſenheit überlaſſen ſoll. Es iſt wahr wie es in dem oben angeführten Denkmal heißt: „Vermuthlich ſoll wieder ein Franzoſe oder ein Italiener kommen, und uns Huttens Werke, wie die Schriften unſers unſterblichen Leibnitz, ſammeln!“ dann werden ſie, will's Gott, ſchon gekauft werden.

Es iſt dieß eine Anfrage an die Weiſen und Guten der Nation! Halten ſie's der Mühe nicht werth meinen Wunſch, Huttens Werke ganz herauszugeben, zu begünſtigen; nun, ſo mag es unterbleiben, und der Himmel vergeb' es mir daß ich nicht, indeß ich meine Zeit damit zubrachte, etwas gethan habe wofür man mir lieber etliche Gulden bezahlt, und mich vielleicht mit großem Beifall gerühmt hätte. Sollt' ich aber auf irgendeine Art zur Fortſetzung unterſtützt werden, ſo erſuch' ich den Biedermann, der ſich für mich und meinen Hutten intereſſiren will, ſich ſchriftlich deßhalb an mich zu wenden. Sein Vorſchlag könnte leicht in einem Journal ſtehen, das ich nicht zu ſehen bekäme. Sollte ſich bis zu Ende des jetzigen Jahres niemand finden, ſo will ich es ſodann in den Zeitungen anzeigen.

Wagenſeil,
Gelehrter zu Kaufbeuern.

Was iſt hiernach zu ſagen? Wird eine zweite Aufmunterung bewirken was die erſte nicht bewirkt hat? Vielleicht; und der für Hutten gutgeſinnte Herausgeber würde ſich ſodann gewiß beſtreben, auch durch die dem Werk nöthigen Erläuterungen ihm allen den Eingang und Nutzen zu verſchaffen, ohne welche dergleichen Schriften doch nur alte Reliquien bleiben. Vielleicht bekommen wir wenigſtens die ſchönſten Arbeiten Huttens, ſeine Geſpräche; und ſo hätten wir mit dieſen und den Briefen ſchon viel. Bis endlich, vielleicht unverſehens, ein Hutten ſelbſt ſich ſeines tapfern biedern Vorfahren

annimmt, und die Kleinigkeit daran wendet, die Werke desſelben dem Staube der Vergeſſenheit zu entreißen. *Γενέσθω!*

6.

Johann Winckelmann. [1]

Nach einem Mannesalter, ſagt irgendwo ein Gelehrter, der ſelbſt die ſeltne Ehre ſeines Vaterlandes iſt, nach einem Mannesalter werden in Deutſchlamd ſchwerlich in ſo kurzer Zeit ſo viel große Männer ſterben können, als in den letzten wenigen Jahren geſtorben ſind. Ich laſſe die Weiſſagung auf ſich ſelbſt beruhen; denn wer kennet jedes Samenkorn, das ſtill in die Zukunft wächſet? aber die Veranlaſſung der Weiſſagung iſt wahr, und andern Nationen mit uns gemein.

Wenn ſich bei uns die Natur Zeit nähme, einen zweiten Haller, Lambert, Winckelmann, Sulzer, Leſſing hervorzubringen; zu einem Linné und Hume, zu einem Voltaire und Rouſſeau brauchte ſie's minder? — Wie es indeſſen ſey, wir wollen die Namen unſerer verſtorbenen Edeln nicht verhallen laſſen mit dem letzten dumpfen Wurf der Todtenſchaufel; wir wollen ſie wenigſtens nach ihrem Tode kennen und ſchätzen lernen, da es aus ſo manchen Urſachen vorzüglich deutſches Schickſal ſeyn möchte, oft nicht eher recht gekannt und genannt zu werden als nach dem Tode. Ich zeichne drei Geſtalten, auf die der Weg meines Denkens näher traf; ein anderer zeichne die andern. Es iſt keine Pyramide der Unſterblichkeit, die ich ihnen errichte oder errichten kann; ein paar rauhe Steine mögen's ſeyn, die ich, nach Art der nordiſchen Heldengräber, auf ihre Todtenhügel wälze und ſchweigend von dannen gehe.

[1] Aus dem deutſchen Merkur 1781.

Johann Winckelmann.

Geb. 1718, ermordet 1768.

Wenn Winckelmann keinen Buchſtab gedruckter Werke hinterlaſſen hätte, ſo zeigt ſein Leben, ſo zeigen ſeine Briefe und ſein Schickſal daß er ein außerordentlicher Menſch war, der ſich zu etwas geboren fühlte. In Armuth und Kummer hatte er ſeine Jugend verloren; über die Dreißige hinaus ſaß er im Schulſtaube eines Städtchens, wo er die Knaben conjugiren lehrte, und doch verkümmerte er nicht! Er verlor nicht den Plan eines beſſern Lebens. Seine Liebe für die Geſchichte, für Griechenland und edlere Menſchengedanken; ſein Haß gegen deutſche Metaphyſik, barbariſche Schultheologie, und die gewöhnlichen ſieben Magiſterkünſte; ſein Durſt nach Freiheit, Freundſchaft und Geſinnungen der Alten, die er mit Armuth, Einfalt und titelloſer Beſcheidenheit gern erkaufte — das alles zeichnet ihn nach unſern Sitten ſo ſehr aus, daß ich ihm gerne, nur dieſer Geſinnungen wegen, eine Bildſäule unter den Weiſen des Alterthums ſetzte. Leſe man ſeine erſten, armen und bedrängten Briefe an Bünau;[1] man höret den verſchlagnen, vom Glück verlaßnen, aber noch immer feſten und edlen Mann, der, unbiegſam der Kriecherei und Thorheit ſeiner Zeit, ſich ſelbſt fühlet, ſich ſelbſt ehret, und nur aus ſeinem Kerker herausſeufzet. — Jüngling, der du dieſe Briefe lieſeſt, ſchöpfe Muth aus ihnen, bei vielleicht ähnlichem Schickſal. Deutſchland iſt lange ein Wald geweſen, aber auch im dickſten Walde findeſt du die rechte Himmelsgegend allein durch dieſe Tugend und Geſinnung der Alten; durch das Gefühl nämlich, zu etwas da zu ſeyn auf der Erde, von niemand als ſich abzuhangen im Begriff der wahren Ehre, des wahren Nutzens und Lebens; Macht zu haben, daß man falſchen Zwecken entſage, nach Flittergolde des Ranges, Standes, der

[1] Winckelmanns Briefe, herausgegeben von Dasdorf. Th. 1. S. 5. u. f.

Gemächlichkeit und Wolluſt nicht laufe, auch arm und verachtet ſeyn könne, wenn man nur das wird was man werden ſoll, und in ſeinem Werk lebet. Dieß Gefühl von Einfalt und Wahrheit, von edlem Stolz und Aufopferung ſeiner ſelbſt zu dem Beruf wozu ihn die Natur gebildet, kurz dieſe beſcheidne alte Größe zeigt ſich bei Winckelmann in allen ſeinen Schriften, in allen ſeinen Briefen. Man leſe z. B. nur den, mit dem er von Bünau Abſchied nimmt und ſeinen ihm nothwendigen Religionswechſel ſo kindlich, ſo beſchämt und gerührt entſchuldigt; [1] man leſe die Freude mit der er aus Deutſchland geht, und dem Ort ſeiner Beſtimmung, Rom und dem Alterthum, entgegen eilet; [2] wie er immer auf Gedanken dieſer Art ruht, und ſeine Arme ausſtreckt nach Geſtalten und Geſinnungen voriger Zeiten; wie er in dieſem Traum, in dieſem ſchönen Wahne ſich an Menſchen, Umſtänden und ſelbſt Kunſtwerken ſo oft, freiwillig gleichſam, irret und reich iſt in ſeiner Armuth, in ſeiner Niedrigkeit ſtolz und groß und glückſelig. [3] Nur ſo lange glaubte er gelebt zu haben, als er in dieſen Gedanken, dieſen Beſchäftigungen, dieſem Genuß lebte. [4]

Aber wenn ich mich nun, von ihm und ſeinem Gefühl, auf die Umſtände wende die ihn von außen umgaben, auf die Beihülfe die ihm ward, auf den Weg ſeines Lebens, den er nehmen mußte; verzeihe Deutſchland, wenn ich das alte Lied ſinge und deine Unachtſamkeit anklage! Wäre er unter Scythen geboren, hätte es ihm ſchlechter werden können als es ihm ward? Arm und verkannt zog er auf deinen Univerſitäten einher; ſelbſt die Seelenſpeiſe die du ihm von deinen Kathedern zutheilteſt, konnte und mochte er

[1] Eben daſ. S. 17.

[2] S. 55. eben daſ.

[3] S. alle drei Sammlungen ſeiner Briefe, die Zürcher, die Dresdniſche und die Berliniſche.

[4] Winckelmanns Briefe von Dasdorf, Thl. 1. S. 116.

nicht genießen. Bis in sein vierzigstes Jahr Conrector in Seehausen zu seyn, oder barbarische Mönchschroniken excerpiren zu müssen, nur damit man lebe; und nirgend eine Gelegenheit zu sehen, bei der Fülle von Geist, Kenntnissen und Gefühl, nur Einem bekannt zu werden der einen Menschen der Art von solchem Druck erlöse! Keinen andern Weg zu sehen, auch selbst nachdem man eine Schrift wie die ist:

Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst

geschrieben, keinen andern Weg zu seiner einzigen Bestimmung zu sehen als die Vorsprache und das Jahrgeld eines Belehrers; und auch nachher, nachdem man mit der Begeisterung fürs Vaterland, für deutsche Nation und Sprache, in Rom, unter so armen und drückenden Umständen ein Werk geliefert hat, als

Die Geschichte der Kunst des Alterthums

ist, und für alle Zeiten seyn wird in denen die deutsche Sprache lebet; für dieß alles noch nichts zu haben, als schale Kritteleien oder Lobsprüche deutscher Journale; endlich so sterben zu müssen wie man gelebt hat, ein armes Schlachtopfer auf der Gränze zweier Nationen, aus denen und in die man wie ein verbannter Fremdling gebet — wenn dieß Exempel unter andern gebildeten Nationen viel ähnliche fände, sollte es mir sehr leid thun. In Deutschland ist's ganz in der Ordnung. Seiner Verfassung nach ist dieß Land, wie jener Lord sagt, un drôle de corps, ein wunderbarer Körper, der eben deßwegen so viel Köpfe hat, damit ja keiner seine Glieder kenne, eben deßwegen so viele Universitäten, Aemter und Anstalten hat, damit es außer dem lastbaren Joch einer Brodarbeit für einen freien edlen Geist, der sich als solchen gezeiget hat, gar keinen Platz, gar keine Anstalt habe. Durch welche Wege muß unsern Medicis und Este bekannt werden was sie dicht vor sich brauchbares und gutes haben? Etwa von Paris her, durch Parodien von Uebersetzungen,

die sie auch alsdann noch lieber als das Original lesen, und es gut seyn lassen — geschehen lassen, was durch sie selbst geschah. Nach dem Tode etwa — Doch ich mag nicht weiter

— — Quis talia fando
Temperet a lacrumis? —

und auch, daß ich dieß gesagt habe, verzeihe man mir um der Stätte willen auf der ich's sagte. Das Grab eines Todten ist heilig; und wenn man da nicht die einzige bittere Wahrheit sagen soll auf die uns sein ganzes Leben stößt, wo und wann sollte man sie denn sagen? Womit hatte es Deutschland denn verdient daß Winckelmann nur eine Zeile dessen schrieb was er geschrieben? Etwa durchs achtjährige Conrectorat in Seehausen, oder durch die Chronikenexcerpte und das Jahrgeld des katholischen Beichtvaters? Und wenn nun sein Leben noch durch unbesonnene kleinfügige deutsche Tadeleien verbittert wurde; wenn man ihm vorwarf daß er hie und da doch unrecht citirt, nicht immer die Quellen gebraucht, die er in seinem Zustande gewiß nicht brauchen konnte, kurz daß er nicht allwissend gewesen, oder gar als Künstler manu propria selbst, statt der Schriften, alle deutschen Musea mit neuen Apolls und Laokoons füllte — — Verzeihe mir, edler Schatte, daß ich auf deinem Grabe zürne, da du im Leben selbst die Kälte und Undankbarkeit deiner Nation hie und da mit einigem Murren, aber nach einiger Erholung immer standhaft ertrugst und sie zuletzt lieber vergaßest als dich beklagtest. Eben weil du's nicht thatest, habe ich's, nicht für dich oder für mich, sondern für einen der dir etwa gleich seyn möchte, thun müssen. Nun aber kein Wort mehr.

Winckelmanns erste Schrift[1] ward in Oesers Hause geschrieben, und Oesers feiner andeutender Geist ist bis auf die hohe Liebe zur Allegorie in ihr merkbar. Ein Freund, ein Künstler sollte das Verdienst haben das kein Begüterter, Satter und Großer sich zu

[1] Gedanken von der Nachahmung der griechischen Werke, Dresden 1757.

Digitized by Google

erwerben wußte, den Keim der in Winckelmann lag, und den niemand erſt hineinlegen durfte, hervorzubringen und zu entfalten. In dieſem Schriftchen, und in den beiden Schreiben die darauf folgten, liegt, dünkt mich, die ganze Knoſpe von Winckelmanns Seele; Rom konnte ſie nur mit gelehrtem Laube oder mit Früchten eines beſtimmtern ältern Urtheils krönen. Was Winckelmann in Rom ſehen ſollte und wollte, trug er ſchon in ſich. [1]

Damit niemand dieß mißverſtehe oder nachtheilig deute, mache ich nur auf die ziemlich allgemeine Erfahrung aufmerkſam daß meiſtens, wie in der Knoſpe der ganze Baum, ſo auch in den erſten Hervorbringungen des menſchlichen Geiſtes die ganze Geſtalt desſelben und ſeiner künftigen Wirkung liege, wer ſie nur zu ſehen und zu entwickeln weiß. Ich rede hier von Früchten und nicht von jungen Mißgeburten des menſchlichen Geiſtes; denn Winckelmann war beinahe ein vierzigjähriger Mann, da er ſeine erſte Schrift, und auch ſie noch mit aller jugendlichen Blödigkeit und Schüchternheit ſchrieb. Da konnte er doch die Ideen die er in ſich trug, mit denen er geboren ſchien, die ihm ſo lange unter allem Druck des Schickſals die ſicherſten Freunde und Geſellſchafter geweſen waren, entwickelt haben! Was jetzt folgen mochte, war immer nur Anwendung, mehrere Begründung und Beſtimmung, ein ſchärferer Umriß im Kleinen. In den Jahren ändert man die Seele nicht mehr, und wird nicht zum zweitenmal geboren; daher auch durch alle Winckelmanniſchen Schriften eine Einheit von Gefühl, von Ideen und Ausdruck geht, die ein Schriftſteller wohl laſſen muß (aber, wenn er klug iſt, auch gern läſſet), der vom fünfzehnten bis zum fünfundneunzigſten Jahr ſchreibt. Auch die vertrauteſten Briefe Winckelmanns ſind in dieſem Einen Geiſt geſchrieben, als ob er ſie

[1] Die großen Geſtalten ſind in uns; Geſchichte, Beſchauung, Umgang wecken ſie nur. M.

für Welt und Nachwelt, wie er's doch gewiß nicht that, [1] geschrieben hätte. Kurz der deutsche Baron, der damit nicht zufrieden ist daß Winckelmann spät; mit schon ausgebildeter Seele, nach Italien kam, und freilich, so wie seine Kenntnisse, so auch seine Begeisterung schon dahin brachte, der lasse sich etwa selbst in Rom gebären, und versuche was er alsdann mit frischem Blick am Alterthum sehen und nicht sehen werde.

Das Göttliche in uns wird mit uns geboren; Gelehrsamkeit, Bücher und Steine bringen's nicht hinein, wo es nicht von Natur war. Wie viel Cicerone haben Alterthümer beschaut und gewiesen! Wie viele vielleicht mit ungleich größerer Gelehrsamkeit und Minutienkenntniß als Winckelmann haben konnte oder wollte? Wie wenige aber unter ihnen mochten, nach dem was er war, Winckelmanne seyn oder werden? Mit keiner Kunst und Wissenschaft geht's anders; denn woher in der Welt wären sonst die Liebhaber des Vortrefflichen, die Kenner und Künstler der höchsten Schönheit in jeder Wissenschaft

[1] Es ist ein Zeichen von Winckelmanns einförmigem, geprüftem und edlem Charakter, daß man seine Briefe an die verschiedensten Menschen, in solcher Zahl, so fortgehend hat können drucken lassen; ob man's aber auch hätte thun sollen? ob in dem letzt herausgegebenen Briefwechsel nicht, wenigstens dem guten Winckelmann zu Liebe, einige Stellen hätten wegbleiben müssen und wirklich hätten wegbleiben können? Dieß überlasse ich der Empfindung eines jeden der sich an seine Stelle zu setzen Freundschaft oder auch nur Billigkeit hätte. Nennen werde ich diese Stellen nicht um keine dumme Neugier zu locken; mir aber thaten einige derselben so weh daß ich sie hätte wegkaufen mögen. Muß denn ein edler, so fortgehend edler Mensch, auch in der Schwachheit der einzelnen, flüchtigen Momente dem Publicum dargestellt werden, die er etwa nur seinem vertrautesten Freunde nicht verheimlicht? Er war zu sehr Freund oder Kind, um sie ihm nicht sagen zu wollen; würde dieser aber dadurch berechtigt, wenn auch nach seinem Tode, sie aller Welt zu sagen? Ich will diese Anmerkung nur W. zu Liebe und keinem Menschen zu Leide geschrieben haben. Handle jedermann wie er zu handeln für gut findet; nur ich weiß, wie ich in solchem Falle selbst gegen meinen Feind verführe.

Digitized by Google

und Kunſt ſo ſelten? Unzählig viel Maler rieben Farben und ſahen was Raphael ſah; aber ohne ſein Auge, ohne ſeine Empfindung; ſie mußten's alſo wohl ſeyn laſſen Raphaels zu werden, ſo ſtrenge und genau ſie übrigens das Mechaniſche der Kunſt lernten, und in einzelnen Theilen derſelben ihn übertreffen konnten. In der Idee die Raphael, wie er ſagte, in ſich trug, und zu der er nur Beiträge aus Gegenſtänden um ſich her ſtahl — in dieſer konnte und wird er nur von einem zweiten Raphael übertroffen werden. So iſt's mit Winckelmanns Philoſophie und Lehre. „Vom Plato an," ſagt er, „bis auf unſere Zeit ſind die Schriften dieſer Art, vom allgemeinen Schönen leer, ohne Unterricht und von niedrigem Gehalte; das Schöne in der Kunſt haben einige Neuere berühren wollen, ohne es gekannt zu haben." Dieſe und häufig ähnliche Stellen hat man ſeinem Stolz zugeſchrieben; ſie waren offenbar bei ihm Empfindung, und ſind außer ihm Wahrheit. Den idealiſchen Theil der Kunſt, den hohen Begriff vom Schönen und der Schönheit fand er nirgend ſo abgehandelt wie er ihn in ſeiner Seele fühlte, wie er ihn dargeſtellt wünſchte; daher ſprach er alſo.[1] Auch ſeine vertrauten Briefe zeugen daß er in jedem Augenblick höherer Empfindung in dieſem Empyreum eines Gefühls von Abſtractionen lebte, und ſelbſt zum höchſten Weſen auf dieſen Flügeln der Begeiſterung, oft von ſehr kleinen Gegenſtänden emporflog. Nicht jedem, ſagt d'Alembert, iſt's gegeben ſich in den Ring Saturns hinaufzuſetzen; wer indeß auf dieſem Planeten geboren ward, lebt da in ſeinem Vaterlande.

Es iſt daher unrecht, wenn man dieſen einzig wahren Geſichtspunkt zu Winckelmanns Schriften verfehlt, um ſie in einem falſchen Licht unvollſtändig zu ſehen; mich dünkt, er ſelbſt hat uns gnug auf den rechten Geſichtspunkt gewieſen. Ehe er nach Rom ging, ſchrieb

[1] Auch iſt ſein Artikel von der Schönheit eines der Meiſterſtücke, auf die unſere Sprache ſtolz ſeyn kann. M.

er ſeine Gedanken von Nachahmung der griechiſchen Werke, in denen nichts als Empfindung des Schönen lebt. In Rom fing er mit der idealiſchen Beſchreibung einzelner Kunſtwerke des Apollo, Laokoon [1] und anderer an; die vorgenommene Schrift von Ergänzung der alten Bildſäulen und dergleichen, die Cavaceppi unſtreitig beſſer als er ſchreiben konnte, ließ er mit gutem Fleiß liegen. Aber in der Abhandlung, das Schöne der Kunſt zu empfinden, [2] da lebt ſeine Seele auf; ſie lebt auf, wenn er in ſeiner Geſchichte der Kunſt, und wo es ſey, an die Region dieſer erhabenen Begriffe und Empfindungen reichet. Was ſoll's alſo heißen wenn man ſagt: ſeine Geſchichte der Kunſt ſey mangelhaft und unvollſtändig? Konnte ſie's anders ſeyn? Wollte Winckelmann ſie anders ſchreiben? Iſt wohl ein Sinn darin eine vollſtändige Geſchichte der Kunſt des Alterthums zu verlangen — da die meiſte Kunſt des Alterthums ſelbſt untergegangen iſt — da von ihr ſelbſt ſo wenige blutarme Nachrichten übrig ſind, und die paar Schriftſteller über ſie nur wie ein paar abgeriſſene Ufer daſtehn? Der ganze Wald von 50,000 Bildſäulen in Rom und aller Welt, Gemmen, Münzen, Gefäße und Gebäude dazu gerechnet, ſind ſie etwas anders als ein zuſammengeſchleppter Haufe von Ruinen gegen das was in Pauſanias und Plinius, geſchweige in höhern Zeiten, lebendige Geſchichte der Kunſt hieß? Und wo iſt nun der Forderer, der's verlangen kann der arme alte Winckelmann ſollte dieſen Wald von Tempeln und Bildſäulen und Muſeen in aller Welt durchkrochen haben, um ihm einen unbezahlten Catalogus realis zu liefern, der in Winckelmanns Plan ſo wenig lag als in dem meinen? Sein Zweck war eine ſyſtematiſche Geſchichte der Kunſt zu liefern, wie er ſelbſt deutlich ſagt: [3] ſie ſollte die genetiſche Geſchichte des

1 Bibl. der ſch. W. B. 5. St. 1.
2 Dresden 1765.
3 S. Vorrede zu ſeiner Geſch. der Kunſt.

Schönen in der Kunſt des Alterthums werden, und iſt's geworden, wenn ihr auch noch zehnmal mehr fehlte als ihr fehlet. Sein hiſtoriſches Lehrgebäude iſt vollendet. Der ſimple griechiſche Tempel mit ſeinen hohen Heiligthümern und Ausſichten ſteht da. Können wir den Genius der Kunſt bewegen daß er uns wieder herſtelle was durch die Hand der Araber, Türken und Barbaren fiel? daß er uns Nachricht gebe von dem was auch in Schriften untergegangen iſt, oder hie und da verborgen liegt? — daß er uns zeige in welches Zeitalter jedwedes Kunſtwerk, welchem Künſtler es zugehöre? von wem Etrurier, Griechen lernten? und welcher kleine Umſtand hie oder dahin einfloß? u. ſ. f. Wohlan, wir wollen unſere Gebete vereinigen daß dieſer Genius des Lichts, der Schutzgeiſt ganzer Weltalter und Nationen erſcheine und uns Aufſchlüſſe gebe. Ja noch mehr, wir wollen ihm helfen, berichtigen und zuſammentragen was in der Welt zuſammen zu tragen iſt — — die Geſchichte der Kunſt des Alterthums wird damit anſehnlich erweitert; ich zweifle aber ob, nothwendig und weſentlich, Winckelmanns Kunſtgeſchichte. Bei dieſer iſt ſolcher gelehrte Vorrath nur Außenwerk oder Beiwerk, nicht Hauptgebäude. Dieß beruht auf wenigen, aber großen, und, wie mich dünkt, ewig feſten Ideen ſowohl vom Weſen des Schönen ſelbſt als von den genetiſchen Urſachen desſelben; die Veranlaſſung zu beiden mag hier und da im Kleinen geändert werden wie ſie will. Das Werk ſelbſt, ſammt den Epochen ſeiner Kunſt, ſo viel mangelhaftes dieſe im Detail haben mögen, im idealiſchen Ganzen, worauf er arbeitete, iſt's richtig; denn es iſt in der Ordnung der Zeiten, in der Natur der Sache ſelbſt gegründet.

Anders verhält ſich's mit ſeinem Verſuch über die Allegorie,[1] und ich bekenne gern daß dieß Winckelmanns Hauptwerk nicht iſt; er war in ihm ziemlich außer ſeinem Wege. Sein Begriff

[1] Dresden 1766.

der Allegorie ist unbestimmt, und er verwechselt ihn oft mit historischen Attributen, ja verfolgt ihn bis ins Gebiet der Sprachen. Noch unbestimmter ist die Anwendung desselben bei den so verschiedenen Künsten, Völkern und Zeiten. Keine Kunst kann völlig allegorisiren wie die andere, kein Volk wie das andere, keine Zeit wie die andere. Es kommt hier auf so viel feine Nebenbegriffe bekannter oder unbekannter Gegenstände, geläufiger oder fremder Ideen, ja selbst auf Farbe der täglichen Sitten, des Geschmacks, der Sprache an, daß ohne sie das Buch der Allegorie, zumal in schweren Stein gebildet, dem großen Haufen ewig ein versiegeltes Buch bleiben müßte.[1] Zu einer Geschichte der Allegorie in Schriften und Kunstwerken gehört, dünkt mich, so ein eigner Mann als Winckelmann es für die Geschichte der Kunst des Schönen war; es wird zu ihr eine Art kleinen Scharfsinnes erfordert, die jener bei seiner Empfindung fürs ungetheilte Hohe und Große vielleicht nicht besitzen konnte. Seine Allegorie ist indessen der Anfang einer sehr nützlichen Sammlung allegorischer Begriffe und Bilder, in der ihn doch auch sein Geist nicht verläßt; und da der Verfasser selbst sie nur als einen bescheidenen Anfangsversuch in einem Felde, wo noch gar nichts gethan sey, ankündigte, so hätte man lieber in seinen Gesichtspunkt eingehn als ihn roh und von der Oberfläche her tadeln sollen, zumal ihn zu tadeln so wenig Kunst war. Die Kälte mit der man dieß, immer doch Winckelmannische, Werk aufnahm, war dem guten Alten empfindlich, und er wollte weiter nichts mehr deutsch schreiben. Er hat leider auch sein Wort gehalten, denn nach dem zweiten Bande seiner Monumenti inediti übereilte ihn sein hartes bitteres Schicksal.

Ja freilich hartes und bitteres Schicksal! Wenn man die Begierde lieset mit der er sich Jahre lang nach seinen Freunden, nach

[1] Wir haben das Beispiel an den Gebilden von Persepolis. M.

Deutſchland und Vaterland ſehnte; wenn man die Ankündigungen, die kindiſche Freude lieſet mit der ſein Herz nach ihnen ſchlug, und wie ihn nun plötzlich Todesangſt und Schauer ergriff,[1] da er Deutſchland ſah, da er die Berge und Hütten ſah die er vormals bei ſeiner Hinreiſe nach Italien mit ſo vieler Liebe und Wohlgefallen beſchrieben; kein Freund, keine Ueberredung kann ihn halten, er muß zurück, er eilet zurück, um auf der Gränze beider Länder — den Tod zu finden, und einen Tod auf ſo unwürdige, abſcheuliche Weiſe! Ja wenn die Nachricht wahr iſt daß er eben an einem Blatt für den künftigen Herausgeber ſeiner Kunſtgeſchichte geſchrieben als die Hand des Mörders ihn übereilte; wenn man bedenkt daß die ſchönen Fehler ſeines Charakters unſchuldige Ruhmesfreude und ein zuvorkommender Wahn der Freundſchaft, auch gegen ſolche die es nicht verdienten, zwei Idole, die ihm im Leben ſo lieb geweſen, die ihn ſo oft getröſtet, erhoben und getäuſcht hatten, auch jetzt die Dienerinnen ſeyn mußten, die ſchreckliche κήρ[2] mit Strick und Dolch zu ihm zu führen; wer muß nicht ſchaudern? wer nicht um ihn und ſeine fürchterliche todſuchende Ahnung weinen? Du fielſt, Edler, unter der Hand der unerbittlichen Parze an der Gränze des Landes dem du ein Fremdling geworden, aus dem du eilteſt in das andere Land, das dich erfreut und geehrt hatte, in dem du auch jetzt Ruhe und Erholung ſuchteſt. Du fandeſt dieſe Ruhe im Grabe, und die Erholung nach der du lechzteſt, die Freundſchaft die du hienieden ſuchteſt, und von der du ſo oft betrogen zurückkamſt, die Schönheit, Weisheit und Einfalt endlich, der du dein Leben geweiht hatteſt, und zu der du ſo oft begeiſterungsvoll in den Schooß der Gottheit aufflogſt — die fandſt du und konnteſt ſie allein finden in jener reinern Welt —

[1] S. Winckelmanns letzte Reiſe in Dasdorf, Sammlung von Briefen Th. 2. S. 358.

[2] Die griechiſche Göttin eines gewaltſamen Todes.

Auch in Wälſchlands Thale
War's nicht gelebt; nun lebeſt du
Die zweite ſchönre Himmelsjugend —

Wie ein Wanderer der mit brennendem Durſt und verſengtem mattem Fuße über die Ruinen Perſepolis und Aegyptens, Gräciens und Roms hinweg gewandert, bei jedem Schritte die Trümmer einer verſunknen Königsſtadt, einer zerrütteten, nie wieder kommenden Welt, kurz Eitelkeit, Eitelkeit aller menſchlichen Dinge ſah und fühlte; wie er mit dem letzten Blick auf dieſe Gegenden und Werke, die er hinter ſich läßt und nie wiederſehen wird, in ihren Trümmern, geſchweige im Flor und in der Herrlichkeit ihres alten Lebens, traurig-fröhlich auf ſein Schiff tritt, um ſeine neue, freilich andere Welt, aber in ihr Weib, Kinder, Freunde wieder zu ſehen und ſie leibhaft, nicht bloß in Ideen zu umarmen, ſo iſt mir, da ich an Winckelmanns Hand das Alterthum hindurch geträumt habe, und jetzt auf ſeiner traurigen Grabesſtätte die Eindrücke ſammle. Wo biſt du hin, Kindheit der alten Welt, geliebte ſüße Knabeneinfalt, in Bildern, Werken und Geſtalten? Du biſt hinweg mit deinem Traum voll angenehmer Wahrheit; und keine Stimme, kein heißer Wunſch des Liebhabers kann dich erwecken aus deinem Staube. Aufs Rad der Zeiten geflochten rollen wir unaufhörlich weiter — wohin? wohin? — und kommen nie an die vorige Stelle wieder. Auch dein Traum, lieber Winckelmann, von ſchönen Menſchengeſtalten, von edler Jugendfreundſchaft und Erdenweisheit, iſt verlebt hienieden. Nach verlornem Frühlinge des Lebens genoſſeſt du einige ſchöne Herbſttage, und wurdeſt vor dem Winter bewahrt, der dir vielleicht deinen ſüßen Trug, die beſte Blüthe des Lebens, genommen hätte; aus dem Reich täuſchender, ſchöner Ideen gingſt du in eine wahrere Welt, wo du nicht mehr Griechenland und ſeine Götterformen beneideſt. Lebe wohl! dein ermordeter Körper ruht ſanft auch ohne Denkmal. Er liegt jenſeit der Gränze ſeines Vater-

landes, und dieß arme Blatt kann nicht hingehn ihm ein Denkmal daſelbſt zu werden. — Aber ſeinen Freunden, jedem ſeiner Freunde ſey Dank, der dem armen Wanderer, ſolange er unſer war, nur einigermaßen zu Hülfe kam und eine gute Stunde machte. Die Namen derſelben ſind in ſeinen Schriften und Briefen unſterblich, und ſolange man dieſe lieſet, wird man bei der überfließenden herzlichen Dankbarkeit, womit der Edle ihre Güte preiſet, auch den Schatten ihres Andenkens lieben und ſegnen.

Nacherinnerung.

Ich habe über Winckelmann geſchrieben wie ich im Gefühl ſeiner Schriften und ſeines Lebens von ihm ſchreiben mußte. In ſeinen Briefen denkt er an eine Schrift über den Verfall des Geſchmacks in Italien, und an römiſche Briefe, die er ſchreiben wollte; ſollte ſich nichts davon unter ſeinen Aufſätzen gefunden haben? Die neuere Ausgabe ſeiner Kunſtgeſchichte, die in Wien nach ſeinem Tode erſchien, iſt wohl (denn hier gilt's die Ehre eines Todten) inſonderheit ihrer Vorrede nach Winckelmanns nicht würdig. Da in Italien eine vollſtändigere erſchienen iſt, ſo ſollte Deutſchland, in deſſen Sprache Winckelmann ſchrieb, jenem fremden Lande nicht nachbleiben, und wer der einzige Mann ſey der uns die beſte, correcteſte, ja eine vermehrte, berichtigte Ausgabe der Winckelmanniſchen Schriften liefern könnte, weiß ganz Deutſchland. Es iſt einer der älteſten Winckelmanniſchen Freunde, Heyne.

3.

Leſſing,

geb. 1729, ſtarb 1781.[1]

Kein neuerer Schriftſteller hat, dünkt mich, in Sachen des Geſchmacks und des feineren, gründlichen Urtheils über literariſche Gegenſtände, auf Deutſchland mehr gewirkt als Leſſing. Was war deutſcher Geſchmack im Anfang dieſes Jahrhunderts? Wie wenig war er, als Gottſched ihn aus den Händen der Talander, Weiſe, Menantes empfing und nach ſeiner Art fortbildete? Er ward gereinigt und gewäſſert; er empfing einen Körper, aber ohne Geiſt und Seele. Bodmer kam dem Mangel zu Hülfe und führte Proviſionen von Gedanken aus Italien, England, den Alten, und woher es ſonſt anging, herbei; Schade aber, es waren fremde, zum Theil einförmige und ſchwere Gedanken, die in Deutſchland nicht ſo leicht allgemeinen Curs finden konnten. Jetzt kam Leſſing. Sowohl an Witz als in Gelehrſamkeit, an Talenten und im Ausdruck war er beinahe Gottſcheds Antipode. Von den Schweizern nutzte er ihre Beleſenheit und ihr gründlicheres Urtheil; er übertraf ſie bald in beidem. Am meiſten aber übertraf er ſie und alle ſeine Vorgänger in der Gelenkigkeit des Ausdrucks, in den immer neuen und glänzenden Wendungen ſeiner Einkleidung und Sprache, endlich in dem philoſophiſchen Scharfſinn, den er mit jedem Eigenſinn ſeines muntern, dialogiſchen Styls zu verbinden, und die durchdachteſten Sachen mit Neckerei und Leichtigkeit gleichſam nur hinzuwerfen wußte. Solange deutſch geſchrieben iſt, hat, dünkt mich, niemand, wie Leſſing, deutſch geſchrieben, und komme man und ſage wo ſeine Wendungen, ſein Eigenſinn nicht Eigenſinn der Sprache ſelbſt wären? Seit Luther hat niemand die Sprache von

[1] Zuerſt im deutſchen Merkur 1781, hier nach der zweifach überarbeiteten Ausgabe im zweiten Theil der zerſtreuten Schriften. M.

dieſer Seite ſo wohl gebraucht, ſo wohl verſtanden. In beiden Schriftſtellern hat ſie nichts von der plumpen Art, von dem ſteifen Gange, den man ihr zum Nationaleigenthum machen will; und doch, wer ſchreibt urſprünglich deutſcher als Luther oder Leſſing? Und überhaupt, was wäre es für eine Sprache, die nicht jedem guten Kopf, nachdem er ſie brauchen kann, gern dienen wollte?

Ich begnüge mich Leſſings Arbeiten mit einigem Urtheil durchzugehen. Einer Lobrede braucht's bei ihm nicht; unbeſtimmte, ſchlechte, übertriebene Lobſprüche haßte er mehr als den bitterſten, nur einigermaßen gründlichen Tadel. Noch entfernter bin ich, über alle Leſſing'ſchen Arbeiten und Verdienſte mir ein Urtheil anzumaßen. Ich maße mir eigentlich gar kein Urtheil über ihn an; ſage nur über einiges meine Meinung, und überlaſſe das andere, inſonderheit ſeine Theaterwerke, andern. Meine Abſicht iſt nur, überhaupt die Spur zu verfolgen wo Leſſing ſeinen Weg nahm, wo er aufhörte, wo andere ihm nachzugehen, oder weiter zu gehn haben.

Leſſings erſte Schriften und Lebensumſtände kenne ich nicht; [1] das erſte Buch, das ich von ihm habe, iſt ſeine Ueberſetzung Huarts. [2] Eine Ueberſetzung aus dem Spaniſchen war in Deutſchland 1752 wieder ein ſeltenes Ding worden, ſo häufig auch unſere lieben Vorfahren ein Jahrhundert vorher aus dem Spaniſchen überſetzt hatten. Zumal die Ueberſetzung eines ſo paradoxen Schriftſtellers als Huart iſt. — In der kurzen Vorrede zu ihm iſt Leſſing ſchon ganz kenntlich.

Sein eigentlicher Name fängt ziemlich mit den ſogenannten kleinen Schriften an, die ſeit 1753 in Berlin erſchienen. In

[1] Jetzt iſt ſowohl durch die Ausgabe der Leſſing'ſchen Schriften als durch Leſſings Leben (Berlin bei Voß) hierüber ſo viel Aufſchluß gegeben worden daß wir ſchwerlich irgendeinen deutſchen Schriftſteller alter und neuer Zeit genauer kennen als Leſſing.

[2] Huarts Prüfung der Köpfe zu den Wiſſenſchaften. Herbſt 1752.

ihnen zeigte er sich von allen den mancherlei Seiten, von denen er nachher mit den Jahren immer reifer und glänzender hervortrat. In diesen sechs Bändchen was für ein Reichthum an Inhalt und Einkleidung! Eine Abwechslung und Gründlichkeit in Materien, die man sonst in Duodezbändchen nicht findet! Lieder und Fabeln, Sinn- und Lehrgedichte, Aufsätze in Poesie und Prose, sogar lateinische Verse treffen hier zusammen. Es folgen Briefe fast so mancherlei Inhalts als gelehrte Briefe irgend nur seyn können; Kritik und Philosophie, Geschichte und Literatur, selbst Supplemente zum Jöcher'schen Lexikon nehmen hier Briefgestalten an, und man muß gestehen, ganz auf die Lessing eigne, leichte und glückliche Weise. Hierauf ein Theilchen gelehrter Abhandlungen, Rettungen des Horaz, Cardans, gar des Cochläus und des Inepti Religiosi, die man schwerlich vor dem was folgt, vor Lust- und Trauerspielen erwartet. Daß dieß abwechselnde Mancherlei, mit dem sich Lessing meistens nur proben-, nur stückweise gleich anfangs zeigte, nicht Eitelkeit, nicht Prahlerei war, beweiset sein weiteres literarisches Leben. Alle die Beschäftigungen, alle die Einkleidungen hat er fortgesetzt; und gewiß keine mit minderm Glück als er in diesen Jugendversuchen zeigte. Wenn ein Schriftsteller mit seiner Zeit fortging, und Blüthen in Früchte verwandelt hat, ist's Lessing; ja, was sage ich, fortging? bis an sein Ende ging er seiner Zeit vor.

Einige dieser Jugendschriften hat er bei reifern Jahren umgearbeitet; und so wenig er sich seiner Jugend zu schämen hatte, so sehr gewannen sie durch die verbessernde Hand des Mannes. Seine Fabeln und Sinngedichte führe ich als Proben an. Zur Verbesserung der letzten zwang ihn ein gedroheter Nachdruck seiner kleinen jugendlichen Schriften; und man sehe was er über sie in der Vorrede zu diesen sogenannten vermischten Schriften[1] selbst sagt. Wir machen also sogleich mit diesen Verbesserungen den Anfang; denn

[1] Lessings vermischte Schriften. Berlin 1771.

hinter ſolchen ihn noch nach ſeinen erſten Verſuchen beurtheilen zu wollen, wäre ja ſo ungerecht als undankbar.

Mit der neuen Ausgabe ſeiner Fabeln[1] fing er an. Aus wenigen Proben, die er gegeben hatte, wurden drei Bücher, meiſtens eigner oder fortgeſetzter Aeſopiſcher Erfindung. Die gereimten oder ihre Reime ſind weggefallen, und ſtatt dieſer der Fabel unnöthigen oder hinderlichen Feſſeln (wenigſtens wie Leſſing es glaubte) ſtehen ſie hier in eine Sprache gekleidet, die in einer jedem Gegenſtand angemeſſenen Proſe die ſchönſte Poeſie iſt. Der blanke männliche Harniſch kleidet Leſſing mehr als das Gängelband der Reime; ſeine Fabeln ſind nicht bloß für Kinder, ſondern auch Männern, und Männern inſonderheit, lesbar. Noch mehr ſind's die Abhandlungen über das Weſen, den Nutzen, die Einkleidung, das Wunderbare der Fabel, die er ſeinen Proben beifügte. Unſtreitig iſt dieß die bündigſte, gewiß philoſophiſchſte Theorie die ſeit Ariſtoteles Zeiten über eine Dichtungsart gemacht iſt, und es wäre zu wünſchen daß Leſſing ſie wie hier über die Fabel, wie nachher übers Sinngedicht, wie in der Dramaturgie übers Trauer- und Luſtſpiel, im Laokoon über die Gränzen der Poeſie und bildenden Kunſt, und in den Literaturbriefen über kleinere Materien literariſchen Inhalts, ſo über alle Dichtungsarten und Darſtellungen der Poeſie und Künſte hätte machen können. Es wird vielleicht Jahrhunderte währen ehe die vielen und leichten Talente, die ausgebreiteten und gründlichen Kenntniſſe ſich mit dem philoſophiſchen Geiſt, mit dem Scharfſinn und ſchönen Ausdruck in einem Manne vereinigen wie ſie in Leſſing vereinigt waren. Die Abhandlungen über die Fabel inſonderheit ſind mit einer ſo glücklichen, leichten, Sokratiſch-Platoniſchen Analyſe geſchrieben, daß ich im Geiſt dieſer Methode ihnen in unſerer Sprache weniges an die Seite zu ſetzen wüßte.

[1] Leſſings Fabeln. Berlin 1759.

Ob gegen die Theorie ſelbſt nichts einzuwenden wäre? iſt eine andere Frage. Leſſings Aeſopiſchen Fabeln folgten Bodmers unäſopiſche Fabeln[1] auf dem Fuß nach, die jene in Fabeln und Abhandlungen über den Haufen werfen ſollten. Sie haben's nicht gethan; ſie ſind vergeſſen, und Leſſings Fabeln und Abhandlungen werden bleiben; ja mich wundert's immer noch, wie der alte, geſchmackvolle und gründliche Kunſtrichter Leſſings Buche ein ſolches entgegenſetzen konnte. — — Indeſſen iſt's wahr, Leſſings und Aeſops Fabeln ſind einander ſo unähnlich als die Zeiten beider, und der Hauptgrund des Unterſchieds iſt, wie mich dünkt, augenſcheinlich. Aeſop machte ſeine Fabeln bei wirklichen Vorfällen im gemeinen Leben; alſo konnte auch die Lehre die er einkleidete kein fein abſtrahirter oder ſpeculativer Satz, ſondern eine praktiſche Lehre und Bemerkung für eben das gemeine Leben ſeyn aus dem ſie abgeſondert war. Eine ſolche Lehre zeigte ſich alſo auch meiſtens in wirklicher Handlung (zum wenigſten was man auch im gemeinen Leben Handlung nennet), nicht bloß in einer feinen Veränderung von Gedanken; ſo mußte alſo auch die Darſtellung derſelben in der Fabel ſeyn. Beide Stücke machen Aeſops Fabeln ſo anſchaulich, ſie machen ſie auch für den gemeinen Mann und für Kinder ſo lehrreich als es — Leſſings Fabeln nun wohl nicht ſind, auch wohl nicht ſeyn konnten und ſollten. Nichts als die Zeiten haben ſich verändert. Die Leſer für die Leſſing ſchrieb bedürfen feinere Lehren, alſo auch die Darſtellung eines feinern Facti, das freilich oft nur eine Gedankenfolge zu ſeyn ſcheint. Das Anſchauliche, Populäre der Fabel geht hiemit einestheils verloren; der Leſer gewinnt indeß feinere Belehrung. Will man, ſo nenne man dieſe eine feinere Gattung Aeſopiſcher Fabeln, und bemerke bei der Theorie der Fabel unter den drei Worten „allgemeiner moraliſcher Satz" „Darſtellung in einem beſondern Falle" „anſchauendes Er-

[1] Bodmers unäſopiſche Fabeln. Zürich 1760.

kenntniß jenes in diesem" den Unterschied, so ist der Streit gehoben. — Vielleicht zu einer andern Zeit hievon ein mehreres.

Mit Lessings Theorie der Sinngedichte ist's beinahe eben also: sie ist so fein und ausschließend als die Gattung, die er allein für Sinngedichte erkennt, in der seine eignen Epigramme sind, und in der Martial allerdings den Meisterrang behauptet. Die beiden Theile des Sinngedichts, Erwartung und Aufschluß, nebst den falschen Aftergattungen, wo eins derselben fehlt, hat der Theorist in ein Licht gestellt, dem freilich nichts entgegenzusetzen ist, sobald man in den Lessing'schen Gesichtspunkt eintritt. Geuetisch und historisch indessen wäre ein großer, nicht verwerflicher Theil der griechischen Anthologie dagegen — doch auch hievon künftig. [1] Die Bemerkungen, die Lessing über einzelne Dichter, Martial, Catull, die griechische Anthologie u. s. eingestreuet hat, sind mannichfaltig und schätzbar; viele seiner Sinngedichte selbst sind als Proben des glücklichsten Witzes in Lehrbüchern und sogar in der Gesellschaft gäng und gäbe. Das zu Freie, zu Jugendliche ließ er in seiner verbesserten Ausgabe weg, wie bei den Sinngedichten, so bei seinen Erzählungen und Liedern.

Lessings Lieder sind bekanntermaßen von der muntern, nicht zärtlichen und schmachtenden Gattung. In häufigen Compositionen sind sie im Munde der Nation, und bedürfen keines Urtheils mehr. Wer bloß Eine Gattung von Liedern, die zärtliche, die rührende haben möchte, habe sie für sich, und lasse andern ihren Geschmack, ihr Vergnügen. — Seine Lehrgedichte hat er nicht neu heraus-

[1] Im zweiten Theil der Lessing'schen Lebensbeschreibung sind meinen Gedanken einige Anmerkungen entgegengesetzt, deren Resultat ich gern beitrete. Dem Martial'schen oder Lessing'schen Epigramm ist die Lessing'sche Theorie aufs feinste gerecht, und ich will an ihr in solcher Rücksicht nichts stören. Meine Anmerkungen betreffen die Gattung kleiner Gedichte, die bei den Griechen für Epigramme galten.

geben wollen oder es auf die Zukunft verspart.[1] Sie haben viel scharfsinnige, treffende Gedanken, und stehn der Art und den Gegenständen nach meistens den Käſtner'schen an der Seite. Was Leſſing überhaupt von den Gränzen der Philoſophie und des Lehrgedichts gehalten, mag man in ſeiner und Mendelsſohns Schrift: Pope ein Metaphyſiker![2] leſen.

Aber es iſt Zeit, von dieſen einzelnen Vorübungen, die für andere wichtiger wären als ſie's bei Leſſing ſeyn durften, näher zu dem Haupttalent überzugehen, wodurch er auf Deutſchland vorzüglich gewirkt hat; es iſt ſeine philoſophiſche Kritik, ſein immer darſtellender und immer zugleich denkender, forſchender Geiſt, den er in mancherlei Werken und Einkleidungen überall glücklich gewieſen. Schon unter ſeinen kleinen Schriften waren Briefe gelehrten, philoſophiſchen, kritiſchen Inhalts. Die Streitigkeit mit Lange, ſeine Vorrede zu Mylius Schriften, ſeine theatraliſche Bibliothek u. ſ. zeigte dieß Talent noch auszeichnender; und mich dünkt, die Literaturbriefe ſind davon die unzweifelhafteſte Probe. Von dieſen war er Urheber und Vater; der Ton in ihnen war ſein Ton, wie man's aus den Briefen in ſeinen kleinen Schriften und aus der Vorrede zu Mylius Werken ſonnenklar ſiehet; es iſt falſch und elend daß man dieſen Briefen den Ton der Clement'ſchen Lettres critiques Schuld gab.[3] Das Glück führte ihm einen edeln Gehülfen zu, Moſes Mendelsſohn, zwei Männer die ſich, wie

[1] In der vollſtändigen Ausgabe ſeiner Schriften ſind dieſe Fragmente auch zu finden.

[2] Danzig 1755.

[3] Ich laſſe dieſe Stelle unverändert, um zu zeigen daß in ihr von nichts anderm als vom innern Geiſt des Werks, inſonderheit ſeines Anfanges, die Rede ſey. Was Hr. Nicolai um die Briefe für Verdienſte habe, hat er ſelbſt im Götting. Magazin (Jahrg. 5. St. 3. S. 369.) geſagt, und es iſt mir nie eingefallen ſolches weder kund zu thun, noch zu läugnen. Der gelehrte Briefwechſel Leſſings mit Mendelsſohn, Nicolai u. ſ., der ſeitdem gedruckt erſchienen, zeigt ſeine näheren Verhältniſſe mit den Ver-

aus mehreren Aeußerungen erhellet, als philoſophiſche Freunde ſchätzten und liebten. Man leſe Mendelsſohns Brief an Leſſing hinter Rouſſeau's Abhandlung;[1] man ſehe die Achtung mit der Leſſing bei jeder Gelegenheit an Mendelsſohn denket. Zwei ſolcher Menſchen, am Geiſt hell und im Herzen rein, ohne politiſche Hinderniſſe und Nebenumſtände, traten verbunden zu dieſem Werk, das noch manche Zeit hin das deutſche Journal genannt werden ſollte. Ohne Schwärmerei und Ausgelaſſenheit herrſchet in ihm Freimüthigkeit und Einſicht, inſonderheit im Anfange oder zu zwei Drittheilen der Briefe. Leſſing (ohne allen Zweifel iſt er der Fll., denn wer ſollte es ſonſt ſeyn? ob er ſich gleich auch anders unterzeichnet)[2] ging ungefähr bis zum ſiebenten Theil mit; Mendelsſohn behielt ſeinen geprüften Charakter bis zum Ende; Abbt trat, mit mehrerer Kühnheit, aber nicht mit mehrerem Glück in Leſſings Tritte, und auch die andern Gehülfen ſind gute, wenigſtens nicht ſchlechte Köpfe geweſen. Leſſings Urtheile (von denen ich hier allein rede) hat größtentheils die Zeit bewähret. Was damals ſcharf hieß, nennet man jetzt recht; was hart ſchien, iſt jetzt (wenige Urtheile ausgenommen) billige Wahrheit. Faſt kenne ich niemanden, der auch von ſich, dem Schriftſteller, mit

faſſern der Literaturbriefe, deren keinem es ſchadet daß ich von dieſen Verhältniſſen nicht mehr geſagt als ich literariſch gewußt oder gemuthmaßet habe.

[1] Rouſſeau's Abhandlung von der Ungleichheit der Menſchen. Berlin, 1759.

[2] Die Namen der Verfaſſer dieſer Literaturbriefe waren längſt bekannt ehe ich dieſes ſchrieb, und zum Ueberfluß habe ich in dieſer Stelle, an der ich nichts ändere, bloß im Ton der Vermuthung, auch eigentlich von dem überall unverkennbaren Leſſing allein geredet. Es gehört wohl kein Oedipus dazu die Verſchiedenheit der Verfaſſer in den Literaturbriefen wahrzunehmen, die ich bereits im Jahr 1767 (Fragmente über die neuere deutſche Literatur Samml. 2. S. 193.) bemerkt hatte, ehe ich einen Namen derſelben kannte. Am Aufſatz im deutſchen Muſeum (Jul. 1782.), ſo wie in allen andern Notizen hierüber habe ich nicht den mindeſten Antheil, und ich wünſchte daß der Verfaſſer des letztgenannten Aufſatzes ſich nennen möchte.

mehr Bescheidenheit und Würde reden konnte als Lessing; und überhaupt ist wohl unstreitig er an Umfang der Belesenheit, an Schärfe des Urtheils, und an vielseitigem männlichem Verstande in Sachen wovon hier die Rede ist, der erste Kunstrichter Deutschlands. Wo sind jetzt Literaturbriefe, wie er sie anfing? [1]

Um eben diese Zeit machte er sich noch auf zweierlei Art um Deutschland verdient, durch die Wiederaufweckung Logau's [2] und durch die Uebersetzung von Diderots Theater. [3] Bei dem ersten standen er und Ramler für Einen Mann; wahrscheinlich rühren von Lessing die Vorrede und einige Anmerkungen über die Sprache des Dichters her, so wie von Ramler vielleicht die Auswahl und Veränderung der Stücke selbst herrührt. Da ich die alte Ausgabe besitze, so bekenne ich zwar gern daß es einem alten Dichter Wohlthat sey wenn er in Hände fällt die ihn verändern, wie diese Herausgeber ihn verändert haben; im ganzen aber dürfte es besser seyn wenn man ältere und vergessene deutsche Dichter uns zwar mit Auswahl der besten Stücke, aber unverändert gäbe. So machen's unsere Nachbarn sämmtlich und sonders; so hat's Lessing mit den aufgefundenen Gedichten Scultetus, mit der Zugabe zu den Fabeln der Minnesänger u. s. gemacht, und so ist's in der Ordnung. Bei einem alten Dichter muß man wissen daß man wirklich ihn und keinen neuern Dichter lese. —

„Diderot", sagt Lessing selbst zur zweiten Ausgabe seines Theaters: [4] „Diderot scheint auf das deutsche Theater weit mehr Einfluß gehabt zu haben als auf das Theater seines eignen Volks;" und er rechtfertigt diesen Ausspruch mit guten Gründen. Er siehet's

[1] Ich läugne hiemit nicht daß es nicht andere gute Journale in einem andern, vielleicht nützlichern Ton gebe; aber auch jetzt wären Literaturbriefe, wie jene waren, sehr zu wünschen.

[2] Friedrichs von Logau Sinngedichte. Leipzig 1759.

[3] Theater des Herrn Diderot. Berlin 1760. 1761.

[4] Berlin 1781.

ſelbſt für Pflicht der Dankbarkeit an, ſich als den Ueberſetzer eines Mannes zu nennen „der an der Bildung ſeines Geſchmacks ſo großen Antheil gehabt. Denn es mag, fährt er fort, mit dieſem beſchaffen ſeyn wie es will, ſo bin ich mir doch zu wohl bewußt daß er, ohne Diderots Muſter und Lehren, eine ganz andere Richtung würde bekommen haben. Vielleicht eine eignere, aber doch ſchwerlich eine mit der am Ende mein Verſtand zufriedner geweſen wäre." Mich dünkt, jeder Verſtändige werde es mit ihm ſeyn. Die großen Schritte die er von ſeinen erſten Schauſpielen, ſo angenehm und nothwendig ſie unſerm Theater noch lange ſeyn werden, zu einem Philotas, einer Minna, einer Emilia Galotti, einem Nathan gethan hat, ſind auch dem ſtumpfſten Auge unverkennbar. Und wenn er von Diderot ſagt daß ſich nach dem Ariſtoteles „kein philoſophiſcherer Geiſt mit dem Theater abgegeben habe als er," von wem gälte das reichlicher, von Diderot oder Leſſing?

Jetzt ruhete er einige Zeit, und nach ſolcher Arbeit konnt' er ruhen. In weniger als 10 Jahren hatte er alle dieſe ſo verſchiedenen Werke und in den Jahren 59, 60, 61 eine Reihe der beſten geliefert, von denen zuletzt die Rede war. Im Jahr 1766 trat er wieder hervor mit eben ſo goldenen, glänzenden Waffen, nur in einem andern Felde.

Die meiſten meiner Leſer erinnern ſich noch wohl des Geſchreies von Kunſt, das, nachdem Winckelmann, Lippert, Heyne, Hagedorn, Mengs geſchrieben hatten, in Deutſchland aufkam. Alles ſollte Kunſt lernen, das Kind in den Schulen, der Jüngling auf Univerſitäten, der Mann im Amt. Aus Statuen ſollte der Geiſtliche predigen, aus Münzen der Juriſt Urtheil ſprechen, aus Gemmen und Paſten der Maler malen, der Dichter dichten. — Hier trat Leſſing mit ſeinem Laokoon [1] auf, leiſe, aber ſehr gewiß und weitausſehend. Von einer Stelle Winckelmanns ging er aus,

[1] Berlin 1766

über Caylus, Spence und weiter fort, jetzt nur einige Gränzen der Poesie und Malerei auszuzeichnen, mit der Zeit aber diesen Gang über die Gränzen anderer Künste zu vollenden. Er hat ihn nicht vollendet; und wer wird's an seiner Stelle? Laokoon steht wie ein philosophisches Kunstwerk da, das der Künstler mit Fleiß unvollführt gelassen, damit man sich erinnere daß man ihn nicht mehr habe.

Er gerieth darüber in einen Streit mit der Klotzischen Schule; und es ist nicht Lessings Schuld daß der Streit für Deutschland nicht nutzbarer ausfiel. Er betraf theils zu armselige Dinge, theils zu armselige Leute. Kein Zeitungsblatt erschien damals, in dem nicht die muthwilligen Knaben kamen und auch Lessing einen Kahlkopf schalten; da schickte er endlich zwei Bären über sie, [1] die zerrissen den Hauptknaben und jagten die übrigen in ihre Löcher und Winkel. Jeder Verständige schämt sich jetzt dieser Scene und des Werths den man damals manchen Kindereien beilegte. Damals indessen war's anders, und Lessing hatte alle Stärke und männliche Dreistigkeit deutscher Sprache nöthig, um zu zeigen was an manchen Armseligkeiten sey; welche Stärke man denn auch im zweiten Theil der vorgenannten Briefe, insonderheit gegen das Ende [2], reichlich antrifft. Jetzt ist jedermann mit ihm einig, und das schöne Werkchen „wie die Alten den Tod gebildet", [3] so schön in seinem Inhalt als in seiner Entwicklung, ist fast das einzige was sich dabei gewinnen ließ. Dieß gehört aber auch Lessingen zu, [4] nicht dem öden Kunstgeschwätz seiner Gegner.

[1] Briefe antiquarischen Inhalts, zwei Theile. Berlin 1768. 1769.

[2] S. 201—227.

[3] Berlin 1769.

[4] In den zwei Bänden Lessing'scher Collectaneen von Eschenburg mit Fortsetzungen herausgegeben (Berlin 1790) sind noch verschiedene gute Winke und Notizen über Literatur und Kunst, insonderheit Kunstgeschichte zu finden.

Leſſing lebte damals in Hamburg, und ſollte einer Bühne vorſtehen, die unter ihm erſt deutſche Nationalbühne werden wollte. Warum ſie's nicht werden konnte, oder was überhaupt an dem ganzen Wort ſey, hat er ſelbſt zu Ende ſeiner Dramaturgie [1] beſcheiden und aufrichtig geſagt. Wären indeſſen auch nur die zwei Bände Dramaturgie die Frucht ſeines Aufenthalts in dieſer Lage, ſo wäre das deutſche Theater überhaupt für die kleinen Veränderungen die er dort machen oder nicht machen konnte, reichlich entſchädigt. Sein Urtheil über einzelne Schauſpiele und Schauſpieler, ſo beſcheiden, durchdacht und männlich es allemal iſt, war ihm immer nur Veranlaſſung ſich über die Quellen der Schauſpielkunſt, über das Weſen des Trauer- und Luſtſpiels, von den Zeiten der Griechen bis zu uns herab, zu verbreiten. Inſonderheit ſind Shakeſpear, Ariſtoteles, Voltaire u. a. hin und wieder in ein Licht geſtellt worden in das ſie bisher kaum geſtellt waren, und es iſt allemal Licht der Wahrheit. Von keinem Werk des Genie's ſchloß Leſſing das Denken aus; er war überzeugt daß jeder Künſtler und Dichter nur durch deutliche Begriffe von ſeiner Kunſt zur Vortrefflichkeit in derſelben gelangen könne, und dieſen Weg zu deutlichen Begriffen über die Kunſt des Schauſpiels half Leſſing in ſeiner Dramaturgie bahnen.

Aber freilich war's nicht Eines Menſchen Beruf ihn bis ans Ende ſelbſt hinaus zu laufen. Bei ſeinen Fabeln verſprach er eine Ausgabe des Phädrus; hier eine Poetik des Ariſtoteles, die er für den Codex der ganzen griechiſchen Dramaturgie hielt, und für die er ſeine beſten Anmerkungen ſparte. Er kam unter andere Gegenſtände, in andere Geſchäfte; ſollten indeſſen nicht unter ſeinen Papieren Vorarbeiten ſeyn, die des Drucks fähig wären? Kaum ſollte ich, nach Leſſings mündlichen Aeußerungen, daran zweifeln, [2]

[1] Th. 2. S. 385.

[2] So ſchrieb ich 1781. Die Herausgabe der nachgelaſſenen Schriften hat dieſe Hoffnung nicht beſtätiget.

und ſie ſind ſodann glücklicherweiſe in den Händen eines Bruders, der nichts vorenthalten und nichts liefern wird, wobei nicht ſeines Bruders Ehre gewänne. Eine Geſchichte der Aeſopiſchen Fabel iſt kurz vor Leſſings Tod als zum Druck fertig angezeigt; [1] und über Sophokles dünkt mich etwas ähnliches geleſen zu haben. [2] Sein Freund Ariſtoteles, den er für den Erzvater der beſtimmten Kritik hielt, wird wahrſcheinlich nicht leer ausgegangen ſeyn.

Von Hamburg kam Leſſing nach Braunſchweig in ein wie anderes Feld gelehrter Arbeiten! Er zeigte ſich aber, nach ſeiner Art, darin gleich ſo bekannt, als ob er lange Jahre damit beſchäftiget geweſen wäre. Sein erſter Griff in die Bibliothek war Berengarius Turonenſis, [3] eine Entdeckung an die niemand dachte, weil niemand, daß dieſe Schrift des Berengarius in der Welt ſey, vermuthete; eine Entdeckung aber auch, die einem Zwiſt, der Jahrhunderte durch unbeſtimmt, wenigſtens unbewieſen geführt war, ein klares Ende machte. Und zwar, wie Leſſing mit Recht meinte, zum Vortheil der lutheriſchen Kirche; denn die Entwicklung des Dogma, die er am Ende der Schrift [4] angibt, iſt nicht nur der Natur der Sache gemäß, ſondern läßt ſich auch aus der Geſchichte beweiſen. — So-lange alſo des Berengarius Buch nicht edirt iſt, wird dieſe reiche und entwickelte Anzeige Leſſings ſtatt des Buches ſelbſt dienen.

Die andern kleineren Entdeckungen, die Leſſing in ſo kurzer Zeit in mehreren Fächern des gelehrten Alterthums oder der Bücherkunde machte, [5] ſind hier nicht wohl herzuzählen; ſie können auch nicht jedem gleich intereſſant ſeyn; genug, wenn ſie nur dem Lieb-

[1] Materialien dazu ſind im 2. Theil ſeiner vermiſchten Schriften, Berlin 1784, erſchienen; ſie ſind aber kein ausgearbeitetes Werk.

[2] Der Anfang einer Abhandlung über ihn ſoll im Jahr 1761 ſchon abgedruckt geweſen ſeyn, die ihr Verfaſſer aber nicht geendigt. Das Fragment von Sophokles Leben iſt ſeitdem gedruckt erſchienen.

[3] Braunſchweig 1770.

[4] S. 187. u. f.

[5] Zur Geſchichte und Literatur: 4 Beiträge.

haber des beſondern, einzelnen Faches angenehm ſind, zu dem ſie gehören. Aber das war nur Leſſing, der Bibliothekar; Leſſing, der unter dem Gewühl dieſer Art eine Emilia Galotti, einen Nathan den Weiſen machte; Leſſing, der zu eben der Zeit ſich auch jedem ſeiner Freunde anſchlang und ihm half zu ſeinem Geſchäfte! Leſſing, der an jedem Ort jeden Würdigen gern ins Licht zog; wem er dienen konnte, dem gern diente — der männliche, thätigfreundſchaftliche, neidloſe Leſſing, wird nicht ſo gar oft und viel ſeines Gleichen haben. In Berlin waren die Beſten, auch die in einerlei Gattung der Wiſſenſchaften arbeiteten, mit ihm. Von Mendelsſohn, Ramler u. a. iſt ſchon geredet. Kleiſt war ſein Freund; der Biedergeſchmack ſeiner Gedichte zeigt ihre ähnliche Denkart. Gleim, der Kriegsſänger, deßgleichen; Leſſings iſt die Vorrede zu den Kriegsliedern. [1] In Braunſchweig ſchloß er ſeinen Berengar an Schmids Adelmann an; Zachariä gab er den aufgefundenen Scultetus, und die Urne des jungen Jeruſalems [2] umwand er mit immergrünenden Sproſſen eines ſchönen philoſophiſchen Laubes. Der große Mann, ſagt Nathan:

Der große Mann braucht überall viel Boden,
Und mehrere, zu nah gepflanzt, zerſchlagen
Sich nur die Aeſte. Mittelgut, wie wir,
Findt ſich hingegen überall in Menge;
Nur muß der eine nicht den andern mäkeln,
Nur muß der Knorr den Knubben hübſch vertragen,
Nur muß ein Gipfelchen ſich nicht vermeſſen,
Daß es allein der Erde nicht entſchoſſen. — [3]

[1] Ein Brief von ihm an Gleim über des letzten Volkslieder ſteht in den Analekten für die Literatur Th. 2. S. 635. Der ſeitdem herausgekommene Briefwechſel zeigt dieß alles im Erweiſe.

[2] Philoſophiſche Aufſätze von Karl Wilhelm Jeruſalem. Braunſchweig 1776.

[3] Siehe auch das Gleichniß von der Windmühle, die mit allen 32 Winden in Freundſchaft lebt. Antiquariſche Briefe, Th. 2. S. 250.

Gnug hievon. Die letzten Tage Leſſings ſollten durch eine theologiſche Streitigkeit verbittert werden, bei der, wenn das Publicum noch nicht ſo viel Nutzen draus gezogen hat als es Leſſings Abſicht und Meinung gewiß war, es ſchwerlich ſeine Schuld ſeyn dürfte. [1] Er gab Fragmente eines Ungenannten heraus, über die Auferſtehungs- und andere Stücke der bibliſchen Geſchichte; und ich, der ich Leſſing perſönlich gekannt, ihn zu einer Zeit gekannt habe, da obgedachte Stücke wahrſcheinlich in ſeine Hände gekommen waren, und, wie ich aus manchen ſeiner Aeußerungen jetzt ſchließe, ſeinen Geiſt damals lebhaft beſchäftigten; ich, der über Sachen dieſer Art ihn auch ſprechen hörte, und ſeinen Charakter über das was männliche Wahrheitsliebe iſt, gnug zu kennen glaube — ich bin für mich überzeugt (für andere mag ich's nicht ſeyn noch werden) daß er auch die Ausgabe dieſer Stücke allein und eigentlich zum Beſten der Wahrheit, zu einer freiern und männlichen Unterſuchung, Prüfung und Befeſtigung derſelben von allen Seiten veranſtaltet habe. Er hat dieß ſelbſt ſo oft, ſo ſtark, ſo deutlich geſagt; die ganze Art wie er die Fragmente herausgab, und, als Laie, ſeine Gedanken allenfalls zur Widerlegung hin und wieder ſagte; überhaupt Leſſings Charakter, wie er jedem eingedrückt ſeyn muß der ihn gekannt hat (und andere ſollten doch darüber behutſam urtheilen) — alle dieß iſt mir Bürge für ſeine reine philoſophiſche Überzeugung daß er auch hiemit etwas gutes veranlaſſe und bewirke; nämlich — ich wiederhole es noch einmal, freie Unterſuchung der Wahrheit, und einer ſo wichtigen Wahrheit als dieſe Geſchichte für jeden der ſie glaubt, und der an ſie glaubt, ſeyn muß.

[1] Jetzt wird es auch der ſtrengeſte Theolog ſchwerlich läugnen daß die Ausgabe der Fragmente viel gutes veranlaßt habe. Der klärſte Beweis davon iſt dieſer, daß wenn ſie jetzt erſchienen, ſie kaum die Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen möchten, die man ihnen damals wider Willen ſchenkte; ein Zeichen daß wir fortgerückt ſind.

Darf nun unter allen Wahrheiten und Geſchichten dieſe Wahrheit, dieſe Geſchichte allein nicht unterſucht, nicht gegen jeden Zweifel und Zweifler unterſucht werden, ſo iſt das Leſſings Schuld nicht; aber zu unſern Zeiten wird kein Theolog und kein Religios ſeyn der ſo etwas zu behaupten wage. Gibt man aber dieſen einzigen Satz zu: „Wahrheit müſſe und könne unterſucht werden; Wahrheit gewinne jedesmal bei jeder neuen, freien und ernſten Prüfung, eben in dem Maß und Verhältniß als ſie für uns erkennbare, folglich auch nur in ſolchem Maß für uns zu befolgende Wahrheit iſt," gibt man dieſen Satz zu, den die Geſchichte aller Zeiten, aller Religionen und Völker, inſonderheit die Geſchichte und Wahrheit der chriſtlichen Religion überall wo ſie bezweifelt und angefochten iſt, unwiderſprechlich beweiſet: ſo hat Leſſing gewonnen; ſo müſſen wir, ſtatt von krummen, hämiſchen, böſen Abſichten zu reden, ihm danken daß er uns eine neue Gelegenheit zu Unterſuchung und Befeſtigung der wichtigſten Wahrheit, kurz zum Triumph gegeben. Je ſchwächer der Feind iſt, je ſtumpfer und elender die Waffen ſind mit denen er auf uns losgeht, deſto leichter wird uns ja der Sieg, deſto ſichrer und geſchwinder können wir triumphiren, und dann verdient Leſſing wiederum Dank oder wenigſtens Mitleiden daß er uns eine Windmühle ſtatt eines Rieſen in den Weg ſtellte. Gnug, wenn wir klar zeigen daß es eine Windmühle und kein Rieſe ſey; der ſie für etwas anders hielt, mag ſeinen Schimpf tragen. Thun wir das aber nicht, laſſen die Windmühle ſtehen, und gehn hauptſächlich auf den los der uns ſagt: „da iſt ein Rieſe! der muß erſt erlegt werden, wenn eure Wohnung ſicher ſeyn ſoll;" gehn wir auch ihm nicht in Abſicht der That, die er gethan hat (und die ihm, philoſophiſch betrachtet, ohne alle Widerrede erlaubt war), ſondern mit Unterſuchung der Beweggründe und Abſichten aus und zu denen er ſie unausbleiblich gethan haben ſoll, auf den Hals: wäre das vernünftig, billig, theologiſch, chriſtlich? Beweggründe

und Abſichten der Seele ſtehn allein unter Gott, unter keinem menſchlichen Richter; in philoſophiſche, hiſtoriſche, theologiſche Streitigkeiten gehören ſie ganz und gar nicht. Mag Leſſing ſich vor dem Richter vor dem er jetzt ſteht, rechtfertigen warum er die Fragmente herausgegeben; gnug, für uns ſind ſie herausgegeben, ſie liegen vor aller Welt da; es kommt jetzt allein auf uns an ob wir ſie Nutzen oder Schaden wollen bringen laſſen.

Ich bin auch ein Theolog, und die Sache der Religion liegt mir ſo ſehr am Herzen als irgend jemanden; manche Stellen und Stiche des Fragmentiſten haben mir wehe gethan, weil ich ihn wirklich mit ſtrenger Wahrheitliebe las; und bei der Verwirrung in die er alles zu ſetzen weiß auf manches nicht ſogleich zu antworten wußte, auch auf manches noch jetzt ſehr beſcheiden antworten würde. Keinen Augenblick indeſſen iſt mir ein Gedanke eingefallen mich deßhalb an Leſſing zu halten, oder über ihn Rache und Verdammung auszugießen weil ich Stellen eines Buchs, das er herausgibt, nicht ſogleich aufhellen und berichtigen kann. Ihm dankte ich immer für die Bekanntmachung von Zweifeln, die mich beſchäftigen und weiter leiten, die mir Gedanken entwickeln, wenn auch nicht auf dem ebenſten Wege. Entwickelt müſſen ſie werden, wenn Sache Sache, Geſchichte Geſchichte ſeyn ſoll; und glaube man doch nicht daß alles ſo ſchwer zu entwickeln, daß alle Zweifel ſo neu und unerhört ſeyen als ſie vielleicht auch Leſſing geglaubt hat. Viele ſind längſt geſagt und wiederholt worden, nur nicht von Chriſten, ſondern von Juden; nicht etwa im vorigen und in dieſem Jahrhundert, nicht von Freidenkern in Frankreich und England (wohin ſich die Polemik vieler Retter und Streiter einſchränkt), ſondern von Rabbinen früherer Jahrhunderte, aus denen der Fragmentiſt manches, wenigſtens den ganzen Zuſchnitt der Sehart, genommen zu haben ſcheint. Iſt dieß nun alles beantwortet: gut! Iſt's nicht beantwortet, was kann Leſſing dafür? was darf er dafür haften? Beantwortet's

jetzt! beantwortet's ſtille und geſetzt, klar, rein und deutlich daß Licht die Finſterniß überwinde und der Schatten elender Lüge die glänzende Wahrheit eben nur erhebe. Leſſing gibt euch Gelegenheit zu neuem Verdienſt.

„Aber ward er nicht ſelbſt im Streit heftig?“ Laſſet uns davon ſchweigen, meine Brüder, denn wer reizte ihn? Wer kam ihm, nicht etwa mit Heftigkeit (die hätte ihn wahrſcheinlich nur abgekühlet), ſondern mit Stolz und kalter Verachtung, mit hämiſchen Vermuthungen und unwürdiger Verleumdung, mit langweiligen Armſeligkeiten, als ob's Herrlichkeiten der Welt wären, entgegen? — Ich will die Geſchichte des Streits nicht durchgehen; ich habe auch nichts weniger als alle Rettungen gegen die Fragmente geleſen. Es iſt manches ſehr gute, auch einiges vortreffliche gegen den Fragmentiſten geſchrieben, und was nicht iſt, wird werden; wir können aber auch nicht läugnen, viel ſchlechtes und manches gute auf ſchlechte Weiſe. Das üble war daß hier, wie überall, das Schlechte zuerſt kam und die Spreu oben ſchwimmen wollte. Das üblere war daß die da ſchwiegen, aus vornehmer Verachtung zu ſchweigen ſchienen, und Leſſing, der ſich eines Beſſern werth dünkte, ungeduldig wurde. Das übelſte von allen war daß man verunglimpfte, anſchwärzte, verleumdete, verdammte, wo man unterſuchen und widerlegen ſollte. Das zu ertragen war Leſſing nun wohl nicht gemacht, und ich möchte wiſſen wer ihn dazu dürfe gemacht glauben?

Wie lange, meine Brüder, werden wir theologiſche und jede andre Wahrheit, theologiſche und jede andere Wohlanſtändigkeit, Sittlichkeit, Gründlichkeit, Schönheit immer ſo ſorgfältig unterſcheiden, und was in der Theologie vorkommt, was ſie auch nur von fern angeht, immer nur zunftmäßig cum beneficio Feminae et Cleri, durch uns, und von uns, und nach uns wollen beurtheilen laſſen? Wir ſind Theologen, aber nicht für uns allein; wir lehren, unterſuchen, predigen, retten, vertheidigen eine Religion, aber auch

für andere Stände. Wollen wir unſerm Meiſter nachfolgen, ſo laſſet uns die neunundneunzig theologiſchen Streitböcke in der Wüſte laſſen, und nach dem Einen verlornen Schaf von Laien gehen, das gegen Punkte unſerer Religion Zweifel hat, und ſich, wenn wir's nicht thun, an unſerer Gemächlichkeit, Ruhe und Steifigkeit, wie billig und recht iſt, ärgert. Iſt die Bibel allein für Theologen und ihre Zweifel geſchrieben? Soll das Evangelium nicht aller Creatur gepredigt werden, auch dem Fragmentiſten aus der Bibliothek zu Wolfenbüttel, wenn er allenfalls noch irgendwo unter den Lebenden ſteckte? Und wäre er ſelbſt nicht mehr, nun ſo hat er ja ſeine ſiebenhundertſiebenundſiebenzig Brüder, die auch Moſen und die Propheten haben, und leider keine Luſt bezeigen ſie zu hören. Iſt's unſerm Stande, ſelbſt dem Werk das wir treiben, nützlich oder ſchädlich, wenn, was in allen Wiſſenſchaften und Künſten langweilig, ungründlich, abgeſchmackt, oder gar boshaft, hämiſch, albern hieße, auf einmal ſeine Natur ändern und angenehm, gründlich, tief, gelehrt, vortrefflich, geiſtig, ja gar wohlanſtändig, fromm, eifrig um Gottes willen heißen ſoll, ſobald es ſich hinter den Namen einer Predigt, einer theologiſchen Abhandlung, einer Rettung der Religion ſteckt? Größtentheils ſind dieſe ja nicht für Zunftgenoſſen, die an unſere Sprache und Schnitt, an unſere veniam, quam petimus damusque vicissim, gewohnt ſind, ſondern für Leute geſchrieben die Schönheit, Wohlanſtändigkeit, Gründlichkeit, philoſophiſche und hiſtoriſche Evidenz, doch vielleicht in andern Sachen ſehr geprüft und gekoſtet haben. Warum wollten wir uns nicht ſelbſt richten, damit wir nicht von andern gerichtet, oder gar, trotz unſerer Titel und Namen, mit der Welt ſchlechter Schriftſteller verachtet und verdammt werden? —

Uebrigens will ich hier Leſſing nur entſchuldigen, weil er ein Menſch, wie wir, war; nicht rechtfertigen, noch rühmen; denn ich kenne weder alle die Gegner, noch alle die Umſtände die

ihn reizten. Des Mannes Schrift, z. B. gegen den er am heftigſten geſchrieben, kenne ich noch bis jetzt nicht, und bin alſo kein Richter zwiſchen beiden; indeſſen wird eben dieſer eifrige und gelehrte Theolog jetzt, nach Leſſings Tod, ſeinem Charakter und Geiſt die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, die er ihm einſt widerfahren ließ da er ihn perſönlich kannte, hochſchätzte und ſeinen Freund nannte. Mit dem Ort ändert man ſeinen Charakter nicht; wenigſtens nicht plötzlich; und ein Mann wie Leſſing, der alles unparteiiſch, mit Augen der Wahrheit, anſehn wollte, und ſich ärgerte wenn ihm dagegen was in den Weg kam, ein ſolcher Mann wird mit den Jahren eher beſſer als ſchlechter. Auch bei dem Irrthum iſt Eifer für die Wahrheit ſchätzbar; die Leidenſchaft, die daher entſteht daß man keiner Leidenſchaft, keinem Truge unterworfen ſeyn will, iſt hochachtenswürdig. Nicht jeder gelangt zu dieſer warmen Kälte, zu dieſer leidenſchaftloſen Leidenſchaft für Wahrheit und für alles was zu ihr führet.

Gut daß Leſſing dieſe ſeine Laufbahn mit einem Glaubensbekenntniß und dem Schriftchen von der Erziehung des Menſchengeſchlechts[1] ſchloß. Das letzte dürfte, ungeachtet mancher überſpannten Hypotheſe, mancher Theolog wollen geſchrieben haben.

Und wo biſt du nun, edler Wahrheitſucher, Wahrheitkenner, Wahrheitverfechter — was ſieheſt, was erblickſt du jetzt? Dein erſter Blick, da du über die Gränzen dieſer Dunkelheit, dieſes Erdenebels hinwegwarſt, in welch anderm, höherm Licht zeigte er dir alles was du hienieden ſaheſt und ſuchteſt? Wahrheit forſchen, nicht erforſcht haben, nach Gutem ſtreben, nicht alle Güte bereits erfaßt haben, war hier dein Blick, dein ſtrenges Geſchäft, dein Studium, dein Leben. Augen und Herz ſuchteſt du dir immer wach und wacker zu erhalten, und warſt keinem Laſter ſo feind als der unbeſtimmten,

[1] Berlin 1780.

kriechenden Heuchelei, unſerer gewohnten täglichen Halblüge und Halbwahrheit, der falſchen Höflichkeit die nie dienſtfertig, der gleißenden Menſchenliebe die nie wohlthätig ſeyn will oder ſeyn kann; am meiſten (deinem Amt und Beruf nach) der langweiligen, ſchläfrigen Halbwahrheit, die wie Roſt und Krebs in allem Wiſſen und Lernen von frühauf an menſchlichen Seelen naget. Dieß Ungeheuer und ihre ganze fürchterliche Brut gingſt du, wie ein Held, an, und haſt deinen Kampf tapfer gekämpfet. Viele Stellen in deinen Büchern voll reiner Wahrheit, voll männlichen, feſten Gefühls, voll goldner, ewiger Güte und Schönheit werden, ſolange Wahrheit Wahrheit iſt, und der menſchliche Geiſt das wozu er erſchaffen iſt bleibet — ſie werden aufmuntern, belehren, befeſtigen, und Männer wecken die auch, wie du, der Wahrheit durchaus dienen, jeder Wahrheit, ſelbſt wo ſie uns im Anfang fürchterlich und häßlich vorkäme; überzeugt daß ſie am Ende doch gute, erquickende, ſchöne Wahrheit werde. Wo du irrteſt, wo dich dein Scharfſinn und dein immer thätiger, lebendiger Geiſt auf Abwege lockte, kurz wo du ein Menſch warſt, warſt du es gewiß nicht gern, und ſtrebteſt immer ein ganzer Menſch, ein fortgehender, zunehmender Geiſt zu werden. —

Verzeihe der Leſer meine Apoſtrophe; die letzten Situationen ſeines Lebens riſſen mich hin, und ich wollte eigentlich nichts über ſeinen Charakter ſagen. Den wird und kann ſein näherer Freund beſſer ſchildern. [1]

Die Gottheit gab ihm einen guten Ausgang aus dem Leben, ohne langabmattende Krankheit und Leibesſchwachheit.

[1] Auch dieſe Hoffnung iſt mit Mendelsſohns Tode vereitelt. So weit ich Leſſing gekannt habe, mag ich in dieſem Punkt nichts geringeres als Shakeſpears Wort ſagen: „Lobe ihn nicht, ſprich nur: er war ein Mann!“ — Die Lebensbeſchreibung, die ſein Bruder von ihm geliefert, iſt ſehr ſchätzbar, da ſie viele Sachen enthält die nur der Bruder wiſſen und ſagen konnte.

Ich hoffe daß wir noch eine ſchöne Ernte ſeiner vollendeten oder unvollendeten Schriften empfangen werden; [1] ein kleiner Erſatz für ſein zu frühes Ableben, für ſeinen auf lange Zeit unerſetzten Verluſt für Deutſchland!

Vitis ut arboribus decori est, ut vitibus uvae,
Tu decus omne tuis; postquam te fata tulere
Ipsa Pales agros atque ipse reliquit Apollo. —
Spargite humum foliis, inducite fontibus umbras
Et tumulum facite et tumulo supperaddite carmen
„Candidus ignotum miratur lumen Olympi
Sub pedibusque videt nubes et sidera Daphnis.“

8.

J. G. Sulzer,

geb. 1719, geſt. 1779.

Da von dieſem berühmten Mann bereits Hirzels Gedächtniß an Gleim und vermuthlich auch ein éloge académique vorhanden iſt, ſo bleibt mir zu meinem Zwecke nichts als ein allgemeiner Geſichtspunkt übrig.

Sulzers Verdienſte ſind, dünkt mich, die eines Pädagogen und Philoſophen; ich nehme beide Worte im edelſten Verſtand. Der Rang den er als Naturkundiger und Mathematiker haben möchte, iſt außer meinem Urtheil.

Als praktiſchen Philoſophen über die Erziehung und Unterweiſung der Kinder kündigte ihn früh ein kleiner Verſuch [2] an;

[1] Die vollſtändige Ausgabe iſt erfolgt; und es zeigt einen ſehr hellen Kopf, einen ſehr feſten, reinen Charakter an, daß jeder Aufſatz, beinahe jede Zeile von ihm gedruckt werden konnte.

[2] Verſuch einiger vernünftigen Gedanken von Auferziehung und Unterweiſung der Kinder 1745. 1748. Gedanken über die beſte Art die claſſiſchen Schriften mit der Jugend zu leſen, 1765.

sein kurzer Inbegriff der Wissenschaften,[1] seine Vorübungen,[2] die Einrichtung des Mietauischen Gymnasii,[3] und viele Verdienste die er sich um das Schulwesen in Berlin und andern preußischen Ländern erworben, haben durch Rath und That diesen kleinen Versuch sehr hoch erhöhet. Wenn's nun wirklich keine nützlichere Philosophie gibt als die den Menschen, das Kind, den Jüngling bildet, so hat Sulzer einen Rang über manchem scharfsinnigen und nutzlosen Erfinder.

Ich setze in dieses Fach auch einige seiner Schriftchen, die er über die Werke und Schönheit der Natur,[4] über den Werth der Noachide,[5] über die bessere Anwendung der Künste[6] und sonst geschrieben. Sie lehren keine neuen Wahrheiten, aber sie wenden alte gute Wahrheiten angenehm, faßlich, nützlich an. Ueber die Noachide ist Sulzer eigentlich kein strenger Kunstrichter, sondern ein Freund des Dichters, der die moralischen Schönheiten seines Gedichts entwickelt und der Jugend anpreiset; wie er es auch im großen Wörterbuch der Künste oft gethan hat. Der moralische Nutzen auf den er überall die Künste und jede schöne Wissenschaft angewandt wissen will, ist edel und wünschenswerth; vielleicht aber nicht immer, insonderheit auf den Wegen die er vorschlägt, erreichbar; nicht etwa nur äußerer Hindernisse, sondern hie und da vielleicht des Begriffs der Kunst selbst wegen. Indessen sind bei der großen Zwecklosigkeit und den zum Theil schändlichen Mißbräuchen, in die die besten derselben gerathen sind, zu unserer Zeit auch Platonische Gedanken und Wünsche hierüber schätzbar.

1 1745, 1758, 1760.

2 Vorübungen zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens zum Gebrauch einiger Classen des Joachimthalischen Gymnasiums. Berlin, 1769.

3 1774.

4 Versuch einer moralischen Betrachtung über die Werke der Natur, 1745. Unterredungen über die Schönheit der Natur, 1754—1770.

5 Gedanken über ꝛc. Berlin, 1754.

6 1772.

Digitized by Google

Als Philoſoph war Sulzer ein Philoſoph des geſunden Verſtandes, der planen, nicht ſpitzfindigen Vernunft. Pſychologie war das Feld wo ihm die Zerlegung der Begriffe am meiſten glückte; und gibt's in der ganzen Philoſophie ein angenehmeres, nützlicheres Feld als dieſes? Seine Theorie der angenehmen Empfindungen, ſeine Abhandlungen über Sprache und Vernunft, über dunkle Begriffe und Triebe, zuletzt über das Weſen und die Unſterblichkeit der Seele,[1] ſind voll ſchöner Wahrnehmungen. Wenn ſie die Begriffe nicht allemal zur vollſtändigſten Deutlichkeit heben, ſo ziehen ſie ſie doch aus der Tiefe ans helle, klare Sonnenlicht hervor; und ſind dem Leſer, inſonderheit dem ſich bildenden Jünglinge, ſo unterhaltend als aufmunternd. Die Leiter auf der der Philoſoph emporſteigt, läßt er ſtehen und zieht ſie nicht ſtracks nach ſich; ein anderer kann und mag weiter ſteigen.

Das größeſte Gebäude endlich das Sulzer errichtete, iſt ſein Wörterbuch der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte;[2] ein bädaliſches, vielleicht unvollendetes und nie zu vollendendes Gebäude, das ſeinen Erbauer aber, wenn es auch nur der erſte Erbauer wäre, gewiß nicht ohne Kranz ließe. An der Peterskirche in Rom haben viel gebauet, weil das Werk über eines Menſchen Leben hinausreichte; ſelbſt der Plan derſelben ward einigemal geändert; das Gebäude kam indeſſen doch einmal zu Stande; und auch denen die die Vollendung nicht erlebten bleibt ihr Ruhm. Es iſt wohl unläugbar, daß Sulzer den Plan den er in den Literaturbriefen bekannt machte[3] nicht ganz erreicht hat. Er war nicht der einzige Arbeiter; ein Mann konnte bei ſo verſchiedenen Künſten nicht jedem Begriff, jedem Hauptwort auf den Grund kommen; noch

[1] Sulzers vermiſchte philoſophiſche Schriften, 2 Theile, 1773, 1781.
[2] Allgemeine Theorie der ſchönen Künſte, Th. 1. 2. 1771, 1774.
[3] Lit. B. Th. 5. S. 33 u. f.

weniger in der für jede zusammenhangende Philosophie fatalen Form eines zertrennenden Wörterbuchs, jeden Begriff, dem rechten Verhältniß nach, an Ort und Stelle führen; noch weniger, da bei verschiedenen Künsten verschiedene Mitarbeiter waren, die gemeinschaftlichen Ideen verschiedener Künste auf dem kürzesten Wege zu ihrer klaren Quelle leiten u. s. Aber wer wird Unmöglichkeiten fordern? Wer einem, und zwar dem ersten Versuch, das Geschäft vieler Männer, vielleicht ganzer Jahrhunderte zumuthen? Sulzer hat angefangen; man baue weiter. Man binde, leite, simplificire die Begriffe wo sie noch nicht recht gebunden und simplificirt sind; man stelle die Künste und ihre Theile mit mehrerem Verhältniß gegen einander, als sich bei dem ersten Ueberblick eines Labyrinths von Gedanken und Worten thun ließ; insonderheit führe man auch die Begriffe der Kunst genetischer in ihre Geschichte, und schärfe hie und da was bei Sulzer zu rund, zu allgemein gesagt seyn möchte. Das Werk, wie es ist, ist ein Denkmal des philosophischen Sinnes der Deutschen; mit la Combe und ähnlichen Büchern so wenig zu vergleichen als der Palast mit einer Marktbude. Wenn man Sulzer zum Theil strenge beurtheilt hat, so kam's davon her daß man ihn nach seinem eignen Plan beurtheilte und in diesen hohen Ideen lange aufs Werk gewartet hatte; kurz, weil man ihn als Sulzer beurtheilte. Jetzt ist wohl niemand in Deutschland der den Werth seines Buches verkenne; und auch selbst die Mängel desselben, daß Sulzer sich mehr auf dem Wege des schlichten gesunden Verstandes hielt als nach Höhen und Abgründen der Speculation einzelner feiner Begriffe umherkletterte, sind zum allgemeinen Gebrauch des Buchs Empfehlung. Die schönsten Artikel in ihm sind auch psychologisch und pädagogisch; hierunter sind manche die als ganze Abhandlungen der Akademie gelten möchten. In diesem Werk ist Sulzer eine ganze Akademie selbst.

In den letzten Jahren seines Lebens that der kranke Weltweise

eine Reiſe durch die ſchönſten Gegenden Europens, um noch mit den letzten Blicken der Dankbarkeit die Schönheit einer Natur zu genießen die er in ſeinen frühern Jahren ſo wahr, ſo fromm und edel geprieſen hatte. Er hoffte aus ihr noch Athem der Geſundheit zu holen; ſie konnte, ſie ſollte ihm aber denſelben für dieſe Welt nicht mehr geben. Er ging mit Geſinnungen, die ein Brief von Spalding in ſeinen letzten Tagen beſchreibt, in eine ſchönere Natur Gottes über. Sein Tagebuch dieſer Reiſe, die Briefe die Hirzel[1] und Lange vorher[2] von ihm bekannt gemacht haben, zeigen ihn, wie er's auch in ſeinen Schriften iſt, als einen geſetzten und ruhigen Weiſen. Mich dünkt, Sack war's der ihn nach Berlin zog; dieſes aufgeklärten und um Deutſchland ſehr verdienten Gottesgelehrten iſt alſo auch ein Theil des Verdienſtes das Sulzer ſich in ſeiner ſo nützlichen Sphäre erworben.

9.

Seneca, Philoſoph und Miniſter.

Zwei Briefe.[3]

„Alle Meinungen über die Seelen der Verſtorbenen (ſagt Diderot zum Herausgeber der Schriften des Seneca in la Grange's Ueberſetzung) ſind mir annehmlich, wenn ſie mich rühren oder mir ſchmeicheln. Mich dünkt in dieſem Augenblick, ich ſehe den Schatten unſeres guten la Grange um Ihre Lampe ſchweben, indeß Sie Nächte hinbringen ſein Werk zu vollenden und zu erläutern. Ich höre, ja ich höre ihn; er ſpricht: „wer die zerſtreute Aſche eines

[1] Hirzel an Gleim über Sulzer, 1780.
[2] Langens freundſchaftliche Briefe, 1769, 1770.
[3] Aus der neuen deutſchen Monatſchrift 1795.

Unbekannten in eine Urne ſammelt, thut eine heilige Menſchenpflicht; wie viel bin ich dir ſchuldig, dir, der du dich um meine Ehre müheſt."

Und er fährt fort: „Ach! nur von mir hing es ab daß Seneca auch zu mir ſpräche: faſt achtzehn Jahrhunderte ſind's daß mein Name dem Druck der Verleumdung unterliegt, und ich finde an dir einen Vertheidiger? Was bin ich dir? Welch Verhältniß kann in einem ſo großen Zwiſchenraum der Zeit zwiſchen mir und dir ſeyn? Wäreſt du etwa meiner Abkömmlinge einer? Und was liegt's dir an ob man mich tugendhaft oder laſterhaft glaube?"

„O Seneca (antwortet der Verfaſſer), du, mit Sokrates, mit allen ruhmwürdigen Unglücklichen, mit allen großen Männern des Alterthums wareſt bisher, und ſollt immer eins der ſanfteſten Bande zwiſchen meinen Freunden und mir, zwiſchen unterrichteten Menſchen aller Zeitalter und ihren Freunden bleiben. Du biſt der Gegenſtand unſerer oftmaligen Unterhaltung, und du wirſt ein Gegenſtand der ihrigen ſeyn. Wie oft habe ich, um von dir würdig ſprechen zu können, deine nachdrucks-, deine gewaltvolle Kürze beneidet! Wenn deine Ehre dir lieber war als dein Leben, ſo ſage mir: die Niedrigen die dein Andenken befleckt haben, waren ſie nicht grauſamer als der der dir die Adern öffnen ließ? Es wird mir tröſtend ſeyn, wenn ich dich an einem und dem andern räche."

So ſchrieb Diderot vor ſeinem Verſuch über des Seneca Leben und Schriften; [1] er hat ſein Wort gehalten; einen wärmeren Freund, einen ſcharfſinnigern, dringendern Vertheidiger hat ſo leicht kein anderer Staatsmann und Philoſoph gefunden. Er gehet des Seneca Leben und Schriften mit Anmerkungen durch, die uns in eine Geſellſchaft der weltkundigſten Menſchen verſetzen, und wo ſie uns auch nicht ganz überzeugen, doch ſo ausgeſucht belehren

[1] Essai sur la vie de Senèque, sur ses écrits et sur les règnes de Claude et de Néron. Paris 1779.

daß man das Buch faſt mit einer ſüßeren Hochachtung für den Vertheidiger als den Vertheidigten aus der Hand legt.

Wir Deutſche können mit dieſem ſogenannten Verſuch eine andere gute Schrift: Seneca nach dem Charakter ſeines Lebens und ſeiner Schriften, entworfen von Nüſcheler,[1] verbinden. Warum iſt dieſe ſchöne Schrift unvollendet? warum iſt's bei dem erſten Bändchen geblieben?

Hinter Kleiſts Gedichten findet ſich ein kurzes Trauerſpiel, Seneca, in Proſe. Auch andere haben den Gegenſtand bearbeitet, und Leſſing hat ihn, ſo wie den Tod des Nero bearbeiten wollen. Schade daß er's nicht gethan hat.

Kleiſts Trauerſpiel iſt ſehr einfach; die Charaktere des Seneca und der Pompeja (ſo heißt hier ſeine Gemahlin) ſtehen faſt unbeweglich da; der Knoten wird ins Stück durch eine fremde Perſon, den Polybius, Seneca's Freund, der für ihn ſterben will, nur hineingewebet. Sollte nicht, ſebſt der Geſchichte nach, eine vielſeitigere, innigere Bearbeitung dieſes berühmten Todes möglich ſeyn, die unſtreitig auch lehrreicher wäre?

Seneca nämlich war nicht Philoſoph allein; er war Miniſter. Während der geprieſenen fünf glücklichen Regierungsjahre des Nero verwaltete er mit Burrhus das Reich; ja vorher ſchon hatte die Mutter Nero's, Agrippine, ſeine Zurückberufung aus Sardinien zu ihren Abſichten bewirkt, er ward der Lehrer ihres Sohnes. Seitdem geſchahen alle Handlungen Nero's vor ſeinen Augen. Er war's der dem jungen Kaiſer die Trauerrede auf ſeinen Vorgänger Claudius machte, bei der ſich, wie Tacitus ſagt, niemand des Lachens enthalten konnte, und die Seneca nachher ſelbſt durch die Apokolokyntoſis bitter widerlegte. Er hatte die Rede gemacht mit der Nero die Regierung antrat, jene Rede die ihrer vortrefflichen Grundſätze wegen in Erz gegraben ward und an jedem Neujahrstage verleſen werden

[1] Zürich, 1783.

ſollte. Er verfertigte die Gnadenreden die Nero im Senat vortrug; und indem er mit der herrſchſüchtigen Agrippine, deren Creatur er war, einerſeits zu kämpfen hatte, ſahe er auf der andern Seite auch im gütigen Nero lange ſchon den Löwen voraus der (nach Seneca's eigenem Ausdruck), ſobald er einmal Blut geſchmeckt hätte, ſeine ganze Natur zeigen würde. —

Dieſe zeigte Nero bald. Unthaten, Morde, Vergiftungen, Einziehungen der Güter folgten einander, und viele dieſer Güter wurden den Freunden des Kaiſers geſchenkt, unter denen Seneca ſeinen Theil auch nicht auszuſchlagen wagte.

Der Entwurf des Muttermordes wird ihm und dem Burrhus vorgelegt; ſie müſſen Ja ſagen, und Seneca die That in einem Briefe an den Senat ſogar rechtfertigen.

Mit Gewalt will Nero ein öffentlicher Wagenführer oder Citherſchläger werden; Burrhus und Seneca geben im erſten nach, um das zweite zu verhüten, bei welchem er ſich aber um ſie gar nicht mehr kümmert; beide müſſen zuſchauen wie er unter dem Geklatſch der verworfenſten Leute die Cither ſchlägt.

Nero theilte ſeine Tage in Grauſamkeit und Wolluſt; Seneca bleibt am Hofe.

Rom brennt ſechs Tage und ſieben Nächte; Nero ſingt dabei in theatraliſcher Kleidung den Braud von Troja; Seneca bleibt.

Die Anklagen der Verſchwörung nehmen zu; ſie wagen ſich an ihn ſelbſt; er bittet um ſeine Entlaſſung, und läßt ſich durch eine verſtellte Bitte des Kaiſers: „er werde doch ſeinen Freund nicht verlaſſen wollen!" feſthalten, bis endlich die Klaue des Tigers ihm ſo nahe kommt daß er auf ſeinen Abſchied dringt, da er denn fortan in ſeinen prächtigen Gärten, auf ſeinen reichen Landgütern nirgends mehr vor dem Gift das ihm drohet ſicher iſt, und ſich mit Feld- und Baumfrüchten, mit Waſſer aus dem Strom ſein Leben friſtet.

Wie nun? Der Philoſoph, der ſich jeden Tag über ſein Leben die ſtrengſte Rechenſchaft abzulegen vorgab, ſollte er ſich ſolche jetzt, wenn er in ſeinen Gärten wie ein Verlaſſener umherirrt, wenn er dabei ſeine Reichthümer, vierzig Millionen an Werth, betrachtet, nie abgelegt haben?

So darf wenigſtens der Dichter des Trauerſpiels ihn zwingen dieſe Rechenſchaft vor ſich ſelbſt abzulegen! „Wie beſteheſt du mit deinen Grundſätzen? Was hatteſt du mit der Julia? War es deiner werth daß du dem freigelaſſenen Polybius alſo ſchmeicheltest? Konnteſt du, als dich Agrippine aus Sardinien zurückberief, etwas anders erwarten als was erfolgte? Und warum ließeſt du dich, da du das Herz des Nero von innen und außen ſaheſt, ſo lange halten? Du hinterläſſeſt unnennbare, von Zinſen bedrückter Nationen genährte Reichthümer — für wen? Deine Familie iſt untergegangen; einer deiner Brüder hat ſich die Adern eröffnet, der andere hat vom Tyrannen Gnade erflehet; und du lebeſt? Du lebteſt ſo lange um ihn, für ihn, machteſt es dir zur Pflicht ihn als eine Luſt des Menſchengeſchlechts anzukündigen, zu rechtfertigen, zu beſchönen? Haſt du kein Verbrechen der beleidigten Majeſtät begangen, indem du dich nicht von ihm, ſondern von dir ſelbſt zu ſolchen Dingen ſo lange gebrauchen ließeſt? Ruft nicht jeder Ermordete, ruft nicht das römiſche Volk, ruft nicht Nero ſelbſt gegen dich? —

Und was biſt du enthaltſamer, ſtandhafter, das Leben verachtender Weiſer, vor dieſen Tiſchen, dieſen Spiegeln, in dieſen Sälen, vor dieſen Seen, in dieſen Gegenden, bei dir, in deinem Innern? Rechtfertige dich vor dir ſelbſt; der Tribun kommt, und was will der Tribun?

Das Haus iſt von Soldaten umringt, der Tribun fordert Rechenſchaft, über eine entdeckte Verſchwörung. Sowohl Seneca als Nero wiſſen daß dieß hier nur Vorwand ſeyn ſoll. Der Philoſoph hat dem Tyrannen zu lange gelebet.

Seneca iſt bei Tiſch; er antwortet unerſchrocken und heiter.

Der Tribun bringt die Antwort. Warum ſollte hier nicht der Vorhang aufgezogen werden, um auch des Nero inneres Gemüth und ſeine äußere Lage ganz zu enthüllen? Hier mögen Poppäa und Tigellin auftreten; ſelbſt das Blutgericht über die Verſchwörung des Piſo mit allen herzhaften Antworten der Verſchworenen erſcheine.

Seneca iſt unſchuldig, und Nero weiß es. Er fragt den Tribun ob er ihn bereit gefunden ſich ſelbſt den Tod zu geben; und da der Tribun verſichert daß er ihm völlig gefaßt und heiter geantwortet habe, empfängt er die kurze Ordre der Hinrichtung: **regredi et indicere mortem.** — Sie iſt bald gegeben, aber der Dichter wird ſie nicht ſobald verſchmerzen. Er wird den Mörder in der Gemüthsſtimmung zeigen in der er ſich immer, auch beim Morde ſeiner Mutter und beim ſchändlichen Ausgange ſeines eignen Lebens wies, grauſam feige.

Und dieſem Elenden hatte Seneca zu ſeinem Ruhme verholfen? Er wiederum hatte Seneca geſcheut, und ſcheuet ihn noch jetzt, wie die Frage an den Tribun zeiget. Beide alſo, ſowohl den Tyrannen als den ehemaligen Tyrannenführer vor das Tribunal zu ſtellen dem kein Sterblicher entgeht, beide davor mit ihren Freunden und Feinden zu confrontiren, dieß wäre das hohe Forum des Schauſpiels.

Der Tribun hat nicht das Herz an Seneca den Mord zu vollführen; er frägt darüber den Präfect Fänius, und ſchickt endlich einen Centurio in ſeinem Namen. Im Verfolg des Drama iſt dieß ein nicht zu verachtender Umſtand.

Der Centurio kommt; Seneca will ſein Teſtament machen, es wird ihm verweigert. „So vermache ich euch mein Leben," ſagt der Philoſoph zu ſeinen Freunden; er beſänftigt ihre Thränen, und hat, ich möchte ſagen, hier einen ſchönern Platz, als Sokrates ſelbſt, zu ſeinen letzten Geſprächen.

Seine junge Gemahlin Paulina will mit ihm ſterben; er er-

mahnt ſie zum Leben — eine Scene, in die der Dichter alle Zärtlichkeit und Philoſophie bringen kann die dem Orte gebühret.

Endlich willigt er in ihren Tod, und Ein Augenblick öffnet beiden die Adern.

Ich übergehe die folgenden Umſtände, und wünſchte daß wir die letzten Worte des Sterbenden hätten: et novissimo quoque momento, suppeditante eloquentia, advocatis scriptoribus, *pleraque tradidit, quae in vulgus edita ejus verbis invertere supersedeo.* Warum haſt du uns dieſe Worte unterdrückt, o Tacitus? Glaubteſt du daß das Volk, das ſie damals auswendig wußte, immer fortleben würde? Gewiß waren ſie ein Bekenntniß, dem ähnlich das Subrius Flavius dem Nero unter die Augen ſagte: „Niemand war dir treuer als ich, ſo lange du Liebe verdienteſt; ich fing zu haſſen dich an, ſeit du ein Mörder deiner Mutter, deines Weibes, ein Wagenlenker, Citherſchläger, ein Mordbrenner wurdeſt.“ Seneca's letzte Worte würden das Verhältniß, das zwiſchen ihm und Nero obgewaltet hatte, zeigen. —

Er ſtirbt. Pauline wird mit Gewalt zurück ins Leben gebracht; ſie lebt aber nur wenige Jahre, behält ihren Gemahl in rühmlichem Andenken; blaß und blutlos, iſt ſie ſelbſt fortan ein Denkmal ſeines Todes.

Welche Scene, da ſie wiederum ins Leben zurückkam! Welche andere, da dem Sterbenden auch das Gift ſeines Freundes den Dienſt verſagte, nebſt allem was von Seiten Nero's und des Senats darauf folgte! Mich dünkt, es könnte ein Trauerſpiel hieraus erwachſen das die ſtoiſche Philoſophie am Hofe eben ſo prüfte, als z. B. Leſſings andere Stücke ihre Helden prüfen. Vielleicht iſt es mir unbekannt längſt ſchon da; gewiß aber kann es aus Tacitus Beſchreibung, den Anſchuldigungen Seneca's und Diderots Buch werden.

Racine ſagt vor ſeinem Britannicus: „Um einen ehrlichen

Mann der Peſt des Hofes unter Nero entgegenzuſetzen, habe ich lieber den Burrhus als den Seneca gewählet. Beide waren Erzieher des Nero in ſeinen Jugendjahren geweſen, der eine für die Kriegskenntniſſe, der andere für die Wiſſenſchaften. Beide waren berühmt, Burrhus wegen ſeiner Kriegserfahrenheit und ſittlichen Strenge (militaribus curis et severitate morum); Seneca wegen ſeiner Beredſamkeit und Geiſtesanmuth (praeceptis eloquentiae et comitate honesta). Burrhus wurde nach ſeinem Tode ſeiner Tugend wegen außerordentlich vermißt und bedauert (civitati grande desiderium ejus mansit per memoriam virtutis). — Mich dünkt, Racine habe zu ſeinem Zweck den Burrhus ſehr ſchicklich gewählet.

Zweiter Brief.

Glauben Sie nicht daß ich mich in der Idee des Trauerſpiels Seneca zu ſeinen Verleumdern geſellen wollte. Rechtfertigt ſich der tragiſche Seneca, wie ich es nach Tacitus glaube, vor ſich ſelbſt und ſeinen Freunden, ſo kann er, auch bei Schwächen ſeines Charakters, die er jetzt ſelbſt einſiehet, als ein glorreicher Staatsmärtyrer daſtehen, ſo daß, wenn er das Auge ſchließt, man ihn eines größeren Lohnes werth hält als daß man ihm, wie einige Verſchworene es wollten, hinter Nero das Reich antrage. Wahrſcheinlich würde er das Reich ausgeſchlagen haben, wenn er war wofür ich ihn halte.

Was ich merklich machen wollte, war einzig dieſes daß philoſophiſche Sprüche, wenn ſie auch die edelſten, ſtärkſten, ja göttliche Sprüche wären, an und für ſich noch nicht das Leben eines Menſchen, zumal eines Staatsmannes, beurkunden und vor aller Schwachheit ſichern. Der Hof iſt ein ſo trügliches Element, und ein politiſches Leben unter Nero eine ſo gefahrvolle Scene daß alle Briefe des Seneca, auch mit völliger Liebe zur Wahrheit, nicht als Sentenzen,

ſondern als Sache des Herzens geſchrieben, uns jeden Schritt den ihr Verfaſſer praktiſch that, gewiß noch nicht verbürgen. Nicht daß er deßwegen eine ewige Lüge nnd Satire gegen ſich ſelbſt hätte ſchreiben wollen und müſſen, wie Diderot den Fall ſetzt; denn wer verzeihet ſich nicht vieles, ſobald man ſich eins verziehen hat? Und wie ſo manche Täuſchungen gibt's mit denen uns der Wahn unentbehrlich zu ſeyn, die Hoffnung mit der Zeit nützlicher zu werden, die Sucht zu gefallen, die Furcht vor einem Aergern als das Jetzige ſchon iſt, endlich die Liebe zur Gewohnheit, die Anhänglichkeit an Ehre, Rang, Freunde, Bekannte, an uns ſelbſt und alle Buhlerinnen unſeres Herzens und Lebens von Tag zu Tag ſanft und unſanft hintäuſchen? Auch unter ſolchen Verirrungen konnte Seneca immer noch der mehr als kaiſerlichen Achtung werth ſeyn die ihm Tacitus erweiſet.

Genug, wie auch ſein Charakter ſeyn mochte, ſeine Schriften ſind ein reiches Füllhorn der ſchönſten, größeſten Sentenzen. Diderot hebt mehrere derſelben aus, fügt ſeine Meinung hinzu, und ſpricht mit unſerm Innern ſo vertraulich daß der Leſer ſich gedrungen fühlt hie und da auch ſein Wort hinzuzuſetzen und mit Seneca, mit Diderot zu raiſonniren als ob er der Dritte ſeyn müßte. Hiemit wird das Buch ein lebendiges Geſpräch zwiſchen dem alten Weiſen, ſeinem Ausleger und Freunde, endlich mit uns ſelbſt, in vielfacher Anwendung auf neuere Welt- und Lebensſcenen. „Ach," ſagt Diderot, „hätte ich die Werke des Seneca früher geleſen! hätte ich in einem Alter von dreißig Jahren ſeine Grundſätze angenommen, wie viel Vergnügen wäre ich dieſem Philoſophen ſchuldig, oder vielmehr, wie manchen Schmerz hätte er mir entfernt! Du biſt's, o Seneca, deſſen Hauch die leeren Phantome des Lebens zerſtreuet! Du biſt's der dem Menſchen Würde, Feſtigkeit, Nachſicht gegen ſeinen Freund, gegen ſeinen Feind, Verachtung des Glückes, der Verleumdung, des Ruhms, der Würden, des Lebens, des

Todes einzuhauchen; du biſt's, der von der Tugend zu ſprechen und Begeiſterung für ſie zu entzünden weiß. Du hätteſt mehr an mir gethan als mein Vater, meine Mutter, meine Lehrer; ſie wollten mich alle zur Güte bilden, ſie wußten aber nicht wie? Wie haſſe ich jetzt die die mir den Seneca herabſetzten! Ihr kleinmüthiger Geſchmack hielt mir die Augen auf den Cicero geheftet, der mich lehren könnte wohl zu reden, und entzog mir den der mich gelehrt hätte wohl zu handeln. Und doch welch ein Unterſchied zwiſchen der Reinigkeit des Styls die ich mit dem erſten nicht erlangt habe, und der Reinigkeit der Seele die in mir gewiß erwachſen und befeſtigt wäre, wenn ich im zweiten ſtudirt, über ihn nachgedacht, mich in ihm genährt hätte. Selbſt jetzt, in einem Alter in welchem man ſich nicht leicht mehr beſſert, habe ich den Seneca nicht ohne Nutzen für mich und für andere um mich geleſen; es ſcheint mir daß ich das Urtheil anderer über mich weniger, mein Urtheil über mich dagegen deſto mehr ſcheue und achte; es ſcheint mir daß ich die verfloſſenen Jahre weniger bedaure, auf die kommenden weniger einen Werth lege. O wie übel hat man gethan daß man, um mich zu einem beſſern Schriftſteller zu machen, mich hinderte ein beſſerer Menſch zu werden. Verhärtet hat mich Seneca nicht; ich geſtehe aber, es möchte weniges ſeyn worüber ich laut aufſchreien würde."

„Nur glaube man nicht daß man ihn aus einigen Blättern kennen lerne und über ihn urtheilen dürfe. Man leſe ihn ganz, und noch einmal! man leſe den Tacitus dazu und werfe meine Apologie ins Feuer. Erſt dann wird man wahrhaft überzeugt ſeyn daß Seneca ein Mann von einem großen Talent und einer ſeltenen Tugend geweſen, da ſeine Verleumder hingegen zu den ärgſten, ungerechteſten Menſchen gehören. — —"

So ſchrieb Diderot, zu einer Zeit da er ſich vielleicht ſelbſt vor den Confeſſionen, und, wie er glaubte, den Verleumdungen Rouſſeau's ſcheute. Rouſſeau's Confeſſionen haben ihm nicht ge-

ſchadet; und auch dem Seneca ſchadeten ſeine Verleumder nicht. Dem Xiphilin ſteht Tacitus entgegen, und ſeine Schriften ſprechen in Tugenden und Fehlern für ſich ſelbſt. —

„Jedes Alter," ſagt Diderot, „ſchreibet und lieſet nach ſeiner Weiſe. Die Jugend liebt Begebenheiten, Facta; das Alter Reflexionen. Einem Manu von Jahren, dem die meinigen zu lang, zu häufig, dem Gegenſtande zu fremd vorkommen, würde ich rathen den Tacitus, Sueton und Seneca mit ſich in die Einſamkeit zu nehmen; die Sachen die ihm merkwürdig vorkommen, die Ideen die ſie in ſeinem Geiſt erwecken, die Gedanken dieſer Schriftſteller die er zu behalten wünſcht, die Geſinnungen die er erproben will, aufs Papier zu werfen, ohne ein anderes Project als ſich ſelbſt zu unterrichten. Faſt bin ich gewiß daß wenn er ſich an den Orten verweilt wo ich mich verweilte, wenn er ſein Jahrhundert mit den vergangenen Jahrhunderten vergleicht, und aus erlebten Umſtänden und Charakteren Vermuthungen über das zieht was das Heute uns ankündigt, was das Morgen uns hoffen und fürchten läßt — er würde ein Buch machen, ungefähr wie das meinige. Allenthalben bin ich in Geſellſchaft; ich frage, ich antworte." — Wenn dieß nicht eine gute Art zu leſen iſt, ſo kenne ich faſt keine andere. H.

II.

Nachlese historisch-philosophischer Schriften.

1.

Revolution der ersten Welt nach den ältesten Traditionen.

Vermuthlich eben die Abhandlung welche der Verfasser im zweiten Theil der Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit (auf der letzten Seite) zu geben versprach, die aber bisher nie im Druck erschienen ist A. d. H.)

Die erste Welt ist untergegangen, sagt eine Reihe der alten Traditionen, und die unsere beschreibt uns sogar die Art des Unterganges mit einer Tageschronik darüber;[1] ja sie geht, sich selbst wenigstens gleichförmig, von dieser Ueberschwemmung auf die Geschichte einer ganz veränderten Welt aus. Was ist von ihr zu halten? Sie klingt einer Fabel so ähnlich.

Es ist keineswegs zu läugnen daß über die sogenannte Sündfluth Träume geträumt sind die uns fast der Name „Sündfluth" widrig machen möchte. Wo irgend auf oder unter der Erde ein Schalenthier oder eine Meertrümmer sich zeigte, sollte es ein Zeichen der mosaischen Ueberschwemmung seyn, ohne daß man zusammenrechnete, wie kurz diese gedauert habe und wie lange, wie wiederholte Zeiten jene zu ihren Erdverkörperungen nothwendig bedurften. Ja, da es ausgemacht ist daß unsere ganze Erde Meeresgrund gewesen, und nur aus Wasser und im Wasser bestanden sey, so haben diese sogenannten stummen Zeugen der Sündfluth großentheils ihren Glauben verloren. Der Ueberschwemmungen auf unserer Erde sind so viele und verschiedene gewesen daß man den Ocean aus einem Landsee ableitet, wenn man eine Frist von 150 Tagen zur Ursache alles

[1] 1 Mos. 6 — 9.

Digitized by Google

dessen macht was sich allenthalben meerartiges findet. Ich muß also bekennen daß die sinnreichen Theorien Burnets, Whistons, Woodwards u. a., bis zu de Luc's berühmter neuerer Hypothese für mich wenig überzeugendes haben. Die letzte z. B.[1] (denn über die andere ist schon genugsam geurtheilt) läßt das ehemalige feste Land nicht überschwemmen, sondern mit allen seinen Einwohnern einbrechen und versinken; dafür ein ganz anderes Land, unsere jetzt bewohnte Erde, aus der Tiefe des Meeres steigen. Beide Theile der Hypothese scheinen mir selbst der mosaischen Erzählung, der zu gut sie doch eigentlich erfunden sind, völlig entgegen. Der Naturgeschichte getreu, setzt Moses den Ursitz des Menschengeschlechts in kein untergesunkenes Südland, sondern an den uns bekannten Rücken der Erde, dessen noch jetzt vorhandene Flüsse er sogar ihrem Lauf nach beschreibt. Sein Urland also existirt noch, und ist genau das was wir dem Bau der Erde nach zum Urland der Erde wählen müßten. Wir kennen nichts älteres, nichts festeres als jene Urgebirge, die Pfeiler unserer Welt, auf die regelmäßig ist gebaut worden; ja manche Gipfel derselben hat scheinbar nie das Wasser berühret. Als Garten betrachtet, ist dieser Welttheil ein alter Garten; und wenn Moses Erzählung gelten soll, so zeiget ja sein Oelblatt, der Acker- und Weinbau, der nach der Ueberschwemmung sofort anfing, wie auch der ganze Faden seiner Tradition, daß er von keinem alten Meeresschlamme rede der jetzt erst, aus der ewigen Tiefe gestiegen, den ersten Sonnenstrahl sauge.

Lasset uns also, nachdem beinahe alle Dichtungen über diese Tradition von den scharfsinnigsten Männern erschöpft sind, uns treu an die Erdgeschichte halten, und sehen was sie uns sage.

*

Zuerst fällt jedem beobachtenden Auge als sonderbar auf daß das große feste Land unserer Erde nicht liegt wo man es nach den

[1] De Luc's physical. und moral. Br. B. 2. Brief 137—140 und 147.

Bildungsgeſetzen einer flüſſigen Sphäroide ſuchen ſollte, um den Aequator. Hier hatte unſere Kugel die größten Durchmeſſer, die größte Schwungkraft, die meiſte Friction; hier alſo ſollte ſich auch ihre größte Erdhöhe, ihr feſteſtes Land und die längſten Strecken der Gebirge geſetzt haben. Aus der Theorie der Erdbildung folgt dieſes ſo augenſcheinlich daß Buffon, ſelbſt dem Anblick der jetzigen Erde zuwider, die höchſten Berge dahin leget. Indeſſen liegen ſie nicht da; die aſiatiſche Erdhöhe iſt weit gegen Norden, die Andes durchſchneiden den Aequator, wie ſie den ganzen Welttheil durchſchneiden; und die weiteſte Breite aller vier Erdtheile liegt weit über der Linie, der nur Meer, Inſeln und die letzten Strecken des Continents bleiben. Woher dieſe Sonderbarkeit gegen den Bau der Erde?

Zweitens. Die ganze Reihe der nordiſchen Länder jenſeits des großen Gebirges zeigt in ihren Verſteinerungen daß ſie voraus entweder zur heißen Sphäre gehört, oder doch ihr nahe gelegen habe. Die Elephantengerippe in Siberien und dem ganzen ihm parallelen Europa, bis nach Nordamerika hin, ſind ſattſam bekannt:[1] ſie liegen nur wenige Schuhe unter der Erde, und ſind zum Theil noch unverſehrt.[2] Vom entgegengeſetzten Ende der Welt können ſie in dieſe Gegenden nicht geſchwemmt ſeyn, ſondern höchſtens aus einem benachbarten Lande. Dieſe jetzt ſo kalten Länder waren alſo einſt dem heißen Klima näher, wie auch die große Menge hie und da gegrabener indiſcher Pflanzen beweiſet: woher dieſes?

Drittens. Die Südwelt dagegen hat eine Beſchaffenheit, die eben ſo ſehr befremdet. Im ſüdlichen Amerika ſind keine Rhinoceros-, keine Elephantengerippe gefunden worden; das Land hatte alſo nicht nur ſelbſt keine, ſondern ſie kamen auch aus Nordamerika dahin nicht hinüber. Kein Rennthier, kein Biſon, kein canadiſcher Hirſch findet

[1] Buffons Epochen der Natur. Epoche 5.
[2] Pallas Beobachtungen über die Berge.

ſich auf ſeinen Schneegefilden; die untern Wüſteneien der Andes haben wenig oder keine größeren Landthiere. An Waſſer fehlt es der letzten Landſtrecke Amerika's eben ſo ſehr; die tapferſten Nationen müſſen Hunderte von Meilen Moräſte ſuchen, und zum Theil von Feldratten leben. So ſchöne Striche die Küſte der Hottentotten hat, ſo ermüdet durſtig reiſet man mit Sparrmann auf der mittleren Wüſte ihres ſtromloſen Landes. Wie ſehr es Neuholland, einem Welttheil groß wie Europa, an Flüſſen, an Waſſer, an Landthieren fehle, iſt bekannt; tiefer hinab (indeß noch weit über den Polarzirkel) zeigt uns die Natur ſchon ihre ganz nackten Felſen. Woher dieß? Woher daß die geſammte Südwelt in allem ſo weit nach iſt; arm an Ländern und fruchtbarer Erde, arm an Strömen: trotz ihrer Berge, arm an Landthieren, trotz ihres zum Theil ſchönen Klima? Nehmen wir dieſe drei Paradoxe zuſammen, ſo hört alles Paradoxon auf. Die Nordwelt rückt herunter: ſo erklären ſich ihre Elephanten und indiſchen Kräuter; ſo tritt das feſte Land in ſeiner größeſten Breite um die Linie; ſo ſtreckt ſich nach ihr auf dem obern Hemiſphär die Höhe der Berge; die Südwelt mit ihren nackten Spitzen, mit ihren kahlen Gebirgen, mit ihrer todten Geſtalt rückt näher dem Südpol zu, mithin iſt alles erklärt. Auch wird das Südhemiſphär nicht mehr die einzige große Gruft des Meeres, ſondern die Waſſer ſammeln ſich wohin ſie gehören, unter beide gedrückte Pole.

Viertens. Mehr als Einem Bemerkenden ſind die Spitzen aufgefallen mit denen ſich alle Welttheile ſüdlich endigen. Man ſehe Amerika, Afrika, Aſien beim Cap Comorin, und Neuholland an; die Uebereinſtimmung fällt ins Auge. Auch bemerkt Reinhold Forſter[1] daß oberhalb dieſer Spitzen das Land weſtlich einen großen Buſen, öſtlich eine oder mehr Inſeln bilde; was iſt hievon die Urſache? Forſter räth auf eine Ueberſchwemmung von Südweſt;

[1] Forſters Bemerkungen auf ſeiner Reiſe um die Welt. S. 3. 4.

woher dieſe Ueberſchwemmung? Iſt ſie, wie der genannte Naturphiloſoph meint, ihrer Zeit und Beſtimmung nach unerforſchlich?

Fünftens. Jedem der auf die Karte ſieht, fallen bei dem Weltmeer nicht nur aus- und einſpringende Winkel, ſondern auch zwiſchen manchen ſehr entfernten Ländern gerade parallel aus- und einſpringende Küſten ins Auge, wovon Amerika gegen Afrika das offenbarſte Beiſpiel gibt. Wo Südamerika eine große Spitze macht, macht Afrika einen Buſen; es iſt als ob das atlantiſche und äthiopiſche Meer ſich von Norden herab oder Süden hinauf wie ein ungeheurer Strom, und alſo nach Art der Ströme mit aus- und einſpringenden Winkeln ſeinen Weg gebahnt habe. Lambert[1] hat das Phänomenon ſo weit ausgebreitet daß er den Ocean wie einen Strom betrachtet der am öſtlichen Aſien einen Weg bei Kamtſchatka hinauf und unter Neuholland hinunter genommen, bis der obere Arm ſich mit dem atlantiſchen, der andere mit dem ſtillen Meer begegnet, und beide ſich in dieſelben ergoſſen haben. So unausgearbeitet Lambert dieſe Hypotheſe gibt, indem er einen widerſinnig fließenden Strom des Weltmeers nicht erklärt, ihn auch gegen den Anblick der Küſten über ſeine Schranken treibet, ſo fehlt es der Hypotheſe dennoch nicht an Wahrheit. Einmal muß das Meer, nur nicht als Strom, ſondern als Ueberſchwemmung, einen ſo widernatürlichen Weg genommen haben, wie alle Buchten des öſtlichen Aſiens und der Herabſtrom des atlantiſchen Meeres zeigen. Daß noch jetzt die Nordſee hoch ſtehe, beweiſet Holland, das ſich kaum mit ſeinen Dämmen ſchützt. Auch iſt die Fahrt auf dem atlantiſchen Meer mit dem beſtändigen Nordoſtwinde viel ſchneller hinunter als hinauf; dagegen an den Küſten von Guinea, Angola, Kongo, zumal im ſüdlichen Amerika, der Südwind herrſchet. Was war nun die Urſache warum ſich alle Buſen des ſüd- und öſtlichen Aſiens ſüdweſtlich, die Buſen des nördlichen Aſiens, ja die ganze weſtliche

[1] Mémoire de l'Académie de Berlin, année 1767. p. 25.

Küſte von Europa, Nordamerika und Afrika nordweſtlich bildete, bis der atlantiſche Strom beim mexicaniſchen Buſen ſich herauswand, und Südamerika oſtwärts, Afrika dagegen mit ſeinem einzigen großen Buſen weſtwärts umſchränkte? In der Bewegung unſerer Erde und im Strom des Weltmeers von Oſt nach Weſt liegt keine Urſache dieſer Bildung; ja in den meiſten Fällen iſt dieſer jenem Lauf ganz entgegen.

Nehmen wir die Erklärung der erſten drei Paradoxe mit dieſem vierten und fünften zuſammen, ſo erklärt ſich abermals alles dergeſtalt durch einander, daß unſer feſtes Land keinen andern Umriß empfangen haben konnte. Hätte ſich unſere Erdachſe ſo veränderd daß, da einſt nach den Geſetzen der Kugelbildung das höchſte und breiteſte Land um den Aequator lag, unſere nördlichen Länder, wie ihre Foſſilien zeigen, der heißen Zone näher, dagegen die waſſerloſen nackten Strecken der Südwelt dem Südpol näher lagen, jetzt aber das breiteſte feſte Land in die nördliche Hemiſphäre kam, ſo müßte erfolgen was unſer Erdball zeigt. Das Meer, das nach den Geſetzen der Sphäroide ſich vorher gleicher um die beiden Pole gelagert hatte, trat aus ſeinem alten Ufer hervor. Von Süden aus nahm es die größte Höhe der Erde ein, und überſchwemmte, ſo weit es zu überſchwemmen vermochte, bis es nördlich abfloß und mit den Waſſern des Nordpols im atlantiſchen Meer ſeinen Abſtrom, im weiten ſtillen Meer endlich ſeinen Ruheort fand. Siehe da die große Ueberſchwemmung der alten allgemeinen Tradition, für die ich nichts dichte; die ſich uns aber aus mehrern ſonſt unerklärlichen Phänomenen aufdringt, und, als ob ſie dazu aufbehalten wäre, uns dieſe Paradoxen erklärt. Was man in Moſes Erzählung unglaublich und lächerlich gefunden hat, wird in dieſem Zuſammenhange eben nach ſeinen kleinen Umſtänden naturhiſtoriſche Wahrheit.

Denn 1. Moſes Ueberſchwemmung dauert nicht lang; 40 Tage ſchwillt das Gewäſſer, 150 Tagen ſtehet's und fängt an zu ſinken;

in Einem Jahr und eilf Tagen ist die traurige Revolution vorüber. Warum in Einem Jahr und eilf Tagen? Weil, wenn man damals Mondjahre zählte, dieß gerade unser jetziges Sonnenjahr ist, und die Veränderung der Erdachse sich in Jahresfrist zutrug. Da nun die Ueberbliebenen, von denen diese Nachricht redet, an der höchsten Erdhöhe gerettet wurden, so ist kein Zweifel daß daselbst einem großen Umfang nach das feste Land schon trocken seyn mußte. Ueberhaupt goß sich das Meer von Süden nach Norden gleichsam nur über, und nahm seinen Abfluß; dieß sagen die in der nördlichen Welt zusammengeschwemmten Thiere, dieß sagt der tiefe Abhang der siberischen Küste. Wie es in andern Erdgegenden gestanden habe, konnte diese Tradition nicht melden; sie beschreibt was auf dem Erddrücken vorging, auf dem diese Erretteten lebten.

2. Die Tradition macht die Ueberschwemmung allgemein, und aus den angezeigten Gründen konnte sie in diesen Gegenden nicht anders als also seyn. Ob sie alle Berggipfel der Erde überschwemmt? Ob sich nirgend etwas lebendiges auf den Gebirgen gerettet habe? mögen wir aus ihr nicht entscheiden, denn sie ist eine Nationalsage, die mehrere Völker haben. Die Chaldäer sprechen von ihrem geretteten Xisuthrus, und da beide Völker Nachbarn waren, beinahe mit den Umständen dieser Sage. In der indischen Mythologie betreffen viele Fabeln offenbar diese Ueberschwemmung. Zu Ende des dritten Weltalters war es die erste Verwandlung des Wischnu, daß er in Gestalt eines Fisches den Ueberschwemmten zu Hülfe kam und ihnen in ihrem rettenden Fahrzeuge zum Steuerruder diente. In einer andern Verwandlung nahm er die Gestalt des Ebers an, der mit seinen Hauern die versunkene Welt aus dem Abgrunde holte. Er stützte sie in Gestalt einer Schildkröte, als die Riesen den Mittelberg der Erde ins Meer warfen u. s. Dergleichen Sagen sind fast bei allen Völkern, zumal bei denen die nahe an den Urgebirgen wohnten. Da die Ueberschwemmung langsam kam und bald weg-

ging, ſo war, wiewohl mit äußerſter Mühe und Beſchwerde, für ſo viel Thiere und Menſchen Rettung möglich als die Vorſehung erretten wollte. Der ſogenannte Kaſten Noah war eigentlich nur ein großes Haus, mit einem für ſeinen Erdſtrich zu rettenden Haushalt; warum ſollte es in andern Erdſtrichen nicht dergleichen Errettungen der Vorſicht gegeben haben? Doch wir fahren lieber fort in unſern Bemerkungen klarer Naturphänomene.

Sechstens. Genugſam bekannt iſt's daß die magnetiſche Achſe unſerer Erde mit ihrer natürlichen nicht einerlei ſey, ſondern daß ſich ſowohl nach der Abweichung als Neigung der magnetiſche Meridian und Aequator um die Erde winde. Zwar ſind die Karten hierüber noch ſehr unvollkommen, und werden noch lange unvollkommen bleiben, das Hauptreſultat indeſſen iſt klar und führt auf ſonderbare Folgen.

1. In ganz Europa, Afrika und dem größten Theil von Aſien iſt die Abweichung nordweſtlich, und zwar größtentheils alſo (denn kleine Localausnahmen ſind aus hundert Urſachen unvermeidlich), daß, je weiter oſtwärts, ſie deſto mehr abnimmt; bis ſie ſich in Sina und Japan gar verlieret. Weiterhin wird ſie öſtlich, nimmt bis an die weſtlichen Küſten von Amerika zu, wo ſie wieder abnimmt, ſich in Canada verliert, und dann abermals bis nach Europa hin der genannten weſtlichen Abweichung ſich nähert. Jedermann fällt ins Auge daß im Ganzen die feſten Erdtheile hiebei die Direction zu leiten ſcheinen. Die ganze alte Welt declinirt weſtlich; hinter ihren öſtlichen Küſten fängt die öſtliche Abweichung an. Sie nimmt bis zu den Küſten Amerika's zu, fängt mit dieſen ſich an zu vermindern, verliert ſich mit dieſen, und die gegenſeitige tritt mit den Küſten Europa's und Afrika's ein — immer ein ſonderbarer Umſtand. Eben ſo ſonderbar iſt's daß die Linie ohne Declination von Nordamerika aus ſich nach der Biegung des atlantiſch-äthiopiſchen

Meeres richtet, und die andere, die über Neuholland geht, von Jeniſeisk in Siberien ab, ihr parallel zu laufen ſcheinet [1]

2. Noch merkwürdiger iſt die Karte der magnetiſchen Neigung. [2] Ihr Aequator iſt mit dem Aequator der Erde weder gleich noch parallel: in Südamerika geht er etwa fünfzehn Grade unter der Linie hervor, durchſtreicht ſie in Afrika, und geht nahe bei Sina durch die Spitze der Philippinen, bis er im ſtillen Meer wieder die Linie durchſchneidet und ſich in Südamerika zu ſeinem Anfang herabſenket. Er ſtreicht alſo fünfzehn bis zwanzig Grade über und unter dem Aequator.

3. Sowohl die Neigungs- als Abweichungskarten ſtimmen darin überein daß der magnetiſche Nordpol nicht mit dem natürlichen Pol unſerer Erde zuſammen, ſondern etwa fünfzehn Grad von ihm entfernt in die Baffinsbay treffe; und eben ſo geben die Bemerkungen in der freilich viel unbekanntern ſüdlichen Welt, daß der magnetiſche Südpol etwa auf die zwanzig Grade vom geographiſchen Südpol treffen möge. [3] Woher nun dieſes? Da unſere Erde ein magnetiſcher Körper iſt, und ſich, nach dem von unſerm zweiten Kepler, Tobias Mayer, [4] entdeckten Geſetz des Magnetismus, die Kraft eines Magnets in jedem ſeiner Theile wie die Weite dieſer von ſeinem Mittelpunkt verhält — warum treffen die magnetiſchen Pole, mithin die Längen und Breiten der magnetiſchen nicht mit den Polen, Längen und Breiten der geographiſchen Erde zuſammen? Warum iſt die Richtung jener ſchief und des Nordpols eben nordweſtlich? Warum iſt die Entfernung des Pols vom Pol, des Aequators vom Aequator nicht mehr oder minder als fünfzehn bis zwanzig Grade?

[1] Halley's Karte der Abweichungen, die mehrmals nachgeſtochen iſt, und ſich auch bei Muſſchenbroks Phyſik findet.

[2] Abhandlungen der ſchwediſchen Akademie, Th. 30. S. 209.

[3] Euler ſetzte ihn dreißig bis vierzig Grade; ſ. aber Wilke Th. 33. der ſchwed. Abhandl. S. 231.

[4] Erxlebens Naturlehre. S. 438.

Warum ändert ſich die Direction der Abweichung eben mit den feſten Welttheilen? Die Auflöſung der vorhergegangenen fünf Paradoxen ſcheint auch dieß ſechste aufzulöſen. Die Pole der Erde nämlich haben ſich verändert, und zwar, wie uns die maguetiſche Karte wahrſcheinlich machen könnte, um fünfzehn bis zwanzig Grade. Der magnetiſche Nordpol, vorher mit dem geographiſchen eins, trat zurücke, da der ſüdliche hinauf trat, und zwar geſchah die Revolution dieſem und den vorigen Factis gemäß von Oſt nach Weſt. Unſere Erde iſt alſo ein umgekippter, anomaliſcher Magnet, da den Geſetzen ſeiner Bildung nach vorher ſeine Pole mit den Weltpolen wahrſcheinlich regelmäßig zuſammengetroffen haben. Die jetzige Divergenz ſeiner ältern und neuern Pole ſcheint manches zu erklären, weßhalb Halley vier Erdmaguete annehmen mußte; es iſt aber hier der Ort nicht dieſe Vermuthung auszuführen.

Siebentens. Die Schiefe unſerer Erde gegen die Ekliptik iſt ſo bekannt als ſie paradox iſt, denn warum neigt ſich unſer Planet, und zwar in einem Winkel von 23 Graden? Nach den Geſetzen ſeiner Bildung, ſo weit ſie uns bekannt ſind, ſollte ſein Aequator dem Sonnenäquator gleich ſeyn, weil, wenn die Kraft der Sonne auf ſeine Bildung wirkte, wie ſie gewiß auf ſein ganzes Syſtem gewirkt hat, ihr Aequator die meiſte Kraft ausſandte, und der Aequator einer Sphäroide ſolche jenem parallel empfangen mußte. Auch zeigen die andern Planeten daß dieſer Winkel unter keinem allgemeinen Geſetz des Sonnenſyſtems ſtehe, indem er in einem ſcheinbaren Mißverhältniß ſich hier mehr findet, dort weniger findet, mithin allein in der zufälligen Beſchaffenheit jedes Planeten ſeine Urſache zu haben ſcheint. Und da die Größe dieſes Winkels mit allen voraus angeführten Naturparadoxen nahe zuſammen trifft, ja mit der magnetiſchen gewiß noch näher zuſammentreffen wird wenn dieſe genauer wird bemerkt ſeyn, ſo ſcheint das ſiebente Paradoxon alle ſechs vorigen zu erklären: nämlich die Erde ſchwamm einſt auf

der Fläche des Sonnenäquators, Tag und Nacht waren auf ihr gleich, ihre magnetiſchen waren die Weltpole, das höchſte feſte Land lag um den Aequator. Eine Revolution kam und veränderte, ſo wie den Schwerpunkt und die äußere Geſtalt, ſo auch die Bahn der Erde. Indem der alte Südpol herauf-, der alte Nordpol nach Amerika herunterrückte, änderte ſich das Klima der Länder nicht nur durch ſeine neue Lage, ſondern auch durch die neuen Jahreszeiten des Planeten. Jetzt alſo ward die ganze Erde bewohnbar, da ſie es vorher nur in einem kleinern Umfang ſeyn ſollte; und ſo begann die Geſchichte unſerer Jahreszeiten, unſerer Menſchheit.

Ich hoffe nicht daß in unſern Zeiten jemand eine Revolution, wie die die ich muthmaße, für unmöglich oder der Natur der Dinge zuwider halten werde; denn obgleich freilich mit der Veränderung unſerer Erdachſe bisher ſehr geſpielt worden, ſo kommt es dennoch darauf an wie und aus welchen Gründen man ſie behaupte. Schlechterdings iſt in der irdiſchen Natur nichts beſtändig, und ein ſo vielartiger, zäher und ſpröder Körper als unſere Erde nach den Theilen und der Art ihrer Zuſammenſetzung iſt, muß nothwendig, bei den mancherlei Kräften die in und auf ihr wirken, auch einer Reihe von Veränderungen fähig ſeyn, die dem ungeachtet ihren allgemeinen Geſetzen folgen. Da nun überdem noch nach tauſend Phänomenen die Erde ein magnetiſcher Körper iſt, und wir unter den unbelebten Dingen nichts zarteres und regſameres kennen als das Bild unſerer Erdachſe, die Magnetnadel, ſo macht uns ſchon dieſe Immerbewegliche auf ähnliche Veränderungen jener aufmerkſam. Denn wie mancherlei Dinge wirken auf die Magnetnadel! Feuer, Licht, Kälte, ſelbſt der Nordſchein, bloß ihre Lage, Behandlungen derſelben von der verſchiedenſten Art haben ſie aufs verſchiedenſte verändert, ja ein Blitz kann ſogar ihre Pole verwechſeln. Da nun nach der Theorie des Magnetismus und allen Erfahrungen gerade der Aequator die Gegend iſt wo ſich die Ströme beider Pole ver-

Digitized by Google

miſchen und am ſchwächſten wirken, mithin auch hier die Kraft des Ganzen am erſten verändert werden kann, und ſobald dieſes geſchieht, nothwendig beide Pole, die nie ohne einander beſtehen, ſich gemeinſchaftlich verändern mußten — mich dünkt, ſo leitet uns ſchon die Theorie auf das was uns die Erfahrung zeigt. Der Aſtronom tritt hier dem Phyſikus nach, und auch unter jenen iſt's ja noch ſo ausgemacht nicht ob ſich der Winkel der Ekliptik nicht noch jetzt unmerklich verändere? Die periodiſche Veränderung derſelben bloß durch die Kraft des Mondes iſt bereits nach Geſetzen berechnet worden; und die weit beträchtlichere, die nach den Perioden ihrer Bildung ſelbſt vorgehen mußte, wird wahrſcheinlich einſt berechnet werden.

Und ſo hangen denn die Märchen der älteſten Tradition mit den Phänomenen der älteſten Naturgeſchichte zuſammen, und werden von dieſer erkläret. Die Sagen aller alten Völker reden von einer erſten goldenen Zeit, in der auf der Erde Tag und Nacht gleich geweſen, in der die Menſchen länger und glücklicher gelebt, in der Götterſöhne oder Halbgötter geherrſcht, in der die Rieſen Frevelthaten begangen haben u. ſ. f. Von Sina bis zur neuen Welt erſtrecken ſich dieſe Sagen, die die Denkart jedes Volkes ſich eigenthümlich modificirte; auch die verſunkene Atlantis gehört zu ihnen, die nach der griechiſchen Fabel nicht nord- oder oſtwärts, ſondern weſtlich lag, und alſo wahrſcheinlich vom Durchſtrom des atlantiſch-äthiopiſchen Meers überſchwemmt worden. Inſonderheit aber wird jeder Zug der alten moſaiſchen Tradition hiemit erklärt. Der Mittelberg der Erde, den alle aſiatiſchen Sagen unter den Aequator ſetzen, iſt daſelbſt nicht mehr; die vier Ströme des Paradieſes rinnen nicht mehr aus Einer Quelle, ſie fließen 25 und mehrere Grade über dem Aequator. Unſere bloß zuſammenſtellende Hypotheſe gibt davon die Urſache an; nicht minder die Urſache von den veränderten Jahreszeiten, an die auch Moſes zu denken ſcheint, [1] und von dem

[1] 1. Moſ. 8, 22.

verkürzten Lebensziel der Menſchen. Die Elephanten der alten Erde ſind ſtärker und größer gefunden worden; [1] der Bau der Menſchen muß alſo von ähnlicher Beſchaffenheit geweſen ſeyn, und die Fabel hat ihn zur Rieſengeſtalt erhoben. Auf jener Erdhöhe nämlich, auf der noch jetzt jeder Körper ſein wahres Gewicht verliert, ob ihm gleich nichts von ſeinen Theilen entgeht, auf jener Erdhöhe auf der der Pendul ſich langſamer ſchwingt, [2] und das Gold weniger wieget; auf ihr war nothwendig auch der organiſche Bau der Lebendigen leichter, elaſtiſcher, größer. Langſamer verzehrte ſich ihre Lebenskraft; denn der Schwung ihres Gewichts war gleichſam auf einen längern Bogen berechnet. Noch jetzt, bei völlig veränderter Oekonomie der Erde, wohnt der größte Menſchenſtamm auf einer, wiewohl kalten ſüdlichen Erdhöhe, und die Rieſenkörper der alten Scythen hatten wahrſcheinlich eine dergleichen Nordhöhen zu ihrem Vaterlande. Die Ausſchweifungen die die alte Tradition ihren Götterſöhnen beimißt, Uebermuth und Wolluſt, ſind noch jetzt Charakter der Aequatorsbewohner; ein elaſtiſches, tieferes Gefühl ihres ſinnlichen Daſeyns iſt überall ihr auszeichnendes Gepräge, [3] und doch iſt ihr Erdſtrich nicht mehr was jener ſmaragdene Erdring der Fabel mit ſeinen erdichteten Städten, dem Vergnügen und Verlangen, den Paläſten und Zauberſchlöſſern der Peris und Genien war. Er iſt zerbrochen, dieſer Ring; das Land des Paradieſes iſt von ſeiner Stelle gerückt, und lebt jetzt nur im Andenken der alten Fabel. Auch die Wunderthiere, von denen dieſe in vielen Ländern vielförmig dichtet, ſcheinen nicht ohne allen phyſiſchen Grund, da z. B. das Eine große Thier der Urwelt, das man in Nordamerika gefunden, jetzt wirklich nicht mehr lebt; warum könnten alſo, ja warum müßten nicht bei

1 Buffons Epoche 5.

2 Condamine und Bouguers Erfahrungen hierüber ſind bekannt.

3 Siehe alle Reiſebeſchreiber und noch neulich Pagès Voyage T. I. p. 188.

dieſer urſprünglich andern Stellung der Erde manche ſeiner Brüder gelebt haben, die die ſpätere Fabel nachher nothwendig ſehr reich ausſchmückte? Auch daß der Regenbogen erſt nach der Ueberſchwemmung angeſtaunt und als ein Zeichen der Huld gefeiert wurde, weiſet dahin; die Errretteten mußten eines Himmelſtrichs gewohnt ſeyn wo ihnen der Regen fremd geweſen, wo alſo, wie es auf dieſer Erdenhöhe ſeyn mußte, das regelmäßige Aufſteigen der Dünſte aus den Nord- und Südmeeren des Tages wie ein Wolkenſchirm war, der ihnen das brennende Antlitz der Sonne bedeckte, und Abends als ein erquickender Thau ſich zur Erde ſenkte. [1] Alles dieſes folgt aus der Natur der angenommenen und wird annähernd noch durch die jetzige Beſchaffenheit jener Zone bewieſen. Tradition und Naturgeſchichte ſtimmen zuſammen, und wenn eine von beiden nicht geſprochen hätte, müßte man ſie aus der andern ergänzen.

Achtens. Wenn alſo von dieſer Revolution ſo viele, ſo verſchiedene Zeugen ſind, was in der Welt hätte ſie bewirket? Sollen wir einen Kometen zu Hülfe rufen, der zwiſchen der Erde und dem Mond wegfahre, und ſie auf eine unmögliche Art erſäufe? Seitdem ein Komet die ſcharfſinnigſten Männer, wie z. B. Buffon und Whiſton, ſo weit verführt hat, iſt mir vor allen gelehrten Kometen bange, deren Zuſammentreffen mit unſerer Erde, auch aſtronomiſch, weder Analogie noch Wahrſcheinlichkeit vor ſich hat. [2] Keine der alten Traditionen, die von dieſer Ueberſchwemmung reden, gedenkt eines Kometen, deſſen man doch gewiß als eines furchtbaren Himmels-

[1] 1 Moſ. 2, 5. 6. — Noch jetzt wird unter der Linie die Hitze durch den dichten Schleier von Wolken gemildert, der ſich den ganzen Frühling durch vor die Sonne ziehet (S. Ulloa, Th. I. S 66). Damals war ein ſolcher ewiger Frühling.

[2] S. Broſperins Abhandl. über der Kometen kleinſten Abſtand von der Erdbahn, Schwed. Abhandl. Th. 37., wo er auch über de la Lande réflexions sur les comètes qui peuvent approcher de la terre. Par 1773 ſich kurz erklärt.

boten im aſtronomiſchen Aſien würde gedacht haben. Warum bedürften wir auch eines unbekannten Maſchinengottes, da im Bau und in den Lebensaltern der Erde ſelbſt Revolutionen der Art mit allen ihren Folgen nothwendig liegen? Der Leſer gönne mir noch einige Geduld, meine Vorſtellung nach Thatſachen der Natur zu vollenden.

Hat unſere Erde ſich unläugbar aus einem flüſſigen Zuſtande gebildet, ſo konnte ſie ſich weder auf einmal dichten, noch immer dieſelbe Bahn oder Schwungkraft haben. Als einſt ein kleiner Kern ihren Mittelpunkt machte, und der ganze Vorrath ihrer künftigen Schöpfung in einer weiten dunkeln Atmoſphäre hing, hatte ſie als ein kometenartiger Körper auch wahrſcheinlich die Excentricität eines Kometen; denn was ſcheinen dieſe ſchießenden Boten des Himmels anders zu ſeyn als unausgebildete Kerne mit einer großen Atmoſphäre, die ſich durch ihren Lauf zur Sonne allmählich zum Planetenzuſtande rüſten? Als die Schöpfung der Erde begann, erhielt dieſe auch den Lauf eines Planeten, denn nur hiedurch konnte ſie, was ſie iſt, werden. Vermuthlich alſo auch daher bezeichnete der älteſte Philoſoph der Urwelt [1] die Entwicklung ihrer organiſchen Weſen durch kein anderes Zeitmaß als der Tage und Nächte, weil zur Bildung ihrer ſelbſt ſowohl als zur Organiſation ihrer Geſchöpfe die Umwälzung und Bahn eines Planeten nothwendig erfordert wurde. Mußte ſich dieſe nach der Maſſe und Schwungkraft unſerer Erde richten, ſo konnte, ja ſo mußte der Fall eintreten daß, ehe ſie zu ihrem Zuſtande der Austrocknung gelangte, in einer Periode da vielleicht noch ein dickerer Luftkreis ſie umgab, mehr Waſſer auf ihr ſtand, und ſie hie und da noch leichter zuſammengeballet war, ſie auch eine andere Geſtalt hatte und einen etwas andern Lauf um die Sonne machte. Vielleicht kam ſie ſchon in 360 Schwüngen umher, da bei mehreren Völkern auf der Erde das älteſte Sonnenjahr nur 360

[1] 1. Moſ. 1.

Tage faßte, [1] und ſo gehörten etwa in dieſen Zuſtand einer mit Dünſten beſchwängerten Luft, einer noch nicht völlig reifen Erde, jene größern Körper mit ihren längern Jahren, von denen die Tradition redet.

Je mehr aber die Erde reifte, je feſter ſie ſich ſetzte, was konnte entſtehen als was entſtanden iſt? Ueberſchwemmungen und früher oder ſpäter eine Hauptſenkung, deren Spuren ſie noch an ſich trägt. Ein Blick auf die Karte beweiſet was ich ſage. Wo ſind die großen Meere auf unſerer Erde? Nirgend als wo wenige Inſeln ſind, wie dieß ſowohl das atlantiſche als das ſüdliche und ſtille Meer beweiſen. Hier waren alſo wenige hohe Bergketten, und wenn Land da war, war es locker gebauet; es konnte mit der Zeit einer Revolution der reifenden Erde nicht widerſtehen. Dagegen jenes große Aſien mit ſeinen feſten Gebirgen wie ein unerſchütterter Fels daſtand, der zwar benagt, der von Wellen beſpült, von dem durch kleine Meerengen Inſeln getrennt werden mochten; der Fels aber ſtand und wird ſtehen bis ans Ende der Erde. Was hingegen austrocknend und dichtend ſich ſenken mußte, das ſenkte ſich und ging unter. So ward alſo jenes große, inſelloſe, ſtille Meer das Becken der Erde. Die Länder, die etwa bei Bildung der Erde ſich in ihm erzeugt hätten — denn die wenigen Inſeln die in ihm liegen ſcheinen offenbar einem Gebirgſtrich zu folgen, die lockern Länder ſind nicht mehr. Als Continent konnten ſie ſich nicht erhalten, und aus den Trümmern ihrer animaliſch kalkartigen Materien bauen die Korallenthiere ſeit Jahrtauſenden künſtliche Inſeln.

Neuntens. Was am meiſten dieſe Senkungen beförderte, waren nothwendig jene Erdbeben und Vulcane die in den frühern Perioden der Erdbildung ſo wirkſam und mächtig geweſen ſind, wie

[1] S. Weidler hist. astron. p. 18. Bailly Geſchichte der alten Sternkunde, S. 71. Indeſſen iſt dieſe Vermuthung nur zufällig, und gehört nicht nothwendig zur vorgetragenen Hypotheſe.

ihre Producte zeigen. Zum Bau und Anbau der Erde trugen sie ohne Zweifel viel bei, da sie mit ihren Lavaströmen den Boden deckten, und mit ihrem Feuer so viele gebundene Massen von Luft und Wasser aus den Kalksteinen auflöseten; noch mehr aber halfen sie zur Verdichtung und Befestigung der Erde. Der Land- und Meererschütterer in den unterirdischen Höhlen riß an sich was er an sich reißen konnte; das übrige blieb desto fester. Schauet umher! Allenthalben unter dem Ocean ist seine große Werkstätte, wo er zum Theil ausgewüthet hat, zum Theil auf Küsten oder Inseln noch wüthet. Ganze Strecken der Erde, ganze Eilande des Weltmeers sind sein Werk, und auch die meisten Buchten der Länder gehen nach Richtungen seiner Wirkung. Sehet den asiatischen Archipelagus an, [1] und verfolget die Vulcane von den Philippinen nach Japan, nach Kamtschatka und den kurilischen Inseln; gehet sodann in Amerika von den mexicanischen bis zu den peruanischen und den Vulcanen des Feuerlandes nieder; als flammende Wächter stehen sie da an schroffen Küsten, und bewahren die Gränzen des Landes, redende Zeugen daß in ihrer Nähe aus unterirdischen Klüften und Höhlen, die auch jetzt noch unter dem stillen und Südmeer weit fortziehen, der Welterschütterer so viel zu sich gerissen habe als er bewegen konnte. Daß auf der andern Seite unter dem atlantischen Meer die Erdbeben gleichfalls fortgehen, und die Vulcane Amerika's mit

[1] Pallas in seinen Beobachtungen über die Berge (S. vermischte Beiträge zur physikalischen Erdbeschreibung, B. 3. S. 280 u. f.) leitet ebenfalls die große Ueberschwemmung, von der die alte Tradition redet, aus Erdbeben und Vulcanen des indischen Meeres her, und sagt vortreffliche Sachen darüber; wenn aber keine andere Ursache dazu kam, so konnten schwerlich die Vulcane des gesammten Weltmeers die Fluth über einen Welttheil, wie Asien, jagen, daß sie gegen den Pol abfließen müßte; gesetzt daß sie auch nur die Kalkberge bedeckte. Die Macht einzelner Vulcane scheint mir nur ein schwacher Hebel zu dieser Weltverwüstung, da noch jetzt im indischen Meer eine große Menge derselben toben.

denen in Europa, sowie die entferntesten in Europa, unter einander Gemeinschaft haben, bezeugen Begebenheiten die wir zum Theil selbst erlebten. Und so sehen wir leicht die Ursache einer in den ersten Zeiträumen der bewohnten Erde durch natürliche nothwendige Mittel bewirkten großen Erdensenkung. Die Bildung des festen Landes zeigt sogar in welchen Richtungen die Folge solcher Einstürzung, die Ueberschwemmung gegangen sey; unmöglich aber würde sie eine so mächtige Folge gehabt haben, wenn nicht mit ihr der Planet selbst aus seinem alten Gleichgewicht gebracht wäre. Daß bei andern Erdsternen ähnliche Senkungen, wahrscheinlich ebenfalls durch ungleichartige Eintrocknung, stattfinden mögen, sehen wir aus dem schiefen Winkel der meisten, in welchem sie sich um die Sonne umherziehen; der einzige Jupiter steht aufrecht, wahrscheinlich seiner Größe wegen, der keine Senkung etwas anhaben konnte, obgleich in seinen veränderlichen, hellen und dunkeln Streifen noch die Vulcane wüthen mögen.

Gnug; auch die Sündfluth war eine Naturbegebenheit, moralisch und physisch eingewebt in die Menschengeschichte. Die Vorsehung, die sie nicht durch ein Wunder sandte, sondern ohne Wunder sie nicht verhindern konnte, hatte sie so schonend eingerichtet als es die Natur des Erdkörpers zuließ. Sie hatte den Geburtsort des Menschengeschlechts auf Höhen des Welttheils gelegt, dem diese Revolution am wenigsten anhaben konnte; dagegen die einbrechenden Länder des Südmeers wahrscheinlich noch nicht oder nur wenig bewohnt waren. Ein langer Regen kündigte die Ueberschwemmung an, der vielleicht die Vulcane aufweckte, und die ganze Dunstatmosphäre hinunter zog, die nie mehr die der Erde werden sollte. Was also auch die Errretteten als ein Zeichen des gestilleten Grimmes der Elemente ansahen, war ein Luftzeichen, der aufgehangene Bogen des zornigen Phöbus, der Thiere und Menschen getödtet hatte, und jetzt als ein Zeichen der Huld am neuen Firmament glänzte. —

Da mit dem Schwerpunkt ſich nicht nur die Neigung, ſondern vielleicht auch die Bahn der Erde etwas verändert hatte, ſo wurden die fünf neuen Tage eines abwechſelnden künſtlichern Jahres allmählich bekannt und nicht ohne Mühe eingeſchaltet; das alte gleichere Jahr war, wie es für ein junges Menſchengeſchlecht gehörte, leichter zu berechnen. Das Leben der Menſchen in einer andern Atmoſphäre, mehreren Veränderungen der Jahreszeiten unterworfen, kürzte ſich alſo auch allmählich; dagegen aber auch jene Rieſenkräfte, die bei einem längern Leben und einer roheren Natur allerdings viel übels unternehmen konnten, ſich verloren. Jene Periode war zur erſten Conſiſtenz des Menſchengeſchlechts nothwendig geweſen, weil bei einem Alter von mehreren Jahrhunderten die Tradition allerdings weiter fortging, das väterliche Anſehen ſich mehr befeſtigte, die Geſellſchaft Wurzel ſchlug, und die Erfindungen, ohne die unſer Geſchlecht nicht beſtehen konnte, ſich ſicherer vererbten. Nun aber dieſe Zwecke erreicht waren, und ſich bereits in ſchädlichen Folgen zeigten, auch eigentlich nur zur Grundlegung unſeres Geſchlechts dienen ſollten, ſo änderte die Vorſehung den Plan ihrer Haushaltung mit unſerem Geſchlecht durch natürliche Urſachen unſeres Wohnhauſes, und holte eben damit ihre andern, weitere und höhere Zwecke nach, den ganzen Erdboden zu bevölkern. Geſenkt und niedergedrückt geht jetzt unſer Planet, und bettelt den Strahl der Sonne auch für ſeinen Polarcirkel. Die weiteſten und breitſten Strecken auf ihm genießen ein gemäßigtes Klima, da ſie vorher der Linie nahe in glückſeliger Trägheit oder in übermüthiger Wolluſt das längere Leben der Menſchen hinſchleichen ſahen. Die Abwechslung der Jahreszeiten weckte auch das menſchliche Gemüth auf, und bewirkte eine größere Verſchiedenheit der Neigungen und Charaktere. Bald ward der Wein erfunden, von dem jene Welt nichts gewußt hatte, und allerdings kam damit raſchere Begeiſterung und trunkner Taumel in menſchliche Seelen. Das Rad des Lebens, das kürzer laufen ſollte, lief auch ſchneller;

die Stämme blieben nicht mehr beisammen, wie es bei dem langen Leben der Altväter dort geschehen mußte; mit Gedanken und Neigungen liefen sie allmählich aus einander. Sprachen, Sitten und Völker vervielfältigten sich; man bauete künstliche Regierungsformen, an die man in der Zeit des alten Saturns nicht gedacht hatte, Jupiter und bald auch das Geld herrschten auf der veränderten Erde. Unläugbar ist's indessen daß mehrere Völker nicht nur das Andenken dieser verlebten Urwelt in Sagen, Festen, Gebräuchen, Denkmalen und Bildern, sondern auch, so viel es anging, seine Sprache, Künste und Einrichtungen zu erhalten suchten; der Anfang der Völkergeschichte gibt davon Beispiele.

So muthmaße ich über diesen Traum der Kindheit unseres Geschlechts nach seinen ältesten, zum Theil weitverbreiteten Traditionen, verglichen mit der Naturgeschichte unserer Erde, und bin überzeugt daß ein hypothesenloses Studium beider noch viel aufhellen werde.

2.

Wie die deutschen Bischöfe Landstände wurden.

1773.

Veranlaßt durch die Preisaufgabe der königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen auf das Jahr 1774: „Aus was für historisch erweislichen Ursachen haben in den Königreichen welche in den eroberten Provinzen des römischen Reichs von den sogenannten barbarischen Völkern errichtet worden sind, die christlichen Bischöfe auf den Reichstagen Sitz und Stimme erhalten, die sie doch unter der römischen Herrschaft nicht können gehabt haben? ist ihnen diese Prärogativ von allen Völkern eingeräumt worden? oder welche Völker haben sie ihnen nicht eingestanden? haben sie die Bischöfe ohne Unter-

ſchied der Religionsparteien, oder nur die welche der Religion des Staats, z. B. bei den Gothen der arianiſchen beipflichteten, genoſſen? wann und bei welchen Völkern ſind die Aebte zuerſt hinzugelaſſen worden? und was für einen Einfluß hat dieſe Zulaſſung der Geiſtlichkeit zu den Reichstagen in dieſen älteſten Zeiten in die Staatsverfaſſung dieſer Völker gehabt?"

Vorläufige Anmerkungen.

Die chriſtliche Religion entſtand im Schooße der jüdiſchen, die von jeher an eine Sprache der Theokratie und Prieſterregierung gewöhnt war, und letztere zum Theil ſelbſt in den verfallnen Zeiten noch hatte, da die chriſtliche Religion entſtand. Mochte nun immer ihr Stifter vom weltlichen Regiment abbiegen ſo viel er konnte, ſo exiſtirte doch in den angenommenen heiligen Büchern eine ältere Sprache, ein fremder Religionseinſchlag, dem man, wenn man einmal wollte und konnte, ſeine Ideen zwiſchenwebte. Das chriſtliche Prieſterthum ſollte bald, wie das jüdiſche, dem es doch ſo ungleich war, Zehenten, Zoll, Regiment, Gottesanſehen haben. Nachdem Jeruſalem zerſtört war, war die chriſtliche Kirche das neue Jeruſalem, und wollte es nicht bloß im Himmel, ſondern auch auf der Erde ſeyn.[1] In den untergeſchobenen Kanons der Apoſtel,[2] wenn ſie nicht erſt aus den Zeiten Conſtantins ſind, wird ſchon ordentlich feſtgeſetzt dem Biſchofe Tribut, Zehenten und Erſtling zu bringen, und ja nicht zu fragen wie er damit haushalte. Er ſey König, ſey im Namen Gottes u. ſ. w.

Die chriſtliche Religion wuchs zuerſt in Aſien und Afrika fort, und noch zur Zeit der heidniſchen Kaiſer ſieht man ſchon die beiden

[1] Mosheim. de reb. Christian. ante Const. M. p. 171—74 et al.

[2] Can. Apost. 2. 11. 26. 35.

äußerſten Enden, Einſiedelei oder Herrſchſucht, hervorblicken, da das aufgebrachte Gehirn der Gegenden ſo ſelten mittlern Weg kannte. Das Chriſtenthum ſollte eine Prieſterſchaft des Geiſtes, nicht des Fleiſches bilden — die edelſte, aber auch ſchwerſte Herrſchaft! Wer ſie hat, glaubt ſo leicht das Fleiſch ſey nur Zugabe; die Gränzen beider Herrſchaft fließen wie Farben in einander. Und da das Chriſtenthum in den damaligen Zeiten gedrückt ward, Märtyrer bekam, da es ſich bewußt war daß es auf ein feiner und höher Geſetz ausging als damals die gebildetſten Völker in ihren Geſetzen ſich erlaubten oder möglich fanden, was war natürlicher als daß der Pendel auf beiden Seiten des Uebermaßes Herrſchaft und Unterdrückung, Märtyrerthum und Göttlichkeit ſchwankte? Die Einfalt bot an; der Eifer nahm an oder glaubte zu erwerben; die Heiden trugen mit ihrer ſo ungleichen und damals überhaupt ſo unordentlichen Begegnung ſelbſt dazu bei.

Da Conſtantin endlich ſo zu rechter Zeit das Kreuz in den Wolken ſah, und nun ſelbſt **Pontifex Maximus** des Chriſtenthums wurde: welche Veranlaſſungen kamen dazu den neuchriſtlichen Geiſt zu heben! Er machte andere Verfaſſung im Reiche:[1] in den vier großen Präfecturen ward der Militär- und Civil-Etat getheilt; der Metropolitan-Etat, der daneben trat, hatte alſo unvermerkt eine geräumigere, beſſere Stelle. Die Edicte[2] von Abſchaffung der Fechter, Concubinen, von Feierung der Sonntage, Entfernung der Heiden und Abgötter auf die Dörfer, damit in den Städten reiner Gottesdienſt wäre, wußten es ſo ſanft zu bereiten daß alles fein chriſtlich und ordentlich zuginge, und der geiſtliche Stand alles umſchlöſſe. Die Freiheiten endlich von Freilaſſung der Knechte in den Kirchen,[3] weil es voraus eine **manumissio in ecclesia, i. e. concione**

[1] Zosim. II. 39. 40.

[2] Cod. Theod. de gladiat. feriis, concubin. S. S. Eccles. etc.

[3] Cod. Theod. de manum. in Eccl. L. I. 1.

heidniſch gegeben hatte, das Privilegium von Vermächtniſſen an Kirchen und am meiſten, wenn's deutlich gnug wäre, was Sozomenus[1] ſagt: »clericos ubique per legem ob eam rem conditam immunitate donare voluit: illis, qui erant in judicium vocati, dedit potestatem, si modo animum inducerent, magistratus civiles rejicere, ad episcoporum judicium provocandi, atque eorum sententiam ratam esse et aliorum judicum sententiis plus habere auctoritatis, tamquam ab ipso imperatore prolatam, statuit« — wie eingeſchränkt und einzeln man auch die Worte nehme, zeigen ſie daß es ſchon ſehr weit war.

Inſonderheit in dem Theil von dem wir mehr reden werden, in Gallien, gedieh der Metropolitan-Etat weiter als anderswo. Der Biſchof von Köln, Maternus, ſtand bei Conſtantin in Gnaden, und ward mit zween andern Biſchöfen aus Gallien nach Rom geſchickt um über die Donatiſten mit zu entſcheiden.[2] Trier war der Sitz des praefecti praetorii Galliarum, und der Biſchof der Hauptſtadt maßte ſich daher unvermerkt vor andern Diöceſen ein Primat an.[3] Beide präſidirten alſo auf dem Concilio zu Arles; und als Conſtantin den Athanaſius nach Trier verwies, bewies ſich der daſige Maximin gegen ihn ſehr hart und herriſch.[4] Als ſich Arianer und Orthodoxe zankten, waren die galliſchen und deutſchen Biſchöfe, eine große Anzahl, Säulen der Orthodoxie,[5] und ſtützten ſich ſtark gegen die arianiſchen Kaiſer. Weil überhaupt damals dieſe Ecke des römi-

[1] Sozom. L. I. c. 9 ſ. Jac. Gothofr. extravag. de episcopor. judic. in fine Cod. Theod.

[2] Optat de schism. Donatist. L. I. p. 22. ed. Du-Pin.

[3] Pagi in annal. Baron. ad A. 332. n. V. VI.

[4] Sozom. L. III. c. 10.

[5] Auf dem Concil zu Sardica, ſ. Basnage annal. polit. eccl. ad 346.

ſchen Reichs gegen die Franken ſehr vielbedeutend war,[1] ſo mußten's auch die Biſchöfe mit werden. Es waren ſehr eingerichtete, ſtrenge, mit Ketzerblut befleckte Metropolitien.

Wie ſie's indeſſen ſeyn mochten, und welchen Werth oder Unwerth die vorgenannten Geſetze über die weltliche Gerichtsbarkeit der Biſchöfe haben,[2] ſo hatte doch das ganze römiſche Reich, auch in ſeinen Nachläſſen, den Begriff von Land- und Reichsſtänden nicht, zu dem ſie ſich nachher erhoben. Es war Monarchie, und in ſo langen Unordnungen militäriſcher Deſpotismus geworden, den Conſtantin auf einmal weder ändern konnte noch wollte. Seine Präfecti und Edicte regierten, und zu der freien Stimme eines Geſammtvolks war weder Ort noch Aether. Die Biſchöfe thaten alſo was ſie damals thun konnten; ſie blieben am Schöpfeimer, und regierten durch Kaiſer, Weiber und Eunuchen. Wo ſie ſelbſt weltliche Gerichtsbarkeit unter Vorwänden der Religion ausüben mochten, thaten ſie's auch als Deſpoten mit Hülfe des weltlichen Arms; zu einer andern Verfaſſung war damals, da ſie noch mit dem klügern, politiſchern Heidenthum zu ſtreiten hatten, und in die Maſchine desſelben, wie ſie war, hineintraten, weder Zeit noch Raum. Griechenland und Rom hatte von eigentlichen Richterprieſtern, die dem weltlichen Gericht entgegenſtünden, keine Begriffe; es war auch zu kurze Friſt; Julian kam bald, und machte Rückſtoß; politiſche Noth und Unfälle folgten. Auch beim Kaiſerthum zu Konſtantinopel, wo der Stuhl des Patriarchen ſo dicht neben den Stuhl des Monarchen trat, hat die Prieſterſchaft nie den Weg genommen.

Es bedurfte ganz anderer Verfaſſung und Zeitumſtände — und auch die kamen. Nur bedinge ich mir Eins voraus: die Geiſtlichen

[1] Conſtantin, der Jüngere hielt Hof in Trier: ſ. Cod. Theod. V. L. 27.

[2] S. Gothofr. Extravag. in fin. cod. Theod. l. c. Sirmond. in append. ad cod. Theod. Tillem. n. 71. ad vit. Const.

auch der Verfaſſung als Menſchen, d. i. als phyſiſche Triebfedern, nicht als Un- oder Uebermenſchen betrachten zu dürfen. Die Geſchichte iſt Naturlehre der Succeſſion; in der Naturlehre moraliſirt man aber nicht wie das Thier nach unſerm Kopfe ſeyn ſollte, ſondern wie, woher und wozu es da iſt. Und dann ſiehet man hinten nach daß kein abſolutes Gift in der Natur exiſtire, das nicht im ganzen auch Arznei und Balſam ſeyn müßte.

Erſter Abſchnitt.

Veranlaſſungen, dadurch die Biſchöfe Landſtände wurden.

Barbaren ſtürzten ſich auf den römiſchen Welttheil, und wie an andern Grundverfaſſungen Europa's, waren ſie auch, ganz natürlich und unſchuldig, am neuen Anſehen der Biſchöfe Urſache. Ich betrachte nur das Land in dem ſich der biſchöfliche Stand am meiſten gebildet, und von da er ſich nach Deutſchland verbreitet; die andern Anwendungen und Ausnahmen ſind in jedermanns Händen.

I. Die Franken waren deutſche Völker, die, wie ihre Brüder, nichts als Freiheit und freiwillige Vereinigung, alſo Landſtände kannten. Freimann war jeder einzelne Deutſche; ſein Haus ihm Eigenthum und Wehre; er der Wehrfeſter; Kinder und Knechte, Hinterſaſſen und Anwohner (Sklaven kannte er nicht) ſein Volk, wofür er zu ſtehen hatte; ſeine Vereinigung zur Republik alſo in Friede und Freiheit. König und Herren erkannte er nicht; Macht über Geſetze, Leib, Leben und Tod konnt' er ſich nicht denken. Friede war das Urwort ihrer Innungen, Willküren, Sprachen; ſeine Geſetze waren lange von ihm ſelbſt bewilligte Gewohnheiten, über die er nur als ein Freimann von ſeines Gleichen konnte gerichtet werden, und wenn er gerichtet wurde, waren ſeine Vergehen nur Brüche eines von ihm ſelbſt bewilligten Friedens, ſeine Strafe und

Auskommen ein ehrliches Wehrgeld, mit dem er zugleich als einem Mittel der Geſammtbürgſchaft nach Stande, Werth und Verhältniß zur allgemeinen Sicherheit geſchätzt wurde. Immunität war Zeichen des Unwerths und Ausſchließung aus der Gemeine; nur Feigheit und Verrätherei waren tödtend.

Der Krieg ſchuf von ſelbſt edle Geſchlechter; aber auch die waren dem Wehren nicht unterdrückend. Sie waren Begleiter des Edelſten, des Königs, oder des Tapferſten, des Feldherrn, ihre Vorzüge alſo Dienſte, ihre Ehrenzeichen Livrei. Alſo als Glieder eines Einzelnen ſtanden ſie auch in der Nationalverſammlung mit ihm, den Wehren nur zur Seite, die den Körper der Nation ausmachten, und waren ſonſt unter Hofrecht. Ja auch in allen und den nothbringendſten Fällen die vortreffliche Verfaſſung für Freiheit und Sicherheit zu vollenden: ſiehe da, der Stand der Prieſter! Regibus nec infinita, nec libera potestas: duces exemplo potius quam imperio praesunt: neque animadvertere neque vincire, nec verberare quidem, nisi sacerdotibus, permissum, nec quasi in poenam, nec ducis jussu, sed velut Deo imperante. Effigies et signa quaedam lucis detracta in proelium ferunt. Si publice consulatur, sacerdos civitatis, sin privatim, ipse paterfamilias. Si prohibuerunt, nulla de eadem re in eundem diem consultatio. Silentium per sacerdotes, quibus tum et coërcendi jus est, imperatur: rex vel princeps suadendi magis auctoritate, quam jubendi potestate audiuntur etc.[1] Wo niemand alſo ſprechen, befehlen, ſtrafen, tödten, ausſchließen konnte, that's der Prieſter im Namen Gottes. Sein Stand war alſo das Unterpfand der Freiheit, des Werths, der Ordnung und Tugend, der Kitt und das geweihte Band

[1] Tacit. de mor. Germ. Maſkov Geſch. der Deutſchen, B. 16. §. 35. u. f. Struv. corp. hist. Germ. proleg. Möſers Osnabr. Geſch. §. 39.

aller Stände; dazu waren ſie in der Nationalverſammlung, dazu zogen ſie mit zu Felde.

Ein Volk legt nie ſeine Denkart auf einmal ab wenn's in andere Verbindungen tritt; und da die Franken nach Gallien kamen, und es für gut fanden Chriſten zu ſeyn, ſahen ſie die Biſchöfe ihrer neuen Religion mit fränkiſchen Augen an; anders konnten ſie auch nicht. Was ihnen ihr Prieſterſtand geweſen, heiliges, ſcharf anziehendes Band der Verſammlung, ſollten ihnen jetzt die chriſtlichen Biſchöfe werden; auf einmal waren ſie alſo im Märzfelde. Sie, die in der römiſchen Provinz, wo es keine Ländſtände geben konnte, nur reiche anſehnliche Verſammlung in ihrem Mittel gemacht hatten, waren jetzt Theil der Nation. Das Wehrgeld für den erſchlagenen Diaconus war mit dem ingenuo Franco gleich; für den Presbyter mit dem Edeln in truste regia, für den Biſchof mit den Comitibus, alſo mit den Höchſten der Nation; und auf dem Werth und Anſchlage der Compoſitionen beruhte bekanntermaßen alles. Temporibus Clotarii Regis una cum Principibus suis, id sunt 33. Episcopis et 34. Ducibus et 79. Comitibus vel cetero populo constitutum est etc. iſt der Eingang der unter Hlodowig II verbeſſerten Saliſchen Geſetze, wo ſie gar ſchon den Ducibus voranſtehen. [1] Und auch bei der erſten Abſchrift Saliſcher Geſetze, die wir von Hlodowigs Zeiten haben, führten Biſchöfe offenbar die Feder; die genannten Aelteſten der Nation ſind vier erwählte Schöppen, die ihnen nach der langgebliebenen Sitte die alten Gewohnheiten dictirten. [2] Die Sache iſt, ob ſie gleich P. Daniel ohne allen Grund läugnen will, unzweifelhaft, und die gegebene Urſache eben ſo klar: nach der Franken Denkart und Sitte gehörten ſie nothwendig ins Märzfeld.

[1] Leg. Sal. tit. 58.
[2] Eccard. leg. Sal. p. 4—8.

II. Die keimende barbariſche Monarchie mußte ihnen einen neuen Zugang ſchaffen. Es war nichts natürlicher als daß ein ſo langer, gewaltſamer Kriegszuſtand, in den die Römer Deutſchland ſetzten, alle Sehnen eines Körpers anſtrengen mußte, der nur für ſchnelle, heftige Bewegung gemacht war. Die ganze Nation der Franken ward Heermannie, und in der Folge der Jahre ward's Heerbann unter den edelſten Fürſten, deren Gefolge ſo zunahm und ſich übers Heer verbreitete. Der römiſchen Kriegskunſt und deſpotiſchen Cultur entgegengeſtellt, mußten ſie wider Willen von ihnen annehmen oder ſich allmählich in ſie ſchicken; auch wiſſen wir wie die römiſche Staatskunſt mit den deutſchen Fürſten ſpielte, und die Grundverfaſſung dieſer barbariſchen Völker in Freiheit und Einigung zu erſchüttern ſuchte, wobei ſie ohne Zweifel gewann. Wie ſich alſo die Franken über Gallien goſſen, und ſich in die Saliſchen Länder theilten, wurden auch dem Könige und ſeinem Gefolge Länder, und da lag der Keim der Monarchie nach barbariſcher Art.[1] Hlodowig fand's für gut aus chriſtlicher Vorſicht, wie Gregor von Tours meint, ſeine Nebenfürſten wegzuſchaffen; er, der ſo viel große Eigenſchaften wirklich beſaß, und ſo viel Glück hatte, ward Monarch nach fränkiſcher Art, und es war nicht die letzte Urſache warum er die chriſtliche Religion annahm, um mit Hülfe derſelben und ihrer orthodoxen, reichen, mächtigen Lehrer Monarch über Rechtgläubige und Verfolger der Ketzer werden zu können.[2] In der Maſchine waren alſo die Biſchöfe ein großes Triebrad und Werkzeug. Quicunque hanc deliberationem, quam cum Pontificibus vel cum magnis viris optimatibus aut fidelibus nostris in Synodali concilio constituimus, temerare praesumserit etc. iſt eine Conſtitution Hlotars[3] in ſeinem Hofgericht, in dem alſo auch Biſchöfe

[1] Hert. notit. Vet. Franc. Regn. c. IV. V. Gundling. XVII. 2. Struv. corp. hist. Germ. p. 112. 113. Strubens Nebenſt. Th. 4. Abh. 24.
[2] Walch. de Clodov. M. ex ration. polit. Christ.
[3] Baluz. ad ann. 615. Artic. 24.

ſprachen. Mediantibus Sacerdotibus atque proceribus heißt's in dem zwiſchen Gunthram und Brunehild geſchloſſnen Tractate.[1] Gunthramus Rex omnes apud Parisios Episcopos Regni sui congregavit, ut inter utrosque edicerent.[2] — — Quidquid Sacerdotes vel Seniores populi judicarent, pars parti componeret,[3] iſt der Vergleich zwiſchen Chilperich und Gunthram. Si judex aliquem contra legem damnaverit, in nostra absentia ab Episcopis castigetur, ſagt die Conſtitution Hlotars. Sie waren alſo in Curia palatii Oberrichter, wie im Märzfelde, und das waren die heidniſchen Prieſter nicht geweſen.

III. Endlich war's ein Grundſatz der Franken, wie aller deutſchen Völker: „jeder muß von ſeines Gleichen gerichtet werden" — ein Grundſatz der ein Jahrtauſend hindurch bis auf die Zeiten gedauert da die italieniſchen Doctores Juris es beſſer wußten. Wie ſie alſo die Gallier nach römiſchen Geſetzen in den Städten und als ihre Anwohner und Hinterſaſſen leben und richten ließen, ſo mußten auch die Biſchöfe, die als edle Prieſter in ihre Nation traten, Jurisdiction bekommen, die ihnen nach fränkiſchen Rechten gebührte. Die ecclesiae hatten mallum wie ein weltlicher Diſtrict,[4] und Hlotar gebot nur[5] daß ſie, wie die übrigen Gerichte, ihre judices und missos aus dem Diſtrict des Kirchſpiels nehmen möchten. Hatten ſie nun das, ſo konnten ſie nach fränkiſcher Art nicht mehr haben. Juſtiz und Regierung war damals, wie ſo viele Jahrhunderte hernach,[6] noch nicht getheilt; nicht die Könige, ſondern die Schöppen gaben Geſetze, d. i. richteten nach uralten Gewohnheiten, und der

[1] Greg Tur. L. IX. 20.
[2] Ib. L. IV. 48.
[3] Ib. L. VI. 31.
[4] Leg. ripuar. tit. 58.
[5] Concil. Paris. A. 615
[6] Strubens Nebenſt. Abhdl. 3. 13. 14. 22. 38.

König frug ſie nur, was er denn nicht ändern konnte, um Recht. Wenn alſo die Biſchöfe Zutritt zum Märzfelde, zum Hofgericht und Stadtgericht der galliſchen Städte, wo ihre Metropolen waren, die ſich auch unter den Franken zuerſt erholten,[1] hatten, ſo ſieht man wie weit ſie Wurzeln ſchlugen. Von den Franken hatten ſie Ehre, von den Galliern Güter; ſie waren der angeſehene, reiche, mächtige Mittelſtand beider Nationen. Und das nach der gegebenen Miſchung von Ideen und Zuſtänden ſo leicht! ſo natürlich! Das fränkiſche Auge und die fränkiſche Sitte gab dem galliſch-römiſchen Pontificate gerade den Umriß.

Daß die Folgen ganz anders werden mußten als ſich die Franken dachten, ergibt ſich von ſelbſt. Ihnen konnte

I. der Prieſterſtand der Chriſten nicht ſeyn was ihnen ihre Prieſter geweſen; dieſe gleichſam gebornen Landſtände, ein Ausſchuß des Adels, auch in Denkart und Sitten noch Franken. Ihr Anſehen beruhte nicht auf weltlicher Gewalt, der ſie eben mit ihrem Anſehen widerſtanden; auch nicht auf einer Summe Lehren, ohne die man nicht ſelig werden konnte, und über die ſie alſo Austheiler an jedermann vorſtellen mißten, ſondern auf bloßer Ehrfurcht gegen ein unſichtbares Weſen, den Stifter der Treu und des Glaubens. Sie hatten Unterhalt, aber keine Güter, beſchloſſen das der Nation zugehörige Heilige, was ſie aber eben deßhalb ſelbſt nicht beſaßen. In der Verſammlung herrſchten ſie durch Stillſchweigen und Zeichendeuten, nicht aber durch Stimme und Vortrag; ſie hatten genau keine andere Exiſtenz als die das Band der Stände, Ehre und Friede forderte. Mit den Prieſtern der neuen Religion wie anders! Sie hatten ſchon eine ſo feſte, von Frankengeſetzen unabhängige Exiſtenz, ehe dieſe kamen; ihre Denkart war gemacht, und gar nicht fränkiſch; ihr Anſehen bei den Galliern in einem Medium etablirt das die

[1] Schoepfl. Alsat. I. 677. §. 114. Honth. hist. Trevir. I. 31.

Franken wenig faſſen konnten; ſie machten unter ſich einen Körper, der gewiſſermaßen ſo weit reichte als chriſtliche Biſchöfe waren. Da ihnen nun die Franken mit beſtem Willen neue Exiſtenz in ihrem Staatskörper gaben, ſo mußte aus beiden übelgegatteten Theilen mit der Zeit ein Ungeheuer werden, das ſich ſelbſt zur Laſt fiel. Auf Ehre und Wehr in der Nation war bei den Franken alles gebaut; Kaufmannſchaft und gutbringende Handwerke ließen ſie den ſtädtiſchen oder dörflichen Galliern; bei den Biſchöfen alles auf Liebe, Chriſtenpflicht, Gemeinſchaft aller Stände und zuletzt poſitiven Befehl Gottes. Mit dem beſten Willen zerriſſen ſie alſo das Band der Franken und durchſtießen ihre Geſetze.

II. Die Druiden zogen mit den **signis luco detractis** zu Felde, eben damit kein Monarch die Herrenfahne erhübe. Konnten's die Biſchöfe? waren ſie und ihr Amt dazu geſchaffen? und wenn ſie konnten, wollten ſie's? Sie, die ſo dicht am Throne lebten, mit Hülfe der Ritter und Knechte eben die Monarchie unterſtützten, von der ſie aufgenommen und begünſtigt waren. Sie ſprachen alſo, auch in einer Verſammlung wo man von keinem Herrn wiſſen ſollte, Sprache der Knechtſchaft aus Orient, und das dazu im Namen Gottes, eines Gottes der nach gewiſſen poſitiven Religionsbedingungen die Seligkeit ertheilte — Was mußte folgen? Die Könige hatten keine rechtliche Geſetzgebung; ſie mußten bloß über jeden von der Nation von ſeines Gleichen Recht fragen; nun da der Körper der Nation auseinander fiel, nahmen ſie ſich das widerrechtlichſte Anſehen, was nur im ungeregelten Staat exiſtiren konnte. Es entſtanden die garſtigen Präſcriptionen, Ausnahmen einzelner Fälle, die aller Unordnung Thür und Thor öffneten. Die Könige zogen Gallier an den Hof, Leute die in der fränkiſchen Maſchine gar keinen Werth haben ſollten; die lehrten ſie Ueberbleibſel der römiſchen Staatskunſt, die ſie, Barbaren, doch nicht begriffen, noch auch in ihrem rohen und freien Staate anwenden ſollten. Die geringſten gelangten alſo mit den

Biſchöfen und durch die Biſchöfe zu den erſten Hofbedienungen, wo ſie über die Wehren hinausſahen, und dieſe nicht anders als unterdrücken konnten. Die Franken waren ein zerfloſſenes Volk; Märzfeld ward nicht mehr gehalten; Anarchie oder Hofgericht ward allmählich alles.

III. Auch in dieſem Hofgerichte, welch Uebergewicht bekamen bald die Biſchöfe! Die Miniſterialen des Königs waren Ritter und Knechte, die ſich um die Geſetze wenig bekümmerten. Dieſe hatten voraus in der ewigen Rechtsfreiheit und Ehregewohnheit der Nation, im Gedächtniß und Munde der Männer, und im Geſchrei des Volks gelebt, und waren heilig; Willkür und feinere gelehrte Auslegungen fanden nicht ſtatt; Druiden hatten und litten keine geſchriebenen Geſetze, weil ſie ein Tod der freien, wahren, lebendigen waren. Da durch Hülfe des Chriſtenthums, der Monarchie und nachbarlichen Römercultur das Geſetzbuch da war — wer gewann mehr dabei als die Schreiber und Ausleger? die waren gelehrt, verſtanden das barbariſche Latein, darum ſich die Ritter und Knechte weniger kümmerten, und da das Märzfeld, mithin die geſetzgebende Stimme der Nation weg war, die Comites in den Provinzen unter dem Hofe ſtanden, und ſich dahin wendeten; bei Hofe aber die gefragt wurden die da waren, da in Anſehen waren u. ſ. w., woran es die Biſchöfe ihrestheils nicht ermangeln ließen, ſo ſieht man wohin das kommen mußte. Die Biſchöfe waren nicht nur ein Körper unter ſich, ſondern auch das Haupt der Gallier gewiſſermaßen, die in Städten und Zünften lebten, und ſich an ſie hielten. Sie hatten den Römerzuſtand gekannt, kannten das Land wie es kein einzelner Franke kannte. In einem feinern Medium der Denkart athmeten ſie, und hatten alſo das ganze Chaos ungeregelter Geſetze anarchiſch mit in ihrer Hand. Weiche Gallier, Franken, die auf Gottesurtheile hielten, waren zu richten. In den Convocatis Episcopis et majoribus natu Laicorum ſtehen ſie daher amts- und ſtandesmäßig immer

voran, und Juſtiz und Geſetzgebung waren damals noch nicht getrennet.

IV. Endlich da der Geiſt der fränkiſchen Republik doch wirklich militäriſch war, was die Biſchöfe nicht waren, ſo war Lücke der Unordnung unvermeidlich. Gingen ſie als Glieder der Nation zu Felde, welche Biſchöfe! welche Krieger! Gingen ſie nicht, die doch ſo viel beſaßen, ſo viel Ehre und Wirkung hatten, ſo ward das Band der Franken zerriſſen; jeder Ehrenmann der Nation mußte zu Felde, oder er verlor ſeine Würde. Alſo ward das erſte ſchädliche Beiſpiel einer Immunität von Geſetzen gegeben, die vorher äußerſte Schande und Strafe geweſen; andere Weltliche folgten mit der Zeit, und ſo ward, alle dieſe Urſachen zuſammen mitgenommen, die erſte fränkiſche Periode ein ſolcher Zuſtand von Untreue, Beſtechungen im Königshofe, Uneinigkeit zwiſchen Brüdern und Kindern, Präſcriptionen, Eingriffe, Unthaten als wir ihn in der Geſchichte finden. Die edle Nation,[1] gens Francorum inclyta, fortis in armis, firma pacis foedere, profunda in consilio, corpore nobilis et inclumis, candore et forma egregia, audax, aspera, velox — nuper ad Catholicam fidem conversa, immunis ab haeresi — neigte ſich zum Verfall, verlor Kraft und Geiſt ihrer Verfaſſung, die Ehre war, Freiheit und Stärke, und bekam dafür geſchriebene Geſetze, Biſchöfe, unmündige Könige, Hofrecht!

Indeſſen muß man auch hier, wo es ein großes Phänomenon der Zeit und der Miſchung zweier Völker gilt, nicht aus abſtracten Sätzen oder als über das Betragen einzelner Perſonen, wogegen dieſe gekonnt hätten, moraliſiren.

I. Die Biſchöfe hatten die Franken, und die Franken die Biſchöfe nicht geſchaffen. Jene fanden die Ideen von Regiment und

[1] Leg. Salic. proëm.

Ständen unter diesen fest, und konnten also auch nicht dafür daß sie so mit deutschem Auge gemessen und hinübergezogen wurden. Diese hätten zu viel gefordert daß jene ganz ihre orientalisch-römisch-gallische Denkart auf einmal ihnen zu gut hätten ablegen sollen; sie forderten's selbst nicht daß sie ihr Ansehen und Besitzthümer ablegten, auch nicht einmal daß es die überwundenen Gallier ablegten; sie ließen diesen ihr römisch Gesetz und gallische Lebensart; was sie sich ausbedungen und nahmen, war Ehre, Macht und barbarische Freiheit. Druiden in heiligen Eichenwäldern konnten die Bischöfe nicht werden, so wenig die Franken itzt alte, arme Deutsche mehr waren; die Species waren also da, die Mischung mußte geschehen. Die Franken waren schon durch lange Kriegsgefolge, und jetzt durch Ueberwindung und Salische Zerstreuung ein anderer Staat geworden; unter den Galliern wohnten sie einmal, also konnte die Einwirkung fremder Begriffe, mithin Ueppigkeit und Entmannung, auch ohne Bischöfe, nicht abgewendet werden. Die Kugel war im Ablauf, und es war also gut daß sie itzt wenigstens die milde, schlüpfrige Hand der christlichen Cultur, wie sie damals war, auffing und lenkte. Denn nun, wenn die Bischöfe freilich nicht würdiger Mittelstand zwischen Edeln und Gemeinen in einer fränkischen Versammlung seyn konnten, so waren sie doch

II. Mittelstand zwischen Galliern und Franken. Sie zähmten durch Monarchie und Christenthum die Ueberwinder, und verschafften den Ueberwundenen einen Zustand den sie nicht als römische Provinz gehabt hatten. Die Bischofsstädte wurden wieder zuerst groß, [1] und mit ihnen der Gallier Gewerbe; diese waren und wurden bald reicher und bequemer als die Franken, die nur von Ruhe und Raube

[1] Schœpfl. Alsat. I. 677. § 114. Honth. hist. Trevir. I. 31. Strubens Nebenst. V. 38.

leben wollten. Hätte die christliche Religion kein Verdienst als damals ein etwelches Band zwischen so vielen Nationen gewesen zu seyn, so wär's anzurechnen. [1]

III. Kann auch nicht geläugnet werden daß wenn mit der deutschen Denkart viel Würde und Stärke zu Grunde ging, das Medium, in welches man mit Krümmungen hinübergezogen wurde, wenigstens für eine spätere Zeit eine Gattung höherer Ordnung bereitete, die man damals freilich erst in Gährungen sahe. Es war der Bischöfe Vortheil der wilden Händelsucht zu widerstehen, der mitwachsenden Gewalt weltlicher Stände das Gegengewicht zu halten, daß die Könige sich wenigstens ruhig zu Tode leben konnten, und das Volk nicht auf einmal in die Sklaverei der Senioren und Gerichtspächter fiel, bis sich mit der Zeit etwas anders entwickelte.

IV. Rissen sie widerrechtlich oder schleichend, auf dem Gange den wir gezeichnet, an sich, so ward's ihnen ebenso widerrechtlich und gewaltsam wieder entrissen. Wenn schon Hlodowigs Enkel, Hilperich [2] nullum plus odio habens, quam ecclesias klagen mußte; ecce pauper remansit fiscus noster, ecce divitiae nostrae ad ecclesias sunt translatae; nulli penitus, nisi soli episcopi regnant; periit honor noster et translatus est ad episcopos civitatum; so erholten sich die Majores domus, insonderheit in Burgund und Neustrien, wenn sie ihre Krieger und Dienstadel mit nichts belohnen konnten, an Kirchen und Kirchengütern. Selbst Martell in Austrasien, aus einem Geschlechte das sie noch schonen zu müssen glaubte, that's, da er's thun durfte, und am Ende der ersten Linie war der geistliche Stand ärmer als er im

[1] S. Mably Bemerk. der französischen Geschichte, Abschn 2, B. 1. Montesq. L. XXX. c. 1 — 7, die beide aber von der fränkisch-deutschen Verfassung nicht in allem richtige Begriffe haben. S. Mösers Osnabrückische Gesch. S. 307.

[2] Greg. Tur. I. 6. c. 46.

Anfange derſelben geweſen zu ſeyn vorgab. Sie waren alſo Entrepot, [1] wohin man legte, und woraus man langte u. ſ. w.

Der Grund der Frage wäre alſo auf die ſimpelſte hiſtoriſche Weiſe ſichtbar. Die Comitia der Deutſchen und der Stand der Prieſter auf denſelben war das Gewebe, der galliſche Zuſtand der Biſchöfe der Einſchlag, die Monarchie Maſchine die ſie einſchlug und zuſammenpreßte. In campo Martio und in palatio Regis waren ſie den proceribus und senioribus zur Seite, in den Städten der Biſchof neben dem Vogt, die ecclesiae bekamen mallum; Anſehen und Reichthümer wußten ſie ſich auch zu ſchaffen; alſo die Samenkörner zu allem was die Zukunft ausgebildet. Und der Weg der Veranlaſſungen dazu ſo einfach; die Miſchung nämlich galliſcher und fränkiſcher Ideen und Zuſtände, die jetzt zuſammengährten. In dem Verhältniß als die fremde chriſtliche Religion und Ueberwindung Galliens der fränkiſchen Monarchie emporhalf, half die fremde fränkiſche Denkart dem Anſehen der Biſchöfe zu Landſtänden empor, bis eins das andere zernichtet.

So war der rohe Block da, aus dem die Statue werden ſollte. Das auſtraſiſche Majorat, die Familie der Pipine haute ſie nach den gegebenen Grundzügen weiter, und Karl ſetzte ſie mit ſeinen Rieſenarmen, polirt, aufs hohe Geſtelle. Laßt uns die nähern Veranlaſſungen ſehen.

Zweiter Abſchnitt.

Veranlaſſungen, wodurch die chriſtlichen Biſchöfe unter den Karolingern Stände des Reichs wurden.

I. Von Pipin Heriſtalls Zeiten hatten die auſtraſiſchen Majores domus, die ſchon principes et duces Francorum waren,

[1] Montesqu. L. XXXI. c. 9.

Ausſicht zur Krone; es koſtete aber, ſo völlige Könige ſie an Amt und Gewalt waren, mit dem Namen etwas Mühe. Der Name beruhte nämlich auf den Königsgütern, und dieſe waren, wie jede ächte Wehre jedes Franken, der Familie geſichert. Es wurden Theilungen mit ihnen vorgenommen, wie mit jedes Manns Gütern, aus ihnen verliehen ſie Beneficien an den Dienſtadel, der den Königshof machte, und die Obergerichtsbarkeit, die dem anklebte, ſchien alſo der Familie Hlodowigs unabtrennlich. Daher zuerſt die unmerklichen Schritte von Abſetzungen, Pauſen, Interregnis, das Spiel mit Knabenkönigen, um die Nation an alles zu gewöhnen. Die Güter und Beneficien der Könige mußten erſt erſchöpft, die duces et principes Francorum ſelbſt erſt reich ſeyn, und Beneficien austheilen können; endlich war doch zum letzten Schritte am meiſten das geiſtliche Anſehen nöthig. In Feldzüge und Bekehrungen theilte ſich alſo Pipins Regierung; jene ſeinen Kriegern Beute, dieſe den Geiſtlichen Jünger und Bisthümer, durch beides ſich Sicherheit und einen beliebten, heiligen Namen zu erwerben.[1] Unter den Franken, Bayern und Frieſen wurde bekehrt und erobert. Karl Martell, der mit den Gütern der Kirche anders umſprang, und den daher der h. Eucherius nachher im Geſicht in ſolcher Höllenqual ſahe, ging mit Bekehrungen und Eroberungen denſelben Weg fort. Karlomann und Pipin der Kurze weiter: cum consilio servorum Dei et optimatum wurden Synoden gehalten,[2] und ſollten alle Jahre gehalten werden. Bonifacius ward Erzbiſchof, Primas der Kirchen in Deutſchland, und ward mit ſeinem großen Kirchenſprengel, der ſchon bis Würzburg und Eichſtädt, Salzburg und Paſſau reichte, fertig. Gleich mit den Vorbereitungen dieſer Linie zur Krone ward alſo der Grund zu dem geiſtweltlichen Reiche in Deutſchland gelegt, das einſt die ganze Linie ſtürzen ſollte.

1 Maskovs Geſch. der Deutſch. Th. 2. S. 264 u. f.

2 Maskov, II. 313. Georgiſch corp. jur. Germ. p. 486.

II. Jedermann weiß unter welchen Umſtänden das Pipin'ſche Haus endlich zur Krone kam, und alle machten das neue Reich nun zum eigentlichen geiſtweltlichen Reiche. An den Papſt ward Geſandtſchaft geſchickt, der den letzten Stoß geben ſollte; Bonifacius, der heil. Erzbiſchof und Märtyrer, ſalbte; cum consecratione Episcoporum et subjectione principum [1] trat Pipin auf den Thron; der Papſt wiederholte die Salbung auf ihn und ſeine Söhne; das war doch nun recht regimen sacrum. Wo der König nicht mehr auf dem Schilde ſteht, und vom Heer ausgerufen wird, ſondern von geiſtlichen Händen die Krone nimmt, da ſind dieſe geiſtlichen Hände natürlich die nächſten am Throne.[2] Die Befehle heißen sacra;[3] die erſten consilia können nicht anders als ſolche ſeyn. Der geſalbte König iſt Königspriester, Prieſterkönig, nicht mehr allein electione populi, ſondern auch Misericordia Dei rex constitutus. Der Biſchofſtab tritt alſo ſo dicht unter die Krone wie auf der andern Seite Schwert und Fahne. Die Doppelverfaſſung gewann jetzt das heilige Pipin'ſche Reich; ſo ging's auf Karl den Großen über. Ut Episcopi cum Comitibus stent, et Comites cum Episcopis, ut uterque pleniter officium facere possit; [4] ſie waren alſo beide die höchſten Reichsbeamten. In der Provinz kamen ſie zum königlichen Misso ad Placita; wenn ſie aber nicht kommen wollten, hatte er nicht gegen ſie zu verfahren, ſie gehörten ad Placitum generale. In dem waren alle majores, clerici et laici, quando ordinabatur status totius regni, und wenn in placitis seniorum die susceptacula getheilt wurden, ſo geſchah es ut primo omnes episcopi, abbates vel hujusmodi honorificentiores clerici absque ulla laicorum commixtione ſich verſammelt,

[1] Maskov, Th. 2, S. 325.
[2] Möſers Osnabr. Geſch. §. 30.
[3] Du-Fresn. glossar. Sacr. Unct. etc.
[4] Baluz. Capit. IV. ad A. 806.

similiter comites vel hujusmodi principes etc.[1] Wie dieſe bei Hofe den comitem palatii hatten, hatten jene den archicapellanum oder apocrisiarium, qui de omnibus curis ecclesiasticis ut comes palatii de omnibus secularibus caussis curam habebat.[2] Wie die Grafen dem Heerbanne folgten, ſo mußte auch der Biſchof ſeine Leute ſchicken, und er ward nur salvo honore der Pflicht entlaſſen.[3] Der Kirchenvogt ward ihnen zugeordnet, der advocatus ecclesiae in weltlichen Sachen ſeyn ſollte, und ſo oft ihr Unterdrücker wurde; der Missus Regius endlich beſchloß Biſchöfe und Grafen, Hauptleute und Presbyters als zuſammengeordnete Stände und Aemter im Namen ſeines Herrn als Generalreviſor.

So ſah das geiſtweltliche Reich des Pipin-Karls aus; damit waren aber die Geiſtlichen über Plünderung ihrer Güter unter Martell noch unbefriedigt. Noch unbefriedigt mit den Verſicherungen[4] daß ſie nie mehr ſollten geplündert werden, und da man ſie nicht baar abfinden konnte, wie anders als mit Hoffnungen und Ehren?

III. Nicht genug alſo daß ſie Pipin auf dem neuen Maifelde mit ſondern Ehren einführte, wo immer cum omnibus Episcopis, Abbatibus, Comitibus, Advocatis et Vicedominis Abbatissarum Gericht und Geſetzgebung gehalten ward, ſondern auch bei allen außerordentlichen königlichen Gerichten und Commiſſionen waren ſie die erſten.[5] Da unter den Merovingern manche ihrer Vorzüge eingeſchränkt oder verdrängt waren, kamen ſie jetzt allein unter ſich, bekamen eigne Wahl und Jurisdiction,[6] ſtanden, wie gemeldet, nur unter der Reichsverſammlung.[7] Zu ihrem Unterhalte

[1] Hinem. de ord. palat. c. 29. 35. Bei Du-Chesne II. 494.
[2] Hinem. cap. 16.
[3] Baluz. I. ad A. 803.
[4] Baluz. I. l. 5. art. 3. 4. 24.
[5] Mably Beitr. über die Geſch. von Erkr. B. 2, Abſch. 2.
[6] Goldast. Constit. Imp. T. II. A. 834.
[7] Baluz. Cap. IV. ad A. 806. 12. 19.

wurden jure divino Zehenten [1] ausgeschrieben, die voraus nie üblich gewesen, sie bekamen Zinsen von den Precareien, Anwartschaften auf die geraubten erledigten Stellen, noch gar im Testamente bedachte sie Karl; sie waren also an Ansehen, Amt und Unterhalt der etablirte erste Reichsstand, dem die Krone gewissermaßen noch in Schuld blieb.

So wuchs IV. das Reich durch geist- und weltliche Kriege fort. Die freien Sachsen konnten und wollten ihre Gottes- mit der Königsfahne, ihre altdeutschen Sitten und Rechte mit keinem monarchischen Hofgericht vertauschen, wenn sie die Vereinigung so widriger Sachen mit ihren Folgen am prächtigen, berühmten Frankenreiche in allen Merovingischen Jahrbüchern sahen. Karl also predigte Taufe und Unterwerfung; er kam mit Wasser und Blut; das Schwert überwand; das Kreuz, auf Blutfelder gepflanzt, sicherte die Ueberwindung. Sie entsagten der Teufelsgilde, d. i. ihren alten Gesetzen und Gebräuchen, und sollten [2] an Gott und den ihnen aus der Barmherzigkeit Gottes zugesalbten König, Gerichtsherrn und Machthaber über Tod und Leben glauben, zwar aus menschlichem Recht dem Kaiser keinen Tribut, aber aus göttlichem Recht den Bischöfen die Zehenten entrichten [3] (zur Schadloshaltung daß sie einst Karl Martell geplündert, und damit er neue in ihrem Lande anrichten könnte), den königlichen Vögten, Grafen, Bischöfen, Missis gehorchen — so theilen sich die Friedensclauseln in geist- und weltliche Punkte. Bischöfe und Grafen besetzten das Land; sieben mächtige Bischofthümer [4] wurden nach oben beschriebener Gerichtsverfassung im neueroberten Sachsen. Karl übersah sein Reich mit 21 geistlichen, großen Metropolen.

[1] Montesqu. XXXI. c. 12. Strub. Nebenst. Th. 5. Abhandl. 35.

[2] Baluz. T. I. Capit. Sax. 797.

[3] S. Mösers Osnabr. Gesch. §. 126.

[4] Osnabrück, Minden, Verden, Bremen, Paderborn, Elze (Hildesheim), Münster.

Wenn V. Ludwig extenſiv und intenſiv fortfuhr, neue Biſchofthümer anlegte und den alten ihr Anſehen erhöhte, ſo blieb ſelbſt die Verſchwendung noch auf dem vorigen Wege. Landesherren wurden die Biſchöfe noch nicht, mit allen Regalien und Gütern die ſie bekamen; ſie wurden nur reichere, mächtigere Gerichtsherren, und ſollten noch Aemter, Stände und Reichsglieder, wie ſie geweſen, bleiben. Pipin und Karl hatten die Reichsverfaſſung geerbt, erweitert, gebeſſert, aber nicht tiefer gegründet; die Folge mußte ſeyn daß Materialien, die nicht zuſammenhalten konnten, allein durch Luft, Sonne und Zeit zerfielen, hätten auch keine Stürme und Untergrabungen den Fall beſchleunigt. Nicht bloß in der und jener Theilung (auch Karl hatte theilen wollen, und es war ein von Hlodowig hergebrachter Gebrauch zu theilen), nicht bloß in der und jener Unvorſichtigkeit, temporärer Schwachheit (auch dergleichen waren ſchon immer geweſen), lag der Funke des Unglücks; vielmehr waren das bloße Windſtöße, die den Funken weckten. Die Folgen lagen in den Veranlaſſungen; tief im Herzen der Reichsverfaſſung.

Denn nun ſollte I. ein Reich ſo verſchiedener Glieder, Nationen und Stufen von Denkart beiſammen beſtehen, auf einerlei Art regiert werden, oder ſich vielmehr ſelbſt regieren — war's möglich? Wo nicht gleichſam eine Vernunft als höchſte Berathſchlagerin war, kein gemeinſchaftliches Intereſſe, nicht einmal ein anerkannter Werth an Beſitzthümern, Vorzügen, Gütern, Strafen war; wie da ein Geſetz? Ein Reichstag? Ein Gefühl aller Glieder auf und zu dieſem Tage? Mußte es nicht alſo werden, was bald geſchah, daß alles ſich allmählich von einem Haupt und Körper losriß an dem es nur ſo idealiſch entfernt, gezwungen und ungewiß klebte? Schon alſo die gewaltſame unnatürliche Größe des Reichs Karls machte daß es zerreißen mußte, das ſahe er ſelbſt; dagegen ſuchte er ſich ſelbſt, wie er konnte, zu ſichern; aber er konnte nicht alles. Karl, der Eroberer und Bekehrer, war beſtimmt mit Rieſenkraft einen ungeheuren Fels auf eine

Höhe zu rollen, damit, wenn ſeine Hand losließ, in zehn Stücken der Fels hinter ihm abrollte und ſein Geſchlecht begrübe.

II. Noch minder war's möglich daß eine ſolche Maſchine lang beſtünde, wenn nur Aemter, und in den Aemtern gegebene Treu und Glaube ſie aufrecht halten ſollten. Sobald die Aemter an Unrechte, Unverſtändige, Treuloſe verliehen, ſobald die Guten in der Folge ſelbſt eigenſüchtig und böſe wurden, ſo war des Kaiſers Anſehen in den Provinzen, wo er nicht allgegenwärtig ſeyn konnte, weg. Wurden die Aemter erblich, kamen, die ſich einander das Gegengewicht halten ſollten, zuſammen in Eine Hand, erloſch die Aufſicht, ſo erloſch alles. Mit unſäglicher, allgegenwärtiger Weisheit, Kunſt und politiſcher Güte hatte Karl aus dem Leim-Chaos, das er vor ſich fand, einen Marmortempel von Geſetzgebung bilden wollen, der aber auf ungewiſſen Stützen ruhete. Der edelſte Verſuch fränkiſch-römiſch-deutſcher Geſetzgebung; er ſank, ſobald der Geiſt Karls dahin war.

III. Noch ungewiſſer ward alles, da in jeder Provinz, wie im großen, die zwei Stände, geiſtliche und weltliche, coëxiſtiren ſollten. Die waren nie Freunde geweſen und konnten's jetzt nicht werden. Hier unterdrückte den Biſchof der Kirchenvogt, dort ſuchte der Biſchof vor dem Grafen Schadloshaltung und Immunitäten. Die Kaiſer verliehen ſie nach dem Geiſt der Zeit und der oft rufenden Rechtshülfe des einen, der andere ward eiferſüchtig und drang nach. Was die ſchwächern Geiſtlichen mit Bitte, Liſt, geiſtlichem Anſehen erhielten, nahmen die Weltlichen ſich ſelbſt. Feuer und Waſſer ſtritten, und der Kaiſer, der in der Mitte ſaß, und ohne beide nichts hatte, ward bald gebrannt, bald genäſſet, war weder warm noch kalt, und wurde zuletzt von beiden verzehret. Es war ein großes gothiſches Reich voll mißbrauchter gerichtlicher Aemter; der Herr mochte greifen wonach er wollte, ſo hatte er — nichts!

IV. War überdem gutes bei einer Krone vorauszuſehen, die

man vom Papſt empfing, den man nicht bloß in ſeinen Ländern zum Herrn machte, ſondern ihm auch den Weg wies in andern Ländern Kronen zu vergeben, Königsfamilien zu unterdrücken, Bonifaze zu ſenden und die Kleriſei in allen Ländern als ein Corpus anzuſehen dadurch er handelte? Da führte man ſelbſt ja den Wolf in den Schafſtall, der auch ſpäterhin nicht ermangelte die ihm angewieſenen Lämmer zu verzehren.

Ins weitere Detail des Mißbrauchs geiſt- und weltlicher Gerichtsbarkeit ſich einzulaſſen, iſt hier nicht Stelle. Man ſieht, es iſt leicht aus unſerm Jahrhundert darüber zu philoſophiren, und zu moraliſiren noch leichter. Wenn man aber ſieht wie tief der Grund zu dem allen liegt, wie alles zuſammengehöret und im Geiſt der Zeit ſchwebet! Wie oft bei Sachen und Einrichtungen ſchon der Same fiel, wo damals jedermann nur das Beſte dachte — ſo wird das Phänomenon anziehender und größer! Sieht man nun ferner wie jede Untreu ihren eignen Herrn ſchlug, Regenten durch Vaſallen, Vaſallen ſpäter durch Regenten geſtraft wurden, wie Hlothar z. E., was die Biſchöfe dem Ludwig ſo übel zugeſpielt hatten, treulich vergalt, und die Normannen endlich die Strafe an allen vollführten; wird man endlich gewahr daß noch in dieſem abſcheulichen Chaos ſelbſt gutes für die Nachwelt keimte, ſo ſteigt alles über eine einzelne Moral oder politiſche Lehre ins Große der Weltbegebenheit hinüber. Die Fälle von Unregelmäßigkeit wurden erſchöpft, Ecken und Räder abgetrieben, damit die Maſchine ſanfter gehe. Die hochmüthigen, geizigen, aber von Kirchenvögten und weltlichen Nachbarn gedrückten Geiſtlichen ringen aus Eigennutz und Hochmuth der tollen Brutalität entgegen. Sie die nicht ſchlagen können, rufen, ſchreien, bringen unſchickliche Rechte und Decretalen[1] ins Gemenge, damit doch auch unter der beſchmitzteſten Hülle ein Keim von Geſetzmäßigem als todte Niederlage daure. Der Fall

[1] Die Iſidor. Samml. Hinem. ep. 12.

der Karolinger iſt vielleicht das lehrendſte Grab unſerer mittlern europäiſchen Geſchichte.

Wie in der gothiſchen Baukunſt jeder Pfeiler an Mannichfaltigkeit dem Ganzen ähnlich, ſo iſt's in der fränkiſch-gothiſchen Regierung zwiſchen jeder Provinz und dem Reiche. Am elenden Bauernhofe jedes Großen der Merovinger gab's ministeriales des heiligen römiſchen Reichs in nuce, wie ſie nachher Karl als erſte Beamte ſeines großen Reichs fürſtete und gegen einander abwog.[1] Jede Provinz ſeines Reichs war an Gliedern und Aemtern völlig wie ſein Ganzes. Wenn ſich alſo etwas vom Ganzen ſchied, ward ein kleineres Ganze nach voriger Art ein neuer Polype. Als ſich durch die Verdun'ſchen Tractaten[2] Deutſchland von Frankreich ſchied, als ſich jenes zuletzt gar nicht an die letzten Sproſſen des Karolingerſtammes kehrte, ſo behielt's doch in ſeinem abgetrennten Daſeyn völlige Karolingiſche Form bei, als ob ſie dafür erfunden geweſen wäre. Und ſo ward Deutſchland auch mit ſeinen Biſchöfen **Francia orientalis.**

Dritter Abſchnitt.

Uebergang nach Deutſchland.

I. Die Biſchofthümer, die von den Pipinen und Karolingern die Reih hinab geſtiftet und begnadigt waren, lagen in Deutſchland.[3] Sie

[1] Maskov de orig. offic. aulicor. §. 4. Böhmer de orig. causs. et occas. form. Imp. Rom. Germ. praes. Gundling Ot. St. 17. 2.

[2] Schilt. Script. rer. germ. pag. 91.

[3] Aus den Zeiten der Gallier und Merovinger Mainz, Trier, Köln, Worms, Speyer, Tongern, Trident, Konſtanz, Augsburg, Seven (Brixen) u. ſ. Der Pipine Salzburg, Regensburg, Freyſingen, Paſſau, Utrecht, Würzburg, Eichſtädt u. ſ. Von Karl, Osnabrück, Minden, Verden, Bremen, Paderborn, Hildesheim, Münſter. Von Ludwig, Halberſtadt, Corvey, Hamburg u. ſ.

durften also nur bleiben wohin sie Karl auf der Liste seines Reichs gesetzt hatte; die Herzoge und Grafen, die eben sowohl nur Ämter waren, traten ihnen gegenüber, und so war Reichstag des heiligen römischen Reichs deutscher Nation, dem nur sein Haupt fehlte. Sie wählten sich's, aber völlig nach Karolingischen Ideen; das Wahlreich war zugleich Erbreich.[1] Der menschliche Geist, sich selbst überlassen, nimmt nur immer kleine Schritte wenn er neuet. Auch der große Hause, theils vom Volk, theils von Ständen, waren noch Glieder des Reichs, wählten, richteten und regierten mit. Es blieb noch immer Grundsatz: jeder kann nur von seines Gleichen gerichtet werden! und an dem was alle angeht, muß auch jeder Antheil haben; völlig nach alter fränkischer und deutscher Verfassung. Zugleich aber behielt man den ganzen Schmuck aristokratischer Verfassung, dessen Ansehen sich in den trübseligen Zeiten so gemehrt hatte, aus dem Karolingischen Reiche bei, sonderte ihn und trieb ihn höher. Siehe da die Grundlage zur Verfassung Deutschlands.

Als Otto in Aachen gewählt ward,[2] ging's völlig mit Insignien des Karolingerstabs her. Der Primas von Deutschland, Mainz, salbte und krönte den fränkisch gekleideten König zu einem Reich geist- und weltlicher Stände. So gut die duces ministrabant, so gut consecrirten und benedicirten die Bischöfe; beide Stände bekannten sich als erste Ämter und Diener. Außer den Alloden war noch kein Erbgut; noch in keinem comitatu oder ducatu Landeshoheit. Der Kaiser hatte überall oberrichtliches Amt, Reichsgüter und Statthalter, übte überall Majestätsrechte. Die Erzbischöfe und Bischöfe waren durch Ring und Stab unmittelbar; die Erzkanzler und Archicapellansstellen waren wie an Karls Hofe, und sollten darin Mainz, Trier, Köln theilen und wechseln. Alles also als Reichsstand betrachtet, war noch Amt anstatt und von wegen

[1] Strube Nebenst. IV. Abth. 24. Gundling. Ot. St. 17. 2.
[2] Wittich I. 2.

des Kaiſers, nach dem Grundbau und Weſen des Karolingiſchen Reichs.

Nun beut die ganze deutſche Geſchichte Veranlaſſungen dar warum das nicht bloß ſo blieb, ſondern auch ariſtokratiſch hinanwuchs, wie nirgend anders. Erſtlich wandte ſich Otto ſogleich aus dem Reich, und ſuchte die italieniſche und römiſche Krone; ſeine Nachfolger folgten ihm mit ſo ungleichem Glücke nach, bis endlich die ſchwere eiſerne italieniſche und die luſtige römiſche Krone die deutſche ganz leicht machte und erdrückte. Da dieſe auf ſo leichtem Zeuge den Inſignien geiſt- und weltlicher Aemter ruhete, ſo war nichts leichter als daß ſie ſehr ſank, daß wo das Haupt fehlte, die Glieder in Unordnung geriethen; und je mehr die Päpſte ins Spiel kamen, deſto mehr ward alles Chaos, bis man endlich die Zerrüttung unter den Heinrichs kennet. Das Fauſtrecht unter einander, Rebellionen gegen den Kaiſer, Parteien am Hofe ſtritten; die Weltlichen wollten regieren, die Geiſtlichen Vormünder ſeyn, der Papſt durch alle herrſchen — lauter Folgen eines Reichs das bei dem Vielfachen ſeiner Glieder, denen ihr Haupt fehlte, und die dazu von einem böſen Geiſt aus Italien gegen einander aufgebracht wurden, ſo lang in Unordnung und Anarchie erlag. Indeß war ſelbſt die Anarchie Veranlaſſung zu einem Guten, das beinah ohne ſie nicht werden konnte. Wäre Otto in Deutſchland geblieben, hätten ſeine Nachfolger ſich das deutſche Reich erhalten, ohne ans römiſche zu denken, unmöglich wäre jenes, was es war, blieben. Der Kaiſer hätte die Stände unterdrückt; es wäre Monarchie worden, wie in Frankreich. Jetzt wollte es das Schickſal daß, indem ſie immer auswärtige Händel hatten, das Reich in ſeinen Gliedern wild emporſchoß, und in dem Betracht waren ſelbſt Papſt und Fauſtrecht Beſchützer und Erhalter der deutſchen Freiheit.

II. Die Geiſtlichen vermehrten natürlich zuerſt ihre Rechte, wenn die Weltlichen ihre Macht vermehrten. Die Bekehrungen nordoſt-

wärts gingen fort; gegen die Wenden wurden eine Reihe Biſchofthümer [1] wie geiſtliche Markgrafſchaften errichtet, und ihre älteren Brüder wuchſen an Vorzügen, Befreiungen und Regalien, je mehr ſie beim Fauſtrecht litten. Der weltliche Stand, Herzoge, Grafen, Vögte, trat ihnen auf den Fuß; deſto mehr erholten ſie ſich durch Geſchrei an den Kaiſer [2] um Gerechtigkeit, um Landfrieden, und bekamen dafür Güter und Immunitäten, denen ſich denn die Weltlichen auf anderen Wegen, durch Pacte mit der Ritter- und Landſchaft, kurz durch Macht nachſchwangen. [3] Den Geiſtlichen, deren Würde nicht erblich, deren Macht nicht ſo groß war, die ihrer Rechte wegen eher am Kaiſer hingen, endlich die einen ſo großen Rückhalter am Geiſt der Andacht und am Papſt hatten — ihnen mußten die Regalien und zuletzt die Landeshoheit mit minderer anſcheinlicher Gefahr und eher verliehen werden können als den mächtigen Erbherzogen. Digna recolentes animadversione, ſagt ſchon das Diplom Friedrichs II. von 1220 [4] vor dem Interregno, quanta fide dilecti nostri principes ecclesiastici nobis hactenus adstiterunt, censuimus eos, per quos promoti sumus, semper promovendos — — Igitur quia inter eorum gravamina absusiones inoleverant in novis teloneis, monetis, guerris advocatorum et aliis malis nova telonea et novas monetas in ipsorum territoriis s. jurisdictionibus non statuemus, sed antiqua tolonea et jura monetarum eorum ecclesiis concessa tuebimur etc. Inhibemus, ne quis officialium nostrorum in civitatibus eorundem principum jurisdictionem aliquam sibi vindicet etc. nihil in aliqua civitate

[1] Brandenburg, Havelberg, Meißen, Magdeburg, Zeiz.

[2] S. alle Diplome der Zeit. Honth. hist. Trev. T. I. p. 471. 76. 79. 85. 98. etc.

[3] Strube Nebenſt. Th. IV. Abhandl. 22.

[4] Bei Guden I. 469.

juris habeant, sed principes et dominus plena in ea gaudeat potestate etc., und damit waren sie auf ihre Klagen von den guerris advocatorum, concurrente Caesaris jurisdictione und neuen Privilegien derselben befreiet; sie brachen als Landesherren den weltlichen Ständen den Weg.

III. Da endlich die ganze altfränkische Staatskunst zu Grunde ging, und die Herzoge und Grafen, erbliche Herren, nicht kaiserliche Beamte bloß waren, so schimmern auf eben dem Wege alle die Veranlassungen durch, warum nicht alles in kleine Monarchien und Dynastien zerfiel, sondern alles an einem Oberhaupt verblieb, und in Würde, wie im allgemeinen Recht und der Regierung des Ganzen, die altfränkische Sprache, Sitte und Verfassung [1] beibehalten wurde. Die Hälfte der Stände war geistlich, die nicht erben konnten; sie waren auch zu schwach, weil sie theils von ihren Landständen und Stiftern eingeschränkt waren, [2] theils ihrem Ursprunge nach kaiserlichen Reichsstädten nahe waren, und keine großen Territorien hatten; sie waren also nichts, wenn nicht das Reich blieb. Die fränkischen Primaten, Mainz in Germania cisrhenana, Köln in Ripuaria (nachher durch ein päpstliches Diplom in Italien), Trier in Belgica, behielten sorgfältig ihre Aemter und Würden, obgleich die Provinzen nicht mehr da waren. Auch kein fränkischer Hof war ja mehr da, und auch die weltlichen Fürsten waren mehr als Seigneurs, Ministerialien, Erzschenken und Erzbecker. Wo aber Hof existirte, auf Reichstagen, Reichsgerichten, Landversammlungen, wo es reichsfürstliche Aemter und Würden waren, erhielten sie's sorgfältig. So weit sich Deutschland im Innern von Frankreich weggebildet hatte, so genau blieb man im Urkundlichen des heiligen römischen Reichs in Francia orientali. Da lagen die ersten geistlichen Fürsten auf einer Stelle, da waren die Pfalzgrafen die ersten weltlichen Beamten

[1] Pfeff. ad Vitr. I. 613. Gundling XVIII. 1. 2.
[2] Strube Nebenst. I. 1. 3. V. 38. u. a.

des Kaisers vor Alters; die Wahltäge, von Mainz oder Pfalz ausgeschrieben, nahmen immer einen Ort in Ostfranken, bis sie nach Frankfurt, einer Stadt von Karl dem Großen her, bestimmt wurden; Aachen, seine Residenz und zweites Rom, ward, solange Palatium Caroli von den Normannen verbraunt war, ob palatium Caroli, Ort der Krönung. Die Insignien Karls wurden beibehalten. Wie die Pairs in Frankreich Cousins des Königs, blieben die geistlichen Kurfürsten Consanguinei, Neffen des Kaisers. Endlich kam die goldene Bulle, und was lange Gewohnheit gewesen war, machte sie mit Sonderungen und Bestimmungen zum geschriebenen Reichsgesetz. Kammergericht, Kreiseintheilung, Landfriede folgten; die Wahlcapitulation Karls V. mit den folgenden, die sie einleitete, druckte das Siegel auf die Verfassung. Der westphälische Friede kam, änderte Besitzthümer und Religion, aber Reichsverfassung und Rechte konnte er nicht ändern, sondern festdrücken, bestätigen. Und so bestehet das römische Reich, mit Ausnahme der Macht, nicht aber des Rechts, auf seinen Reichs-, Gerichts- und Wahltägen in seiner geistweltlichen, aus Frankreich geerbten, und auf seinem Boden so veränderten Gestalt noch.

Nun erforderte es eine andere Feder, zu untersuchen was jede Classe von Ständen die Zeitlänge hinab, im Einzelnen und ins Ganze des Staatskörpers gutes und böses gewirkt; was Deutschland gewonnen oder verloren daß es der alten gemischten, geistweltlichen Verfassung treu geblieben. Mich dünkt daß wenn auf der einen Seite Curialien, Langsamkeit, leeres Gezänk Folgen seyn müssen, wenn bei Theilung und Gerichtsbarkeit seiner Staaten, wo oft Würde und Ansehen mit Macht und Nachdruck so sehr in umgekehrtem Verhältniß stehet — wenn daher eine gewisse Schnelligkeit im Denken wie im Handeln, Feinheit, Leichtigkeit, Einförmigkeit in Sitten, Glanz der Cultur u. s. w. immer Hindernisse gefunden sich schnell und überall umher zu verbreiten; daß auf der andern Seite sich

ſo viel alte rohe Simplicität, Glückſeligkeit auf ſeinen Rechten, politiſche Stärke und nicht blendender Nationalgeiſt erhalten, daß auch hierin Deutſchland ſeiner Sprache gleicht. Geiſtlich und bürgerlich, d. h. ſtand- und rittermäßig, hatte dieſe ſich in ſich gebildet, bis die neuere ausländiſche Cultur ihr andern Anſtrich gegeben. Im Einzelnen iſt's mit dem Regierungsſyſtem eben ſo gegangen, und auch das Ganze hat nach dem neuern Geſchmack ein ſo altfränkiſches Anſehen als die Inſignien von Kaiſer Karls Kleidung. Die geiſtlichen Stände auf Reichs- und Gerichtstagen ſcheinen wie große, goldne, mit Laubwerk gezierte Lehne eines alten Stuhls, dem die neuere Philoſophie und Politik einen glatten Polſterſitz vorziehet. Sollte es aber ſeyn daß eine ſpätere Zeit an dieſer goldenen Lehne bricht, ſo wird ihr gewiß nicht ihr altes verblaßtes Gold, ſondern ihre Schwäche ſchaden.

„Unſere Reichsverfaſſung," ſagt ein gelehrter, reiffinniger Philoſoph der deutſchen Geſchichte, [1] „unſere Reichsverfaſſung wäre im Hauptwerk unverbeſſerlich, wenn die Reichsſatzungen gebührend befolgt würden. Denn anſtatt die zwiſchen ſouveränen Staaten entſtehenden Streitigkeiten ſelten ohne großes Blutvergießen entſchieden werden, ſo ſollte man den zwiſchen deutſchen Reichsſtänden ſich hervorthuenden Irrungen nur durch gerechte Erkenntniſſe, ohne der Länder Verderben, abhelfen, und indem die richterliche Hülfe auch den Unterthanen wider ihre Obrigkeiten angedeihet, behindert man ſowohl jener deſpotiſche Unterdrückung als die landverderblichen Empörungen, welche der Mißbrauch der höchſten Gewalt vielfältig veranlaſſet." Und ſofern hat jeder ein Verdienſt der zu Bildung und Erhaltung dieſer Reichsverfaſſung mitgeholfen.

[1] Strube Nebenſt. IV. S. 83.

Schluß.

„Wir bekennen," läßt Mably die unterdrückten franzöſiſchen Biſchöfe reden, „daß unſere Vorfahren ſich geirrt haben wenn ſie geglaubt ſie hätten von Gott die weltlichen Gerechtſame, die ſie ſich erworben und auf uns gebracht haben. Wenn uns aber gleich Gott nicht zu Richtern beſtellt hat, ſo verbeut er's uns doch wenigſtens nicht es zu ſeyn. Die weitläufige Competenz unſerer Tribunale, und die Rechte die ihr uns jetzt ſtreitig macht, haben wir ſie nicht eben ſo erlangt wie alle Rechte aufgekommen ſind, die der Gebrauch beſtätigt und die Nation gut geheißen hat? Eure Väter, unglückliche Schlachtopfer eines barbariſchen Vorurtheils, erwürgten ſich, wenn ſie ſich Gerechtigkeit verſchaffen wollten; daß ſie ihr Blut ſchonten und zu beſſerer Erkenntniß kämen, haben wir ſie ermahnt ſich unſern friedfertigen Gerichten zu unterwerfen, die dem größten unſerer Könige zum Muſter der ſeinigen gedient haben. Glaubet immer, wir ſind's zufrieden daß Intereſſe unſere einige Triebfeder geweſen; aber wer unter euch verdient nicht eben dieſen Vorwurf? Der Beſitz iſt unter allen Nationen und in jeder Art von Staatsverfaſſung in den Augen der Menſchen eine heilige Rechtsbefugniß, und muß es ſeyn wenn man nicht zu allen Arten von Ermächtigungen Gelegenheit geben will. Der Urſprung unſeres Rechts fällt in die Zeiten da unſere Nation ſchon Geſetze hatte. Glaubt ihr euch berechtigt uns heut des Unſrigen zu berauben, warum ſollte nicht morgen ein anderer das Eurige nehmen dürfen? Wir berufen uns auf die Verjährung, ein über die Ruhe der Nationen wachendes, der unſrigen aber deſto heiligeres Geſetz, da wir Jahrhunderte lang ohne Regeln, ohne Grundſätze nur ungewiſſe Gebräuche gehabt haben. Richter ſind einer Nation unentbehrlich, aber daran liegt ihr wenig ob aus dieſem oder jenem Stande genommen werden, wenn ſie nur unwandelbare Werkzeuge ihrer Geſetze ſind." [1] So läßt Mably die

[1] Bem. über die Geſch. v. Erkr. B. 4. Abſchn. 5.

Bischöfe seiner Nation als Richter declamiren; die unsern dürfen der Declamation nicht, weil sie nicht bloß gerechtere, sondern auch gütigere Oberhäupter gefunden, und selbst zu Landesherren gediehen sind. Ihre Rechte beruhen also mit den Rechten aller Reichsstände auf Einem heiligen Grunde, den Verträgen einer ganzen Nation, und müssen, solange diese dauert, dauern.

3.

Warum wir noch keine Geschichte der Deutschen haben?[1]

1795.

Gewiß treten Sie nicht der verachtenden Kälte bei mit der einige Stimmen Schmidts Geschichte der Deutschen in ihren letzten Theilen aufgenommen haben. Sie ist, wie man sagt, schonend geschrieben; ich wollte wissen wer in unserer Lage der Dinge, auch auf der Gegenseite, von den Zeiten Maximilians an, eine ganz unparteiische Geschichte Deutschlands zu schreiben wagte? Das eben benannte Werk indessen ist in sich selbst beständig; es ist mit großem Fleiß, nicht ohne Wahrheitsliebe und mit einem heitern ordnenden Blicke verfasset; wer's besser machen kann, mache es besser. Er schreibe eine Geschichte unserer Nation, eine Geschichte der Deutschen.

Eine Geschichte der Deutschen? Wer sind diese? Sind's die Deutschen die Tacitus beschreibet, oder die Vandalen in Afrika, die Sueven und Westgothen in Spanien, die Rügen, Herulen, Ostgothen und Longobarden in Italien, die Burgunder und Franken in Gallien, die Angeln in Britannien, oder gar die Picten in Schottland, die Scandinavier in Norden, die der Geschichtschreiber beschreiben soll? Wir schätzen alle des gelehrten Maskovs Werk,[2] aber

[1] Aus der neuen deutschen Monatschrift.

[2] Geschichte der Deutschen, Leipzig 1726—37. D. Antons Geschichte der Germanen verdient diesem Werk in vieler Absicht beigefügt zu werden.

als eine bloße Antiquität ausgewanderter Völker. Urtheilen Sie ob aus dieſen Zeiten für uns viel mehr als von ihm und andern geleiſtet worden, zu erwarten ſtehet?

Sollen wir Karls des Großen und ſeiner unglücklichen Nachfolger Geſchichte unſere Geſchichte nennen? Er, der uns als Barbaren behandelte, der unſere Hauptvölker, Sachſen, Thüringer, Bayern überwältigt, der unſere alte Verfaſſung zerſtört hat, ſollte unſer Geſchichtsaufführer werden? Möge ſein Bildniß bei Kaiſerwahlen umhergetragen, und auf ſein Schwert und Evangelium dem Papſt der Eid der Treue fernerhin gelobt werden, habe er ſogar unſern Kalender ordnen wollen; er iſt und bleibt ein Frankenkönig, der mit ſeinem ganzen Geſchlecht unſerm Deutſchland in mehr als Einer Rückſicht von Grund aus verderblich geweſen iſt.

Alſo Sachſen, Franken, Schwaben; das alles aber waren Familienkaiſer, die in und außer Deutſchland mit Horden umherzogen, Biſchofthümer errichteten, Horden beſchützten, und in Italien allemal ſo zu Schanden wurden, wie es (ſo ſagen wenigſtens die Italiener) deutſchen Horden geziemte. Jedermann ehret die perſönlichen Verdienſte dieſer Regenten, man gönnet ihnen das Glück, von Rom die Römerkrone erlangt zu haben, und wünſchet nicht daß Gelimer der Vandale, Attila der Hunne, Dſchingiskan und Tamerlan ſie erlangt hätten; in allen dieſen Heereszügen aber wo iſt der Deutſche, wo iſt Deutſchlands Geſchichte?

Allen ältern und neuern Chronikſchreibern und diplomatiſch-ſtatiſtiſchen Kirchen-, Staats-, Lehn- und ſonſtigen Geſchichtforſchern bleibe ihr Werth; was von Maskov, Hahn, Bünau, Ludwig, Gundling, Gebauer, Olenſchlager, Pütter und mehreren einzeln und allgemein geleiſtet worden, behalte ſein anerkanntes Verdienſt, ſo auch die Geſchichte Kaiſer Friedrichs II., Maximilians, Karls V. und was ſonſt im Einzelnen vortreffliches hervorgebracht worden. Bei dem allen aber wo iſt die Geſchichte der Deutſchen?

Nicht deutſcher Kaiſer, nicht deutſche Fürſten und Fürſtenhäuſer, ſondern der deutſchen Nation, ihrer Verfaſſung, Wohlfahrt und Sprache?

Kurz, was noch nicht geſchrieben iſt, zeigt durch ſich ſelbſt genugſam daß es bis dahin noch nicht geſchrieben werden konnte. Wenn dieß geſchehen kann, wird's werden.

Indeſſen verſuche man was man vermag, und ſchreibe Particulargeſchichte. Möſer mit ſeiner Osnabrückiſchen Geſchichte ging voran; Spittler mit ſeiner württembergiſchen und hannöver'ſchen, andere mit der Geſchichte ihrer Länder ſind fortgeſchritten; und vorderhand was wollen wir mehr? Beſtand nicht von jeher Deutſchland aus mehreren Völkern? Hat der arabiſche Kaiſermantel ihm eine Einheit geben können die es nicht von Natur hatte, oder durch eine wirkliche, bindende und bildende Verfaſſung bekam?

Sodann fahre man auf dieſem, dem geprüfteſten Wege fort und ſchreibe:

1. Eine Geſchichte der Nationen Deutſchlands, ihrer Abkunft, Verfaſſung, Sitten und Sprachen.

2. Eine Geſchichte der Meinungen dieſer Nationen dort und dann, ohne oder mit Erfolgen; nur redlich, ganz, und ſo vielſeitig es immer ſeyn kann.

3. Eine Geſchichte der einzelnen und der Zuſammenbeherrſchung dieſer Nationen. Sie iſt nicht bloß die deutſche Kaiſergeſchichte.

4. Eine Geſchichte der Stände in dieſen verſchiedenen Völkern, des gemeinen Mannes, der Geiſtlichkeit und des Adels, ohne Rückſicht auf den Geſichtskreis unſerer Zeiten; treu und ganz. Der obere Stand gelte wie der untere, und allenthalben ſpreche nur der Menſch.

5. Eine Geſchichte des deutſchen Nationalgeiſtes.

Moſer hat einige Bogen darüber geſchrieben; es ward ihm widerſprochen, und behauptet daß Deutſchland gar keinen Nationalgeiſt habe. Er ſetzte dieſer Behauptung gutmüthige patriotiſche Briefe entgegen, die aber wie gewöhnlich an den großen Deutſchen Nemo geſchrieben waren. Da nach dem Begriff der Amerikaner jeder Strom, jeder Baum, jede Wieſe einen Geiſt hat; ſollten die deutſchen Eichen, die deutſchen Berge und Ströme dergleichen nicht auch haben? Es werde alſo der deutſche Nationalgeiſt gegen ſolche Verleumdungen in Schutz genommen, und in Beiſpielen gezeigt daß Deutſchland von jeher, unverrückt, in allen Ständen einen Nationalgeiſt gehabt habe, ſolchen noch habe und ſeiner Verfaſſung nach nothwendig auf ewige Zeiten haben werde —

Mehr als Eine Bürgerkrone verdient der Geſchichtſchreiber einer ſolchen Geſchichte — einen Kranz von Eichen-, Buchen-, Fichten- und Lindenzweigen; nur — muß er ihn ſich ſelbſt flechten.

4.

Hiſtoriſche Zweifel über F. Nicolai's Buch von den Beſchuldigungen, welche den Tempelherren gemacht worden, von ihren Geheimniſſen und dem Entſtehen der Freimaurergeſellſchaft. 1782.

Mit einigen Zuſätzen.[1]

— Si quid novisti rectius istis
Candidus imperti, si non, his utere mecum.

An Herrn —

Sie werden ſich wundern daß ein ſo unfertiger Briefſteller wie ich, Ihnen auf das mir geſtern überſchickte Buch ſo bald antwortet; aber ſo iſt's! Wenn einem Müßigen der Federball gerade zugeflogen

[1] Deutſcher Merkur d. J.

kommt, ſchlägt er ihn mit der Hand weiter oder fängt ihn gar auf. Ich weiß nicht welches von beiden ich thun werde; aber antworten muß ich entweder gleich, oder ich antworte nimmer. Laſſen Sie uns vom Ende anfangen; denn der Anhang über das Entſtehen der Freimaurergeſellſchaft wird Sie wahrſcheinlich mehr intereſſiren als die oft ventilirten Beſchuldigungen des längſt erloſchenen Tempelherrenordens; mit einigen Worten über die letzten wollen wir ſchließen.

Seit Leſſing mir ſeine trefflichen Geſpräche, Ernſt und Falk, im Manuſcript zuſchickte, konnte es nicht fehlen daß ich dieſen Gegenſtand, der mich als einen Laien ſonſt ſchon beſchäftigt hatte, abermals vornahm, und ob ich gleich ſeinem Syſtem von der Entſtehung des Freimaurerordens nicht beiſtimmen konnte, durch die Unterhaltung eines ſo ſinnreichen gelehrten Mannes auf manche Punkte aufmerkſamer wurde. Die Materie iſt mir alſo ziemlich geläufig, und ich fange, ohne fernere Vorrede, ſofort an, Ihnen meine Zweifel über dieſen Verſuch kurz und rund zu ſagen. Wenn ich den dogmatiſchen Ton annehme, geſchieht's nicht aus Anmaßung, ſondern der Kürze halben, und wie mir die Sache vorkommt. Seyen Sie die hiſtoriſche Akademie, der ich dieſen Verſuch freundſchaftlichſt zueigne, indem ich meinen Autor Schritt vor Schritt begleite.

1. Leſſing leitet Maſonei von Tiſch (Maſe) her, und erklärt's durch eine geſchloſſene Tiſchgeſellſchaft. Mas (Mias, Miaſe) heißt allerdings Tiſch, und das Gimazze, Tiſchgeſell, kommt davon her. In ſolchen Sachen, dünkt mich, kann man ſich auf Leſſing verlaſſen. Friſch in ſeinem ſehr bekannten Wörterbuch [1] führt noch aus Kaiſersberg das Wort Masgenoſſen für Tiſchgenoſſen an, und das Wort Maça, Geſelle, ſtammt wirklich davon her. Beim Agricola heißt die Verſammlung der Ritter oder die Tafelrunde Meſſenei, und ich erinnere mich das Wort

[1] S. 647. Siehe auch Schilter Glossar. Teuton. p. 576. 584. 585.

öfter geleſen zu haben. Es iſt auch der deutſchen Sprache völlig analog, wie das Wort Mascopei u. a. beweiſen. Ich bin aber weit entfernt den Urſprung der Freimaurer mit Leſſing hievon herzuleiten; hier iſt bloß von der Abſtammung eines ähnlichen Lauts die Rede.

2. Gegentheils kann es gar nicht ſeyn daß dieſe Maſſonei von Massue (Clava, eine Keule) herkommt, als ob's societas clavata wäre; [1] woher unſer Autor ſogar das Wort Club herleitet. Club kommt her entweder von kleiben, zuſammen rufen (angelſächſiſch clypian), oder beſſer von kleiben, umfaſſen (angelſächſiſch clyppan).[2] Wir haben noch in unſerer Sprache den Ausdruck wohlbekleiben, d. i. genau zuſammenbleiben, ſo wie das eigentliche Wort Klubbe oder Kluppe. Wir ſagen noch, jemand in die Klubbe nehmen, d. i. ins Enge bringen u. ſ. Doch wozu mehrere ſolcher Wortforſchungen, auf die es hier gar nicht ankommt? Freimaurerei hat weder von Tiſch noch Prügel den Namen, ſondern von Frei- und Maurerei, wie das Wort ſagt. Free-Mason, Franc-Maçon iſt der Name, und das deutſche Wort iſt bloß überſetzt.

3. Noch weniger trifft's dahin daß Kirchen der Tempelherren de la Mason geheißen haben. [3] Das Wort Mason, Maison, Haus, war in der mittlern Zeit oft und in mannichfaltigem Gebrauche, wie die Veränderung desſelben in masagium, massagium, Masucagium, masata, mansura, mansio, mansionarius u. ſ. zeigen. [4] Noch brauchen wir's häufig bei adlichen, geiſtlichen, ritterlichen Familienbeſitzthümern, und das deutſche Haus z. E., d. i. das Haus des deutſchen Ordens, Prinz des Hauſes, Recht des Hauſes, ſind jedermann bekannt. Es gab alſo wirklich eine Zeit

1 Nicolai S. 157.
2 S. Wachters Glossar. S. 846.
3 Nicolai S. 158.
4 S. du Fresne Glossar. med. latinit.

wo in gewiſſen Gegenden der Tempelherren Reſidenzen vorzüglich das Haus genannt werden konnten; und der Name blieb, wie immer ſolche Namen bleiben. — Alſo näher zur Sache. Der Verfaſſer findet es für gut auf die Roſenkreuzer zurückzugehen; Schade aber daß ich mich auch über den Urſprung dieſer Geſellſchaft, die übrigens mit den Freimaurern gar nicht zuſammenhängt, noch viel weniger mit ihnen eins iſt, in keinem einzigen Punkt genau und ganz begegnen kann; denn

4. Es iſt ganz unbewieſen daß Valentin Andreä je eine Geſellſchaft der Roſenkreuzer habe ſtiften wollen, oder etwas der Art im Sinne gehabt habe. Er fand eine zahlreiche Geſellſchaft, ja vielerlei Secten und Gährungen vor ſich, die er mit ſeinen paar Schriftchen theils zum beſten haben, theils von ihren Träumen abbringen wollte. Ich will jedes Wort das ich geſagt habe beweiſen.

Andreä ſelbſt ſagt in ſeiner geſchriebenen Lebensbeſchreibung, die ich mit einer Zuſchrift und Randgloſſen ſeiner eignen Hand aus der wolfenbüttel'ſchen Bibliothek gehabt habe: jam a secundo et tertio post millesimum sexcentesimum coeperam aliquid exercendi ingenii ergo pangere, cujus facile prima fuere Esther et Hyacinthus Comoediae, ad aemulationem Anglicorum histrionum juvenili ausu factae, e quibus posterior, quae mihi reliqua est, pro aetate non displicet. Secuta sunt Veneris detestatio et Lacrymae, tribus dialogis satis prolixis, quae invito me perierunt. Superfuerunt e contra *nuptiae Chymicae, cum monstrorum foecundo foetu ludibrium*, quod mireris a nonnullis aestimatum et subtili indagine explicatum, plane futile et quod inanitatem curiosorum prodat. Atque haec scriptionum praeludia fuere, quibus illam variae lectionis ingurgitationem exoneravi. — Alſo war ſeine chymiſche Hochzeit bloß ein ludibrium, damit er die zahlreichen monstra ſeiner Zeit durchzog; er ſieht's ſelbſt als eine

Komödie oder Roman an, mit dem er ſich ſeiner übermäßig geſammelten Lectür habe entledigen wollen. Und wahrlich, das iſt das Buch, jedem der's uneingenommen lieſet. Andreä hatte Dichter, Hiſtoriker, Philoſophen, Theologen, Chymiſten u. ſ. geleſen; er hatte ungeheuer viel geleſen, wie man aus allen ſeinen Schriftchen ſiehet. Er war ein ſeiner Kopf voll Einkleidung und Dichtung, wie er denn beinahe nichts ohne Fiction ſchreiben konnte (auch dieß zeigen alle ſeine Schriften). Jetzt war er 21 (nicht 28) Jahr alt, da er den wirklich ſchönen Roman die chymiſche Hochzeit ſchrieb; und ſein eigenes Bekenntniß, ſowie auch der ganze Inhalt und Ton der Schrift, zeigen durchaus daß die erſten weitausſehenden Abſichten ihm ganz fremde geweſen, die ihm der Verfaſſer des Anhangs zuſchreibt. Er fand eine ungeheure Secte vor ſich, hatte ſich auch an ihren Büchern vollgeſtopft, und wollte — ſich erluſtigen, oder ſie etwa beſſern und von Thorheiten zurückführen; nicht aber brütete er, auch nur mit Einem Gedanken, die Secte aus.

Und welches war die Secte, **foecundus foetus monstrorum**, die er vor ſich fand, und die ihm zum **ludibrio** diente? Das weiß jedermann aus der Geſchichte des Jahrhunderts: es waren die Paracelſiſten, Weigelianer, Alchymiſten u. ſ., die vom Jahrhundert der Reformation her Deutſchland überſchwemmten, und um ſo ſtärkern Anhang hatten, je mehr ſie gedrückt und verfolgt wurden. Die Theologen haßten ſie als Ketzer, die Aerzte als Marktſchreier, die Schulphiloſophen als Schwärmer; der große Haufe indeß traute ihnen Wunderdinge zu, weil ſie ſich in das Kleid der Einfalt, Frömmigkeit, Demuth, oft willkürlicher Armuth und einer Bereitwilligkeit allen zu dienen einhüllten, auch wirklich, wie unläugbar iſt, vieles Gute hatten. Man weiß daß Arndt (den Andreä ſehr hoch hielt und um deßwillen er viel leiden mußte) aus Weigels Schriften manches in ſein wahres Chriſtenthum einrückte, und ſo, wie überhaupt die Extreme immer neben einander ſind, konnte es

nicht fehlen daß, da in der Theologie der elendeſte Streitton, in der Philoſophie der leereſte Wortkram herrſchte, ſich die denkenden Köpfe und fühlenden Gemüther auf die Gegenſeite zuſammenrotteten, und auch da bei ſo lockenden und ſchlüpfrigen Abwegen ſich zu weit verloren. Chymie, Alchymie, Myſtik, Traumdeuterei, Aſtrologie waren im höchſten Anſehen, und es konnte nicht anders ſeyn als — wie es ja auch jetzt wieder zu werden anfängt — daß mancherlei Betrug und Wahn dahinter ſeine Zuflucht ſuchte. Beiden Extremen ging alſo der vortreffliche Andreä in allen ſeinen Schriften zu Leibe; der leeren Wortklauberei wie der Geiſtſucherei (wenn mir das Wort erlaubt iſt), der herrſchenden Streitbegier wie dem Betruge der im Finſtern ſchleichet. Meiſtens that er's ſpielend; aber ſein Spiel war voll Ernſt, voll Scharfſinn, voll Güte des Herzens und umfaſſender Ausſicht. Solch ein Spiel war auch ſeine **Fama Fraternitatis**, [1] nebſt der allgemeinen und Generalreformation der ganzen weiten Welt, darin er die Geſchichte von einem Chriſtian Roſenkreuz, der ſchon in ſeiner chymiſchen Hochzeit erſchienen war, weiter dichtete, ſie mit Reiſen, Wunderzügen, Regeln und Confeſſion einer geheimen Geſellſchaft ausſchmückte, wie ſie das Zeitalter liebte und in hundert ähnlichen Träumen im Ernſt glaubte. [2]

5. Aber wie kam er zum Namen Roſenkreuz? Exiſtirte der Name ſchon als Secte? oder iſt er, wie unſer Verfaſſer ſagt, „allego-

[1] Die **Fama Fraternitatis** iſt wirklich 1615 gedruckt; ſie war aber viel früher ſchon im Manuſcript umhergegangen. Denn Haſelmeier in Tyrol hatte ſie ſchon, wie er ſelbſt ſagt, 1610 geleſen, und beantwortete ſie 1612 ſchon mit einem gedruckten Schreiben, das ſich anhebt: „wie Geringfügige von der Theophraſtiſchen verworfnen Schul und tyroliſchen Mineralgebirg wünſchen." Es erhellet alſo, bei welcher Gattung Leuten die Andreäiſchen Schriftchen anſchlugen.

[2] Man ſ. hierüber noch weitere Erläuterungen des Verfaſſers in ſeiner Vorrede zu Sonntags Ueberſetzung von Andreä's Dichtungen 1786. (Im **XIII.** Band der Werke zur ſchönen Literatur und Kunſt.) H.

riſch, daß das Kreuz die Heiligkeit, Roſen die Verſchwiegenheit der Geſellſchaft andeuten ſollten? Daher kommen," fährt er fort, „die drei Roſen auf den Schürzen der Freimaurer u. ſ." [1] Nichts von allem! Daß Kreuz und Roſen bei Alchymiſten und Theoſophen lange ſehr beliebte Zeichen geweſen, iſt bekannt; daß der Name Ritter vom Roſenkreuz ſchön klingt, ſagt uns das Ohr; bei Andreä kam aber eine andere ſimple Urſache, halb Spaß, halb Ernſt hinzu, warum er in der chymiſchen Hochzeit ſeinem irrenden Ritter, der im Grunde er ſelbſt iſt, dieſen Namen wählte — nämlich — erſchrecken Sie nicht — das Kreuz und vier Roſen waren ſein Familienpettſchaft; er konnte und mußte ſich alſo im eigentlichen Verſtande Ritter von Roſenkreuz nennen. Schon ſein Großvater, der berühmte Jakob Andreä, [2] hatte es, und da dieſer eines Schmieds Sohn war, und das Geſchlecht zuerſt heraufbrachte, ſo hatte er's, als ein eifriger Lutheraner und Mitverfaſſer der Formulae Concordiae, wahrſcheinlich aus Luthers Pettſchaft mit dem bekannten Vers:

Des Chriſten Herz auf Roſen geht,
Wenn's mitten unterm Kreuze ſteht,

gewählt. Andreä ſpielt in ſeinen Schriften oft darauf an, und findet unter dem Kreuz die wahren Roſen, d. i. Weisheit, Freude und Ruhe der Seele, doch ohne theoſophiſche Grillen und myſtiſche Gaukeleien — —

Die Theophraſten nahmen das Ding anders; denen kam der Name, die Fiction von Chriſtian Roſenkreuz aus Fez und Da-

[1] S. 71.

[2] S. Fama Andreana reflorescens, curante Jo. Val. Andreae 1630, bei den Bildniſſen der Familie. Der Sohn unſers Valent. Andreä nannte ſeine beiden Töchter Augustana confessio, die andere Formula concordiae, woraus man den Geiſt der Zeit abnehmen kann, wenn man ihn nicht ſonſt ſchon aus hundert Denkmalen wüßte.

maskus, die chymiſche Hochzeit und geheime Fraternität recht. Jeder knüpfte dran oder ſog daraus was er wollte; dem Kinde war ein neuer Name gegeben, und das hatte man erwartet. Es iſt unglaublich wie viel Schriften und Schriftchen in den Jahren 1614—1619 über die Fraternität herausgekommen, und wie ſchnell manche wieder gedruckt ſind. Ich kann Ihnen, da der Autor 2 anführt, gegen 50 anführen, die ich alle vor mir habe; die größern Werke von Fludd, Maier u. a. noch ungerechnet. Was unſer Verfaſſer davon anführt, iſt ſehr unvollſtändig; es iſt aber auch kaum der Rede werth, in langen Titeln der Art vollſtändig zu ſeyn, wenn man nicht den Zweck hat eine charakteriſtiſche Geſchichte dieſer Secten zu ſchreiben, welches jetzt meine Abſicht nicht iſt. — Genug! Andreä ſah bald was ſein Spaß für ernſtliche Verwirrung in den Köpfen dieſer Leute machte, und that was er konnte ſeine Abſicht deutlicher zu erklären. Er ſchrieb ſeine *Turris Babel*, ſeine *Institutio magica pro curiosis*, ſeine *Invitatio ad fraternitatem Christi* — und was ſoll ich alle ſeine Schriftchen anführen? denn in jeder kommt etwas dieſer Art vor. Ich wünſchte daß der Ungenannte, der im deutſchen Muſeum und ſonſt einige Gedichte, Parabeln und Geſpräche von ihm bekannt gemacht, und ein Denkmal desſelben aus ſeinen Schriften für unſere Zeit verſprochen hat, ſein Wort bald erfüllte. Es iſt ein ungemein ſcharfſinniger, die Welt kennender, dichteriſcher, lieblicher Geiſt in ſeinen Fictionen, und viele derſelben hat unſere Zeit hochnöthig — — Schon das iſt ein Zeichen von der wunderbaren Ueberlegenheit dieſes Mannes über ſein Zeitalter daß ein jugendlicher Scherz, eine geiſtliche Kurzweil, wie er's nannte, in ein paar Bogen von ihm, gedruckt und ungedruckt, ſo viel Bewegung machte. Nicht jedermann gelingt's einer ſo zahlreichen und unter ſich ſelbſt ſo verſchiednen Secte, ja einem Neſt von Secten, in den cultivirteſten

Ländern auf einmal einen Namen zu geben durch — einen Spaß seines Pettschafts.[1]

6. Dagegen aber ist's völlig unerweisbar „daß Andreä mit seiner Fama und Reformation der ganzen Welt, dem Baco zu seiner *Instauratio magna*, wo nicht die erste Idee, doch einen Antrieb mehr gegeben habe," wie unser Autor vorgibt. Wer die Schriften Baco's und die Fraternität gelesen, wird sich wundern wie die beiden Sachen zusammen kommen: hier Scherz, dort der gründlichste Ernst, der aus des englischen Weltweisen ganzer Seele herausgeht, und, wie offenbar zu sehen, sein Nervensaft, das Werk seines Lebens und Daseyns ist. Alle seine Schriften greifen so sehr in einander, er wiederholt seine besten Gedanken so oft und auf so originale Weise, daß man sieht sie sind aus seinem Herzen erwachsen, in seiner Brust genähret. Zumal die Instauratio magna scientiarum, was hätte sie mit dieser allgemeinen Reformation im Munde eines Rosenkreuzers gemein? Auch den Titel nicht einmal, denn dieser lag in der Sache, im Inhalt des Werks selbst; und wie große Titel hatten Lullus und die Scholastiker schon gebrauchet! — Die Einkleidung seiner Atlantis (so heißt das Buch, nicht Atalantis, wie hier immer gedruckt ist) dürfte nicht die mindeste Beziehung auf Andreä oder die Rosenkreuzer haben. Es ist ein Roman, wie es damals ja mehrere gab, wovon

[1] Mehr als das Angezeigte und Erwiesene hat Andreä nie mit den Rosenkreuzern zu thun gehabt, auch nicht zu thun haben wollen. Da er in Worten und Schriften zur Fraternität des Christenthums rief, that er's auch im Werk, und stiftete 1620 eine societatem christianam, die er in seinem Leben selbst beschreibt; es war eine Gesellschaft der Wohlthätigkeit und Milde, die viel gutes gewirkt hat. In seinem Leben sagt er, wenn er auf diese Schriftchen kommt: Successit demum post unam alteramque ad fraternitatem Christian. invitationem *ludibrio illo Rosencruciano oppositam*, ille plenus invidia Menippus etc. So sah er also die Sache fortgehend an; auch in seinem Theophilo sind starke Stellen gegen die Rosenkreuzer.

ich des Morus Utopien, Knights Mundus alter et idem, des Campanella Civitas Solis allein anführe, und aus Büchern, die dem Baco gewiß näher waren, viel mehr anführen könnte. Jedermann weiß wie der Geschmack an wunderbaren Ländern und Reisen damals herrschte; nicht in England allein, wo unter der Königin Elisabeth Virginien entdeckt ward, und unter Jakob der Ritter Raleigh ja das Goldland entdecken wollte, sondern beinahe in allen Ländern Europens. Reisebeschreibungen kamen häufig heraus, erdichtete und wahre; wie in den dunkeln Zeiten die Pilgrimschaften das beliebte Vehiculum geistlicher Romane gewesen waren, so wurden es jetzt Entdeckungen, Schifffahrten, Reisen. Baco fand also die platonische Atlantis wieder, und kramte seine gelehrten Ideen auf derselben aus, wie Sidney sein Arkadien schrieb, und nach der Zeit so viele Utopien, glückliche Inseln u. dergl. geschrieben wurden. Unserm Philosophen war die Einkleidung und Dichtung des Ganzen überhaupt das kleinste; in ihnen geht der Philosoph oft mit dem Dichter durch. — Kurz die Atlantis hat mit den Dichtungen der Rosenkreuzer im wesentlichen und ganzen nichts gemein; der weiße Turban und das rothe Kreuz auf demselben, die einmal als Zierat vorkommen, sind Zierat im Geschmack der damaligen Zeit, wo ausländische und Riteridеen sich mischten. — Endlich wie können doch Rosenkreuzer zu Bacons Instauratio magna auch nur Anlaß, geschweige die erste Idee gegeben haben? Baco war 1561 geboren;[1] schon in seiner Jugend bezeigte er einen Ekel am Aristoteles; 1586 schrieb er schon seinen Temporis partum maximum, welcher Name weit mehr als Instauratio magna sagen wollte, und den Vorriß seines großen Baues der Wissenschaften enthielt, wie er nach 40 Jahren selbst sagt; 1605 kam sein Buch vom Wachsthum der Wissenschaften heraus, an dem er von Jugend auf gearbeitet hatte,

[1] S. Baco's sehr vollständige Lebensbeschreibung in der Britt. Biographie, Th. 1. S. 301, deutsche Ausgabe.

und die gefärbte Dunſtwolke der Roſenkreuzer entſtand 1614, 15, alſo 10 Jahre, und nach dem erſten Werk, das auch Gruter geſehen hat, beinah 30 Jahr ſpäter. —

7. Ebenſo unbewieſen iſt's, daß Baco's Schriften, zumal ſeine Atlantis, mittelbar oder unmittelbar zu Errichtung einer Geſellſchaft eſoteriſcher Wiſſenſchaften, in der man die Geheimniſſe der Roſenkreuzer geſchwinder zu erfahren hoffte, Anlaß gegeben, und daß dieſe 1646 errichtete Geſellſchaft der Orden der Freimaurer geweſen oder geworden ſey.[1] — Ohne Zweifel werden Sie, mein Freund, hier am aufmerkſamſten werden; und ich ſelbſt bin es, denn alles vorige gehört bewieſenermaßen nicht hieher. Dieſer Punkt muß alſo ſtrenge dargethan werden, wenn in der Hypotheſe des Verfaſſers vom Entſtehen des Freimaurerordens etwas bewieſen ſeyn ſoll. Gerade aber er iſt nicht bloß unbewieſen, ſondern völlig geſchichtswidrig.

Daß Baco zur Errichtung der Societät der Wiſſenſchaften in London Anlaß gegeben, iſt bekannt; es iſt aber auch Fabel daß er dieß vorzüglich durch ſeine Atlantis gethan habe. Sein König Salomona in Ben Salem (Jakob I.) führte von ſeinem Entwurf nichts aus, und der Sohn desſelben mit dem Palmzweig (Karl I.) konnte davon nichts ausführen. Einzelne Gelehrte verſammelten ſich; und es wäre ſchlimm wenn dieſe ſich der Einkleidung der Atlantis wegen verſammelt hätten, zu der ſie in den damaligen verwirrten Zeiten ſo wenig Ausſicht vor ſich ſahen; ſie thaten's aus Liebe zu den Wiſſenſchaften und der neuen Methode ſelbſt, die Baco in ſeinen größern Schriften ſo nachdrücklich empfohlen hatte. Eben weil ſie ſahen daß der Traum der Atlantis hin war, oder daß man noch lange darauf warten müßte, griffen ſie das Werk ganz romanlos an, wie Sprats Geſchichte der Societät deutlich ſaget.

[1] Nicolai, S. 183—193.

Nun aber ist's ganz unbewiesen daß sich dieser exoterischen Gesellschaft entgegen eine esoterische zusammengethan habe, und daß dieß das Entstehen der Freimaurergesellschaft gewesen, die Aschmole so nach 1646 errichtet habe. Wer war begieriger als ich, von dieser unerhörten Sache den Beweis [1] aufzuschlagen? und wer war erstaunter als ich, da ich ihn aufschlug? Gerade das entschiedenste Gegentheil enthält die Stelle von dem was der Verfasser sagt, und ich begreife die Citation noch im geringsten nicht. So heißt die Stelle: „Den 16 Oct. 1646 wurde Aschmole zu einem Mitbruder der alten und ehrwürdigen Gesellschaft der Freimaurer erwählt, welches er für einen sehr vorzüglichen Charakter ansah. Er hat uns daher von der Loge, welche zu Warrington in Lancashire angelegt worden, eine sehr umständliche Nachricht ertheilt; und in einigen seiner Handschriften sind sehr schätzbare Sammlungen befindlich, welche die Geschichte der Freimaurer betreffen." Also war die Gesellschaft der Freimaurer schon eine alte, ehrwürdige Gesellschaft da Aschmole in sie trat, eine Gesellschaft, deren Alterthum er als Alterthumsforscher zum Gegenstand seiner Untersuchungen machte. Und Aschmole hätte sie errichtet? Sie hätte zu Warrington eine Zusammenkunft gehalten, aber zu London zuerst ihre Consistenz bekommen? Ich fordre Sie auf, mein Freund, mir in Schriften alter und neuer Zeit eine unstatthaftere Citation zu zeigen.

Und die weitläuftige Note [2] der Lebensbeschreibung setzt ja den Umstand dieser Aufnahme und der Untersuchungen Aschmole's über das Alterthum der Gesellschaft in ein vielleicht nur zu helles Licht. Es wird die Quelle angeführt woher der Lebensbeschreiber den Umstand hat: es sind Briefe die Dr. Knipe dem Verfasser mitgetheilt, in denen folgendes die Stelle ist aus der jene Relation floß: „In

[1] Biogr. Britann. Th. 4. Der Uebers. S. 740.
[2] Note E. S. 740.

Ansehung der alten Gesellschaft der Freimaurer, von welcher ihr so viel zu wissen begierig seyd als man mit Gewißheit wissen kann, will ich euch bloß so viel melden daß dafern unser würdiger Bruder E. Aschmole seinen gehabten Vorsatz zu Stande gebracht hätte, unsere Brüderschaft ihm eben so viel zu verdanken gehabt haben würde als die Brüder von dem hochansehnlichen Orden des Hosenbandes." (Aschmole schrieb nämlich eine Geschichte desselben in Folio, deren Titel ich unten anführe.[1] „Ihr habt nicht Ursache euch diesen Ausdruck befremden zu lassen, oder denselben für gar zu vermessen zu halten. Die Oberhäupter dieses Ordens haben es nicht für schimpflich gehalten unsere Mitbrüder zu seyn; und es hat Zeiten gegeben, da sogar Kaiser Freimaurer gewesen sind." (Hier folgt der Umstand den Hr. N. anführt, daß die Bulle unter der Regierung Heinrichs III nicht die Freimaurer, sondern die Maurer angehe; er hat sie mitten aus der Erzählung, die gegen ihn ist, herauszureißen für recht gefunden; ich wiederhole sie also nicht. Der Briefsteller fährt fort:) „In Ansehung der Zeit und der Art und Weise dieser Anordnung (des Freimaurerordens) will ich etwas aus diesen Sammlungen (nämlich des E. Aschmole) erzählen. St. Alban, der erste Märtyrer von England, hat das Maurerhandwerk allhier eingeführt, und von seiner Zeit hat dasselbe, wie es der Lauf der Welt mit sich gebracht hat, bald mehr, bald weniger geblühet, bis auf die Zeiten des Königs Adelstan herab." — — Erlauben Sie daß ich nicht weiter fortfahre. Der Alterthumsforscher Aschmole gefällt mir so wenig als Aschmole der Astrolog und Adept. Er führt den Orden durch die normännischen Fürsten bis auf seine Zeiten hinunter; das merkwürdigste dabei ist daß er eine Parlamentsacte Heinrichs VI gegen die Freimaurer anführt, die ihnen Capitel und Logen zu halten verbeut, und nachher, heißt es,

[1] The Institutions, Laws and Ceremonies of the most noble Order of the garder by Elias Ashmole. Esq. Lond. 1672 fol.

aufgehoben wurde. Ich wäre dieſe Acte, die in Ferdin. Pultons Collect. of Statutes Henr. VI cap. I ſtehen ſoll, zu leſen begierig. Uebrigens geſteht der Verfaſſer dieſer Nachricht daß „weil dieſe Geſellſchaft ſo alt iſt, daß ſie beinah höher hinaufſteigt als die Urkunden reichen, ſo ſey es kein Wunder daß die Geſchichte derſelben mit Fabeln vermiſcht ſey u. ſ.“ Gnug für uns daß Aſchmole dieſe Geſellſchaft 1646 nicht geſtiftet, ſondern als einen Gegenſtand des grauen Alterthums betrachtet und ſogar bis auf St. Alban zurückgeführt habe. Noch beſchreibt Aſchmole ſelbſt eine Loge, der er 1682 um 5 Uhr Nachmittags in der Maurerhalle in London beigewohnet, in der er der älteſte geweſen, indem ſeit ſeiner Aufnahme 35 Jahr verfloſſen waren. Er nennt die Mitglieder und ſagt: „wir wurden alle in dem Weinhauſe des halben Monds in Cheapſide mit einer ſchönen Mahlzeit bewirthet, welche auf Koſten der neuaufgenommenen Freimaurer zugerichtet worden.“ Das waren alſo die eſoteriſchen Wiſſenſchaften, die, nach der Meinung unſers Verfaſſers, die von Aſchmole 1646 aufgerichtete Geſellſchaft der Fr. M. trieb! Und dieß iſt der Grund ſeines ganzen Gebäudes! Wie werden Folgen, die Sparren und Latten des Gebäudes ſeyn! Doch ich habe mich müde geſchrieben; leben Sie wohl. [1]

[1] Zwei Zuſätze des Verfaſſers:

1) Roſenkreuzer.

Kaum ſcheinen zwei Symbole weiter auseinander zu liegen als das Kreuz und die Roſe; dieſe ein Sinnbild der Freude und des Vergnügens, der Jugend und Schönheit, der Luſt und Liebe; jenes ein Symbol des Schmerzes und der Schmach, der Geduld und gänzlichen Unterwerfung. Indeſſen hat die menſchliche Phantaſie, durch das Chriſtenthum begeiſtert, auch ſie zu vereinigen gewußt; am Fuß und auf der Dornenkrone des Kreuzes entſprangen Roſen. Der Roſenkranz in den mittlern Zeiten und ſo manche Brüderſchaften desſelben zierten ſich mit dieſen Symbolen; der Myſtik war ſie ſehr willkommen, da ſie Luſt und Schmerz, Liebe und Geduld, Schmach und Ehre in den höchſten Extremen paarte. Die Vereinigung dieſer Symbole muß man alſo nicht als eine Erfindung dieſes und

Zweiter Brief.

Sie glauben doch nicht daß ich mir aus dem Hrn. Aſchmole, Aſtrolog und Antiquarius des Ordens der Freimaurer, ſo viel mache?

jenes betrachten; Kreuz und Roſe ſprechen ſich ſelbſt aus, und die Brüderſchaften des Roſenkranzes, nebſt vielen geiſtlichen Deviſen und Emblemen bereiteten genugſam zu einer Geſellſchaft vor die ſich Roſenkreuzer nannte. Es durfte nur eine Anregung ſolcher Art, als Joh. Valentin Andreä's fama fraternitatis und eines Chriſtian Roſenkreuz erdichtetes Daſeyn, um den lieblichen Namen aufzufangen, und eine ſchon vorhandene zerſtreute Schaar fahrender Ritter mit dieſem doppelten Symbol zu bezeichnen. Das Kreuz genommen hatten ſo viele Wallfahrer nach dem heiligen Grabe; Kriegsheere, ja alle Chriſtenkinder und Heiligthümer wurden damit bezeichnet; warum ſollte man nicht dem Kreuz die Roſe zufügen, um nach eines Chriſtian Roſenkreuz Grabe im Geiſt zu wallfahrten? Waren doch in ſeinem erdichteten Leben ſowohl als im Bekenntniß der Brüderſchaft alle geheimen Wünſche der Menſchen, nach Vollkommenheit, Brüderlichkeit, langem Leben, dem Stein der Weiſen, einer allgemeinen Reformation der Welt u. ſ. vereinet. Allenthalben alſo, ſobald die fama fraternitatis erklang, ſuchte man dieſe geheime Geſellſchaft, glaubte ſie ſich nahe, ja ſich in ihr; denn allerdings ſollten, nach ihres Dichters Wunſch, alle erleſenen Menſchen zu ihr gehören.

Einige Urſachen beförderten im Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts die gefällige Annahme dieſes Wahnes. Im Jahrhundert der Reformation waren ſo viel Secten ſtürmend ausgebrochen, die alle mit dem Ausgange einer Reformation, die das Ganze der Welt nicht hatte verbeſſern können, unzufrieden waren; ſie wollten weiter hinaus, die Wiedertäufer, die Weigelianer, die Schwärmer. Größtentheils war ihre Gährung verüber; und um den Wunſch nicht ganz aufzugeben, war es jetzt ein angenehmer Traum ſich dieſe zerſtreute, verborgne Brüderſchaft im ſtillen aufs allgemeine und größeſte Gute wirkend zu denken. Von Worten und Waffen ſchritt ſie gleichſam zur ſtillen That. Noch willkommner ward ihr Wunſch dadurch daß man die Zeiten ahnte die kommen würden, und die man ſchon auf dem Herzen fühlte. Der böſe dreißigjährige Krieg war im Anzuge; es war die ſchwüle Stille vorm Ungewitter, da jedes erfriſchende Lüftchen wohl thut. Die ſtreitenden Theologen endlich, die im Kampf gegen ihre ehemaligen Feinde zu große Sieger worden waren als daß ſie nicht auch den kleinſten Ruf von einem neuen Feinde beachten müßten, ſie gaben der Fama ein

Ich kann's indeſſen nicht läugnen daß ich ſeine Sammlungen über die Geſchichte desſelben, oder ſein Leben von ihm ſelbſt geſchrieben, ſehen möchte. Was der Verf. ſeiner Lebensbeſchreibung hievon an-

Gewicht das ſie nicht hatte, und breiteten ſie dadurch aus. Daher daß der Erfinder dieſer Dichtung, Andreä, in ſpätern Jahren ſie ſelbſt zurückwünſchte, da er ihren Mißverſtand und Mißbrauch ſah; es kamen Zeiten da man ſich weſentlicher und wahrer zuſammenthun mußte als durch Dichtungen ſolcher Art, die in der Luft ſchwebten. Der Freund der Nothleidenden, Andreä, ſtiftete auch dieſe reellere Geſellſchaft.

Wie gern lebt das Publicum im Wahne! Was zu unſerer Zeit die geheimen Jeſuiten, waren damals die Roſenkreuzer; allenthalben und nirgend. Sehe man auf die „gute Einfalt unſerer Vorfahren, die Broſchüren ſolcher Art glauben konnte," nicht ſo verachtend herab; wie erbärmlichen Wahnſchriften hat man zu unſerer Zeit nicht geglaubet!

Was die Roſenkreuzer herunterbrachte, war der hellere Aufgang der Künſte und Wiſſenſchaften ſelbſt. Hermetiſche Aerzte, Paracelſiſten, Goldmacher, Lebenseſſenzbereiter, müßige Köpfe die nach einem Bilde der Vollkommenheit ſtrebten, Myſtiker, halbgelehrte Schwätzer und Panſophen hatten ſich an den ſüßen Namen gehalten; je mehr die wahren Wiſſenſchaften, Naturkunde, Chemie, Arzneikunſt, je mehr wahrhaft gelehrte Akademien und Geſellſchaften in Gang kamen, deſto mehr fiel das Anſehen der Alchymiſten und Roſenkreuzer. Vor einer Societät der Wiſſenſchaften in London konnte Robert Flud nicht beſtehen; Leibnitz und Jakob Böhm paaren ſich ungleich. Nicht eben das vortheilhafteſte Zeichen iſt's alſo für den Ruhm unſerer Zeit wenn wir wieder rückwärts gehen, und nach Chriſtian Roſenkreuz Grabe wallfahrten. Als Dämmerung waren jene Beſtrebungen zu ihrer Zeit gut, heilſam, nothwendig; es haben ſich in ihnen große Seelenkräfte geäußert; wer wird aber immer dämmern und träumen wollen wenn die Sonne hoch am Firmament ſteht?

Irrig iſt's alſo auch ganz und gar wenn man Freimaurer und Roſenkreuzer für eins hält, und das Erſcheinen jener in der literariſchen Welt von Andreä's Fama an datiret. Von Freimaurern wußte wahrſcheinlich Andreä nichts, die auch einen ganz andern Urſprung, andere Namen, eine andere Tendenz und Verfaſſung haben. Daß ſich zu jeder Zeit hie und dort Roſenkreuzer zu ihnen thaten, wohl gar ihr Werk und Weſen in jene Geſellſchaft brachten, iſt bekannt, auch aus der Natur geheimer Geſellſchaften erklärlich. — —

führt, ist eine Nachricht durch einen dritten, dazu eine so späte und beinahe anonyme Nachricht. Ich führte sie nur an weil Herr N. sein Entstehen der Freimaurergesellschaft darauf gründet, und lasse dabei die ältere Geschichte des Ordens ganz an ihren Ort gestellt seyn.

Wir blieben neulich dabei stehen daß der Orden, besage des angeführten Citatum, nicht von Elias Aschmole 1646 gestiftet sey. [1] Lassen Sie uns jetzt sehen,

[1] 2) Note aus der Handschrift des Verfassers:

Von Elias Aschmole noch ein Wort. In meinem ersten Briefe citirte ich die Stelle aus seinem Leben, wie ich sie in der brittischen Biographie fand, und sie der ehrwürdige Dr. Knipe commentiret. Sie sagte nicht was sie für Hrn. N. sagen sollte, ja sie sagte wider ihn aus, und das war zur Sache gnug. Seitdem ich Aschmole's Geschichte des Ordens vom Hosenbande gelesen, muß ich dazu setzen daß mir die ganze Stelle verdächtig vorkommt, wenigstens ist's gewiß falsch was Dr. Knipe vom Alter des Freimaurerordens über sie ausgießt. Aschmole fängt sein gelehrtes und fleißiges Werk mit einer Abhandlung vom Ritterthum überhaupt an, und geht alle Orden durch die ihm in der Welt bekannt sind, so daß er die Ritter des Königs Montezuma in Mexico nicht ausschließt; von der Freimaurergesellschaft kein Wort. Also ist's Wind, wenn Knipe sie dem hochansehnlichen Orden des Hosenbandes gleich schätzt, und den Elias Aschmole auch über sie eine Geschichte schreiben läßt die von St. Alban anfangt. Lesen Sie Aschmole's Geschichte, und die Lüge wird Ihnen nur zu plump vorkommen; einem Geschichtschreiber, wie Aschmole, konnte solche Deduction auch nicht träumend in den Sinn gekommen seyn. Ja da dieses sein Buch, in dem er alle Orden und Gesellschaften durchgeht, 1672 herausgekommen, und er 1646 in die alte und ehrwürdige Gesellschaft der Freimaurer aufgenommen seyn soll, der er mit keiner Sylbe erwähnet — was ist wahrscheinlicher als daß die ganze Stelle in seinem Leben die von der Freimaurerei redet, auch zu dem Staube gehört den Lessing in seinem Ernst und Falk den Blinzenden aus den Augen wischen wollte. Aschmole's Leben kam 1717 heraus, da die Forgeries dieser Art schon völlig im Lauf waren — — Wenigstens behält Lessing immer Recht daß vor dem Anfange dieses Jahrhunderts in keinem gedruckten Buche von der Freimaurerei Meldung geschehen, denn Aschmole's Leben ist 1717 gedruckt worden. Die Stelle mag übrigens ächt

8. daß er nicht zu den esoterischen Rosenkreuzerwissenschaften gestiftet seyn dürfe, deren Genealogie und Indicien der Verf. anführt. [1] Als Laie kann ich nur aus gedruckten Büchern reden, aber aus eben den gedruckten Büchern aus denen der Verf. des Versuchs folgert.

Er hält's für die Absicht der Gesellschaft „im eigentlichsten Verstande das Salomonische Haus zu bauen, welches die neue Atlantis beschrieben hatte. Auch sollte es so unbekannt bleiben wie die Insel Bensalem war, das heißt, die Kenntniß der Natur der Dinge sollte in dieser Gesellschaft esoterisch gelehrt werden. Die Stifter dieser Gesellschaft stellten ihre Absicht bildlich vor. Zuerst bildeten sie die alten Säulen des Hermes ab, aus deren geheiligten Nachrichten Jamblichus alle Zweifel Porphyrs beantwortete. Darauf stieg man auf sieben Stufen zu einem Exchequer oder viereckig getheilten Boden, die höhere Kenntniß anzudeuten; und darauf kamen die Sinnbilder der Schöpfung oder des Werks der sechs Tage, welche der Gegenstand des Salomonischen Hauses seyn sollten. Es waren eben dieselben die auf dem Fig. I abgebildeten alten geschnittenen Stein befindlich sind u. s." — Am Stein ist nichts; er ist eine sehr gewöhnliche gnostische Abraxe. Lassen Sie uns sehen was an der gegebenen Deduction sey.

Zuerst: Was hat diese Gesellschaft mit dem Salomonischen Hause zu thun? Ich erinnere mich von Salomons Tempel reden gehört zu haben, und von den beiden Säulen, Jachin und Boas. Standen diese aber an Salomons Hause? Setzt sie die Atlantis dahin? Der Unterschied ist auffallend und schneidend.

oder unächt seyn, so bleibt Hrn. N. Hypothese von der Entstehung drs Freimaurerordens, die auf sie gebaut seyn soll, ungegründet; denn die Stelle ist ihr entgegen.

[1] S. 188. 194.

Zweitens: Salomons Haus aus der Atlantis? Wer dieſe lieſet, findet: es hat Keller, Thürme, Katheder, Schallkammern, Gärten, und was weiß ich mehr; änigmatiſche Säulen, alchymiſtiſche Bilder habe ich darin nicht gefunden. Das Wort Haus heißt in ihr offenbar ſo viel als Hall, Collegium, wie es auch erklärt wird. Salomons Hall heißt's, dem König Jakob zu Ehren, den Baco oft mit Salomo verglich, und der auch wirklich die Aehnlichkeit mit ihm hatte daß er viel kluges ſprach, und manches thörichte that, wie ſein jüdiſcher Vorfahr. Den doppelten Namen dieſes Collegiums hat die Atlantis weitläuftig erkläret, und es wäre Sünde an einen myſtiſchen Tempel Salomons dabei nur zu denken.

Drittens, wie kämen zum Salomoniſchen Tempel die Säulen Hermes? Jachin und Boas heißt Stärke und Kraft. Erklärte aus dieſen Worten Jamblichus etwas? Holte er etwas aus Salomons Tempel? So wenig Salomo etwas aus Jamblichus holte.

Viertens. Und wie kommt der gewürfelte Boden zum Symbol der höhern Weisheit? Exchequer iſt ein höheres Gericht, nicht eine höhere Weisheitsſtube, und im Tempel iſt ja kein Court of Exchequer ſo wenig als in Salomons Hall bei Baco. Das Collegium der ſechs Tage, wie vernünftig hat's Baco in ſeiner Atlantis erkläret! wie in der Welt gehört's aber zum Exchequer, oder zu Salomons Tempel? — [1]

Ohne Zweifel werden Sie müde zu leſen, mein Freund, wie ich zu ſchreiben, denn es iſt keine angenehme Sache, Wörter, die wie im Traum zuſammen kommen, aus einander zu ſetzen und zu zeigen daß ſie — Worte im Traum ſind. Die Seele liebt Fortgang der Ideen; kann ich aber dafür daß uns der Autor dieſen nicht ge-

[1] Die Wolkenſäule die die erſten Bewohner nach Ben-Salem wies, iſt — eine Wolkenſäule, und hat weder mit den Säulen Hermes, noch dem Salomoniſchen Hauſe etwas zu ſchaffen.

währet? Ich gehe jeder neuen Behauptung mit Eifer und Neugier entgegen, und ſie zerfährt mir vor den Augen wie eine gefärbte Wolke. — Denn

9. womit hat's der Verfaſſer bewieſen daß [1] ſeit dem Tode des Königs Karls I die Freimaurerei eine Decke der Königlichgeſinnten geweſen, „worin verſchiedene Leute deßhalb aufgenommen wurden weil ſie unter dem Schein dieſer ſchon bekannten Geſellſchaft ſich ohne Argwohn verſammeln konnten.“ Er muß ſelbſt geſtehen [2] daß bei der geheimen Partei der Königlichen der Name Freimaurer nie genannt wird. — Ehemals fanden die Allegoriſten einen geheimen Sinn in der Bibel, ob ſie gleich geſtanden daß die Worte ihn nicht geben können. Ein ſolcher myſtiſcher Sinn in der Geſchichte — ſo iſt's mit aller hiſtoriſchen Wahrheit am Ende!

Womit beweiſet's der Verf. daß „dieſe geheimen Zuſammenkünfte nichts geringers zur Abſicht hatten als die Anhänger des Parlaments zu vermindern; den Leuten von Anſehen die Republik verhaßt zu machen, den Tod des Königs zu rächen, daß man [3] einen geheimen Ausſchuß gemacht, das Salomoniſche Haus fahren laſſen, und Zeichen des Todes vom ermordeten Herrn gewählet?“ Ueber das alles kein Wort eines Erweiſes, auf den doch in einer hiſtoriſchen Sache alles ankommt! Ja endlich, ſo viel ich als Laie einſehe, heben ſich die Sachen zum Theil einander ſelbſt auf. Der ermordete Meiſter ſoll der König Karl ſeyn [4] — Wie? und man hätte die Symbole beibehalten, auch da das verlorne Wort, der Sohn des Königs (nach des Verf. Deutung) wieder auf dem Thron war? da er eben, wie der Verfaſſer erzählt, durch die Bemühung der Freimaurer auf dem Thron war? Welche Sinnloſigkeit — Trauer- und Todesſymbole beizubehalten, wenn man vor den Augen des ganzen Königreichs ſich freuen darf daß

[1] S. 196. 97. [2] S. 197. [3] S. 198. [4] S. 198.

der verlorne Sohn (das war Karl II auch nach ſeiner Lebensweiſe) gefunden iſt? Wem ſpringt's nicht ins Auge, in welches verächtliche Licht der Orden geſetzt würde, wenn die Ceremonie noch fortdauerte? Er käme noch zuſammen den Tod Karls I zu bedauern, ſeinen verlornen Sohn (Karl II) zu ſuchen und auf den Thron zu ſetzen, als Kinder der Wittwe die betrübte Frau Mutter zu tröſten? — Ferne ſey's von mir einer Geſellſchaft ſo viel ehrwürdiger und kluger Männer ſo etwas auch nur mit einem Gedanken zur Laſt zu legen! das falſche Licht liegt bloß auf der Hypotheſe des Verfaſſers. Welche gezwungne Deutung iſt's daß das verlorne Wort der Sohn des Königs ſey, weil — im Anfange des Evangeliums Johannis das ewige Wort und der ewige Sohn Eins ſind? da doch (nach S. 212 verglichen mit S. 192) der Verf. ſelbſt den Ausdruck Maurerwort (Mason's-word) anführet. So unnatürlich dieſe Deutung iſt, wird's auch die vom geköpften Meiſter ſeyn, worüber ich denn als Laie nicht urtheilen kann.

Dafür halte ich mich lieber an die Geſchichte. Wie in der Welt beweist der Verf. daß Monks Partei die Loge der Freimaurer, daß die ſchottiſche Partei die ſchottiſche Loge geweſen?[1] Er führt Skinners Leben Monks an; ſagt aber ſelbſt (S. 197) daß in dieſer ganzen Unternehmung kein Wort von den Freimaurern ſtehe. Der Verf. will alſo, wir ſollen glauben! Glaube wer will! von denen die einigermaßen prüfen glaubt keiner, bis er — hiſtoriſche Zeugniſſe und Gründe vor ſich ſiehet, und dann glaubt er gern. Denn, um des geköpften Meiſters willen! wie käme es daß wenn die Geſellſchaft und ſie allein den König auf den Thron gebracht, ja wenn ſie neu geſtiftet und reformirt wäre, dieß zu bewirken — daß kein Wort davon in der Geſchichte ſtände? Daß ſie ſelbſt nie dieſer wirklich glorreichen Unternehmung öffentlich gedacht hätte? Etwa der drei Roſen wegen, die, wie der Verf.

[1] S. 199 — 200.

S. 169 anführt, „allegorisch aus dem Namen Rosenkreuz heilige Verschwiegenheit andeuten?“ Hatte denn aber Karl II selbst diesen Schurz vor sich daß auch er es verschwieg, und denen er alles zu danken hatte, nie öffentlich dankte?

Verstehen Sie mich recht, mein Freund! Ich glaube es gern daß in den damaligen trübseligen Zeiten die Gesellschaft von der wir reden, und die sich in neuern Zeiten durch viel Züge einer friedfertigen, edeln, toleranten Denkart bekannt gemacht hat, auch diesem Charakter werde gemäß gehandelt haben, daß sie ihrem Könige und den Gesetzen treu, den Schwärmern und Independenten werde feind gewesen seyn, ja meinetwegen kann sie auch alles gethan haben was ihr der Verf. zuschreibt; aber eben dieses wollte ich gern historisch erwiesen sehen. Er lege Zeugnisse aus der Geschichte, oder Acten der Gesellschaft vor daß sie, wie er sagt, zu diesem politischen Geschäfte gestiftet und reformirt sey, daß Monks Partei nichts als sie, sie nichts als Monks Partei gewesen, daß ihre Symbole daher rühren u. s. — darüber den Beweis, auch nur den kleinsten Fingerzeig von Beweise! und ich will dem Verf. bestens danken.

10. So auch [1] daß Christoph Wren 1685 den Orden zum drittenmal verändert — daß weil er die Paulskirche bauete, er allen Mitgliedern nun auflegte Baumeister zu werden, und das Salomonische Haus jetzt, jetzt in den Tempel — nicht Christoph Wrens, sondern Salomons umschuf; daß diesen engen Handwerksspaß des Baumeisters jetzt alle Freimaurer nachmauern, ohne daß der Tempel Salomons oder die Paulskirche zu Stande komme. — Ich bin begierig wie die Mitglieder des Ordens diese zeugnißlose Entdeckung aufnehmen werden, die die Gesellschaft bald zu einem Dunst der Rosenkreuzer, bald zum sinnlosen Nachhall einer verlebten politischen Partei, bald gar zum Handwerksspaß

[1] S. 209. 210.

eines Baumeisters macht. Schwiegen sie, lobten sie; nun wahrlich mir als Laien gälte es gleich —

Doch warum sollten sie nicht loben? Die Rosenkreuzer primo, denn die lassen sich jetzt am lautesten hören; jede Messe bringt eine Anzahl alchymistischer und theosophischer Werke ans Licht; darum sind sie auch in diesem Buch die Urheber oder Veranlasser der Gesellschaft. Die Philosophen müssen das Büchlein lesen, denn der große Kanzler Baco hat ja das Salomonische Haus in seiner Atlantis gestiftet, und ich wundere mich daß er als Vicegraf von St. Alban nicht auch St. Alban selbst, der erste Maurer, gewesen. Die Politiker müssen es lesen; denn ihr Orden hat den verlornen Sohn auf den Thron erhoben, und sucht jetzt noch den verlornen Sohn. Endlich die Tempelherrn, Deisten, „die an den Gott glauben der nicht gestorben ist, nicht sterben kann, auch daneben das Kreuz verspeien und den Kopf des Baffometus, d. i. die Taufe der Weisheit verehren,“[1] müssen es lesen; denn hievon ist bei Gelegenheit der Tempelherren so viel vortreffliches aus der Gnostik gesagt worden daß — ich denn nun auch darüber noch einige Worte sagen muß. Sie mögen lesen wollen oder nicht; der Baphometus ruft mir und ich kann nicht anders.

Also, vom Versuch über die Beschuldigungen, welche dem Tempelherrn-Orden gemacht worden, und über dessen Geheimniß. Ob der Verf. gleich in der Vorrede[2] hofft, „dieser bisher sehr dunkeln Sache so viel Licht aufgesteckt zu haben daß die Wahrheit deutlich zu erkennen ist; ob er gleich seine Arbeit als einen neuen Beweis angibt wie viel noch in der Geschichte aufzuräumen ist, und welch eine andere Gestalt sie haben würde wenn die Nachrichten die wirklich da sind gehörig nach-

[1] S. 101. 146.
[2] Vorrede I.

gesehen und ins rechte Licht gestellt würden, welche zum Theil aus Vorurtheil von den Geschichtschreibern nie gehörig gebraucht worden," so kann ich doch nicht einsehen, wie die Sache jetzt im mindesten weiter sey als sie war? und ob den bisherigen Geschichtschreibern des Ordens nicht hiemit Unrecht gethan werde? Schon Gürtler hat den Du-Puy gebraucht; Anton gleichfalls; wir haben aber mit ihm nur immer eine Stimme. Wir können die Tempelherren jetzt nicht mehr abhören; wir hören sie nur aus den Protokollen ihrer damaligen habgierigen Feinde, der Inquisitoren; und auch aus ihrer Relation, und aus der Geschichte des ganzen Processes wird ja theils das Unübereinstimmende der Aussage, theils das Harte und Gewaltthätige, endlich das Abergläubische und Vorurtheilige ihrer Verhörer offenbar genug. Ich will sie mit nichten ganz rechtfertigen; denn ein stolzer, ausgelassener Orden war's zuletzt, wie alle Gesellschaften der Art in zu großem Reichthum und Müßiggang werden, und jene in jener Zeit vorzüglich werden konnten; aber der Autor thut nicht gut daß er nur einige Beschuldigungen aushebt, und nicht eben sowohl auch in Fragen und in der Art zu verfahren ihre Richter charakterisiret. „Die Katze z. E. die ihnen zuweilen in ihrer Congregation erschienen, und die sie in vituperium Christi et fidei orthodoxae angebetet," [1] nebst andern dergleichen weisen Untersuchungspunkten, verdienen doch auch Rücksicht.

Doch ich will nur bei ihrem Geheimniß (wie es der Verfasser nennt) dem Bilde des Baphometus bleiben, „das sie in ihren Generalcapiteln gehabt, angebetet, und bei der Aufnahme mit dem ledernen Gürtel, den sie bekamen, berührt haben sollen. Was war das Bild? was bedeutet der Name?

Der Verfasser hat einen großen Abschnitt [2] darauf verwandt, „zu zeigen daß die Benennung griechisch sey und buchstäblich

[1] Du-Puy S. 141. Brüsseler Ausg. 1713.
[2] S. 97—146.

— hören Sie zu! — buchſtäblich βαφὴ μήτους, die Taufe oder die Tinctur der Weisheit bedeute." Sie ſtaunen, als ob Sie den Baphometus ſelbſt vor ſich ſähen? Staunen Sie nicht! Der Autor führt Sie in alle Geheimniſſe der gnoſtiſchen Lehre, der Kabbala, der Ophiten, Baſilidianer, Karpokratianer, Magier — und o! da können Sie viel lernen! — nur nichts was zu unſerer Figur und ihrem Namen gehört. So viel barbariſche Worte dieſe Secten in der Sprache ihrer Geheimniſſe und Amulette hatten, ſo ſind mir dieſe „die βαφὴ μήτους" ganz fremde. Βάθη hatten ſie; von λόγος, νοῦς, σοφία, φρόνησις redeten ſie auch; aber weder von βαφὴ noch μήτους. Die Zuſammenſetzung der Worte iſt auch ganz ungriechiſch und ungnoſtiſch; denn μῆτις heißt bürgerliche Klugheit, Liſt, Ränke (wie den Verfaſſer πολύμητις Ὀδυσσεὺς, auf den er ſich bezieht, lehren kann), nie aber in der Welt, Kenntniß des einzigen wahren Gottes, höhere Kenntniß der Natur, gnoſtiſche Weisheit. Und dann, wie gehört die Gnoſtik jener Secten ins 14te Jahrhundert? wie gehört ſie hieher? Wie kommen harte, kriegeriſche, oft unwiſſende, und zuletzt wollüſtige und ausgelaſſene Ritter zu gnoſtiſchen Geheimniſſen, zur Tinctur der Weisheit? Wo haben jene Secten je Eine ihrer Figuren mit ſolchem Abſtracto und eine männliche bärtige Figur mit dem Namen der Weisheittinctur benannt, davon das Bild nichts ausdrückt? Endlich wie gezwungen iſt die Ableitung, da ſelbſt die Endung des barbariſchen lateiniſchen Worts us dazu gehört, auch nur den Schall hervorzubringen! Eine unglücklichere Conjectur iſt wohl nicht leicht gemacht worden.

Und was bedeutet denn der Name Baphometus? — Mahomed, bedeutet er; in der Welt nichts anders. Jedermann iſt bekannt wie der Name Mahomed in den barbariſchen mittleren Zeiten verſtümmelt wurde, und wie verſchieden er noch geſchrieben und ausgeſprochen wird. Er hieß Mahometus, Mahometes,

Machometus, Maometus, und wird noch Mahomed, Muhammed, Mohammed, Mohämmed, Mahmud, Machmed u. s. geschrieben. Daß B und M im Arabischen häufig verwechselt werden, hat Herr Prof. Eichhorn gezeiget,[1] und von den Arabern haben es die Spanier in vielen Namen und Wörtern. Wer da weiß was alle arabischen Namen in Europa für Veränderungen erlitten haben, wird sich nicht wundern ein h oder ch in ph verändert zu sehen. — Der Verfasser hat selbst eine Stelle angeführt,[2] da Mahomed Baphomet heißt, in einer ordentlichen historischen Erzählung; und alles was von der Fabel dieses Bildes hier vorkommt macht die Sache unwidersprechlich. Es soll eine Gestalt seyn, faite in figuram Baffometi, ein Idol, ubi erat depicta figura Baffometi; die Figur Baphomets muß also eine jedermann bekannte Gestalt, der Name ein jedermann bekannter Name gewesen seyn; denn ohne Tinctur der Weisheit wird man doch nicht das Dunkle durch ein noch Dunkleres, ja durch etwas ganz unverständliches erklären? Was wußten die Inquisitoren von der βαφὴ μήτους, davon nach so vielen Untersuchungen über die Gnostiker noch jetzt niemand weiß? Den Baphomet kannten sie alle als Schimpfwort, als einen falschen Propheten. Und da konnte den Tempelherren nichts ärgers schuldgegeben werden als daß sie den Baphomet anbeteten, daß sie das Kreuz anspieen, und den Baphomet einen Freund Gottes nannten. Freund Gottes ist der gewöhnliche Name Mahomeds bei den Arabern; auf Mahomed paßt es, wenn der Großmeister gesagt haben soll: ecce unum amicum Dei, qui loquitur cum Deo quando vult;[3] wie paßt's aber auf die bärtige Tinctur der Weisheit? Endlich sagen's die Verhörsartikel selbst deutlich. Von der Schnur, mit der das Bild berührt wurde, wird gesagt: laquelle étoit leur *mahommerie*;[4] und ein armseliger anonymer Bruder ajoute cette particularité, daß der Großmeister aufs

[1] S. 118. [2] S. 118. [3] Du-Puy S. 96. [4] Du-Puy S. 26.

Bild gezeigt und gesagt habe: Sarrazin y alla![1] Was wollen wir mehr?

Damit war nun freilich auf die armen Tempelherren gebracht was man nur auf sie bringen konnte. „Sie beten den Mahomed an, sie verläugnen Christum; sie schreiben's nicht Christo, sondern Mahomed zu daß er sie selig, die Erde grün, die Bäume wachsend mache" u. s. f.[2] — die Menschen mußten verbrannt und ihre Güter eingezogen werden. Ob aber diese Beschuldigungen Wahrscheinlichkeiten? Ob der Kopf den man Mahomed taufte, nicht einen ganz andern Ursprung gehabt? ob die Tempelherren, wie unser Autor vorgibt, mehrere Receptionen und überhaupt ein Weisheitgeheimniß in ihrem Orden gehabt haben? — Hätten Sie wohl Lust mich darüber ein andermal zu hören? Sie werden freilich keine gnostischen Geheimnisse, aber doch auch sonderbare Sachen lesen. Leben Sie wohl!

Dritter Brief.

Seyn Sie sicher und gewiß daß Baphomet in der Welt nichts als Mahomed bedeute. Es ist unrichtig:[3] „daß der Name in einem lateinischen Schriftsteller ein einzigmal als Name des Propheten vorkomme" — Schlagen Sie das erste Buch auf das man hierüber nachschlagen kann und muß,[4] Bongarsii gesta Dei per Francos; in Raimonds d'Agiles Geschichte Jerusalems werden Sie den Namen ganz gewöhnlich finden. Mahomed heißt Bahometh, Bahumeth; die Moschee heißt, so oft an sie gedacht wird, Baffomerie, Baffumerie; Baffumeriam facere heißt

[1] S. 134.

[2] Du-Puy S. 23.

[3] Herrn Nicolai Beschuldigungen der Tempelherren S. 118.

[4] Bongars gesta Dei, Hannov. 1611, p. 143. 150. 164. 165. 171. u. f.

mahomedaniſchen Gottesdienſt halten, und Chriſt werden heißt anathematizare Bahumeth. Und das iſt nur ein Buch, ein Schriftſteller? wie wenn man die Jagd verfolgen wollte? [1] —

Alſo iſt des Herrn Nicolai βαφὴ μήτους, ſeine geheime Tinctur der Weisheit bei den Tempelherren, die bloß aus dieſem mißverſtandenen Namen her iſt, unwiederbringlich verloren. Und da der Zweck ſeines Buchs darauf geſetzt, da dem Baphometus zu gut alle ſeine kabbaliſtiſche und gnoſtiſche Gelehrſamkeit zuſammengetragen iſt, ſo ſehen Sie, das alles liegt im Staube.

Mit nichten war der Kopf Baffomets, auch nur als Anſchuldigung betrachtet, ein Geheimniß; noch weniger ein Ordensgeheimniß, das nur den Tempelherren im dritten Grade bekannt ſeyn konnte; am wenigſten unter allen war er eine geheime Tinctur der Weisheit. Wenn ich ihnen zeige daß er die gemeinſte Romanlüge und Pöbelſage war die damals exiſtirte, die Jahrhunderte durch exiſtirt hatte, und faſt in alle Länder des Chriſtenthums verbreitet war; wenn ich zeige daß es eben die gröbſte Beſchuldigung war die man den Tempelherren machen konnte, und die ſich durch ihre Abſurdität, durch ihren innern Widerſpruch ſelbſt aufhebet; was werden Sie denn unſerm Autor ſagen, der behaupten darf: [2] „an dieſem Bilde habe man gewußt ob ein Tempelherr von den geheimen Anſchlägen des Ordens Wiſſenſchaft, ob er den dritten Grad gehabt habe? Denn wenn

[1] Der Name Mahomets ward ſo verſtümmelt daß ihn jede Nation anders nannte, die Franzoſen Mahom, die Spanier Mahoma, Maumad, die Engländer Mahound; die Deutſchen Mahmet, Machmet. Baffumeto, Baffometo war vielleicht die provenzaliſche Benennung; denn es iſt bekannt, daß dieſe Mundart des Wohllauts wegen alle Namen ſehr veränderte. Man ſehe den Bongars. p. 49. 107. 1143, und in Muratori Script. rer. Ital. T. VII. p. 1022 und ſonſt, wie vielfach der Name verändert und verſtümmelt wurde.

[2] S. 24.

er das Bild nicht beſchreiben, das Wort Baphemetus nicht nennen konnte, ſo war's ein Zeichen u. ſ. f." Hören Sie mich an: der Kopf Mahomeds ſoll uns antworten — aus der Geſchichte.

1. Jedermann weiß daß die damaligen Chriſten die Saracenen nicht anders als Heiden kannten. Die Religion, deren erſter Grundartikel die Einheit Gottes und deſſen unmittelbare Folge Haß gegen alle Götzenbilder war, hatte das Schickſal, vom Volk Gottes, das Jahrhunderte lang mit ihr kriegte, als die abgöttiſchſte betrachtet zu werden. Heide war der eigentliche Name den man in Geſchichten und Romanen dieſen Ungläubigen gab, und wenn Karl gegen die heidniſchen Sachſen zog, hieß es: er ziehe gegen grimme Saracenen. [1]

2. Als Heiden, wen konnten ſie anbeten als Mahomed? und das ließen die Chriſten ſie reichlich thun in Geſchichten, Romanen und Gedichten. [2] Mahomed war ihr Gott, [3] zu dem ſie beteten, den ſie auch in Bildern, in ſeingeſchmückten Bildern verehrten. [4] Als Tankred den Tempel Salomons zu Jeruſalem einnahm, fand er ein Bild Mahomeds im Tempel, das zehn Männer nicht tragen konnten, und der Mönch der's beſchreibt läßt ihn eine pathetiſche Rede an den verfluchten Antichriſt Mahomed halten, der ſchon gekommen iſt; wobei dem Helden nichts fehlt als der verfluchte Antichriſt, der noch kommen ſoll, damit er auch ihn mit Füßen

[1] S. Paganismus im du Fresne, und Geſchichten, Romanzen, Gedichte ohne Zahl. Der Ausdruck iſt Lateinern, Franzoſen, Italienern, Spaniern, Engländern, Deutſchen geläufig. He is a foul Painim, hieß es, and leeveth on Mahound. S. Percy Reliq. of ancient Poetry, Vol. I. p. 63. 74. 75.

[2] Schilters Thesaur. Antiquit. Teut. T. II. In den Gedichten über die Züge Karls, ſo oft es ſeyn kann. S. Anmerk. (f.) auch Bibliothèque des Romans, Jul. 1777. p. 165. etc.

[3] Bongars. p. 1125.

[4] Bongars. p. 79. 183. 241. u. f.

trete.[1] In dieſem Ton fahren die Geſchichtſchreiber fort,[2] und die Romanſchreiber und Dichter folgen ihnen. Denen iſt's die bekannteſte Sache daß die Saracenen viel Götzenbilder, z. E. Mahom, Jupin, Apollo, Tervagant verehren,

avec maint autre Dieu non moins extravagant

wie La Fontaine ſcherzend erzählet.[3] Die Chriſten beteten Heilige an; ſollten die Saracenen es nicht auch thun? Der Kaliphe war ja ihr Papſt,[4] ſie wallfahrteten nach Mecca zu Mahomeds Grabe[5] und dergleichen Ungereimtheiten mehr. Ich bitte, leſen Sie in den Fabliaux[6] das Jeu de St. Niclas, wo der Sultan auf eine närriſche Weiſe den Termagant anbetet, und da er den Chriſten nachher vor dem Bilde des St. Niclas ſieht, der die Heiligenkappe auf hat, dieſen nicht beſſer als un Mahomet cornu zu nennen weiß. — Das waren die Begriffe die man damals von den Saracenen hatte, und die, auch unter dem ſchönen Philipp, das Volk häufig in Poſſenſpielen und Moralitäten vor ſich ſah; Engel und Satan, Maria und Mahomed, der heilige Niklas und Termagant ſpielten ihre Rollen mit einander. — Sollten alſo die Tempelherren der Verläugnung Chriſti und des Mahomedanismus beſchuldigt werden, ſo konnte es nach dem Volkswahn nicht anders als unter ſolchen Fratzengeſtalten ſeyn. Das Kreuz verſpeien war der allbekannte Uebergang zum Mahomedanismus; Mahomed anbeten der Mahomedanismus ſelbſt. Das waren nicht Weisheitsgeheimniſſe die man ihnen Schuld gab, ſondern Ketzereien, Anklagen zum Feuer nach den gröbſten Volksſagen.

[1] Mabillon Mus. Ital. T. I. p. II Sect. XV.

[2] Jacob de Vitriaco in Bongars. Gest. Dei p. 1080, ſ. auch p. 86. 185 u. f.

[3] S. ſeine Fiancée du Roi de Garbe.

[4] Bongars. p. 1125.

[5] Bongars p. 1059.

[6] Fabliaux et Contes du XII. XIII. siècle T. 339.

3. Nun war Mahomed bekanntermaßen ein sehr großer Zauberer, der seine Religion insonderheit durch Zauberei erfunden und ausgebreitet hatte, wie so manche Geschichten [1] und Kirchengeschichten noch bis über die Reformation hin glaubwürdig besagen. Der heilige Niclas that auch im Bilde Wunder; der gottlose Mahomed konnte auch im Bilde nichts als verfluchte Zaubereien treiben, und so ward denn auch im Verhör der Tempelherren jene *figure terrible* des Baphometus, die dem leibhaften Teufel ähnlich sah, und von dem ehrenhaften Bruder, der's aussagte, nicht anders als der — Gott sey bei uns! der Böse! (maufé) genannt, [2] auch im lateinischen Protokoll des Nachdrucks wegen so aufgezeichnet werden mußte. Das kann nun unser Autor nicht wohl begreifen, und sagt ganz im Ernst: [3] „Die Arbeit des Bildhauers müsse so schlecht gewesen seyn daß das Bild eher einem Kobold als einem Menschen ähnlich gewesen." Dem leibhaften Teufel sah's ähnlich, den man damals sehr gut kannte. Ein Unhold, ein Satanskopf war's, wie seine Karfunkelaugen in stockfinstrer Nacht hell und klar zeigten. Drum steht's auch in den Verhörsartikeln mit dem Cranio und der Katze zusammen, die in vituperium Christi et fidei orthodoxae mitten in der Congregation erschien, und eben wie der Teufelskopf angebetet wurde. Unser Autor sagt zwar, [4] er habe davon daß man mit diesem Kopf oder den Schnüren Zauberei getrieben, „in sämmtlichen Aussagen auch nicht einen Schein

[1] In des Alunno fabrica del mondo, die 1581 gedruckt ist, steht der Maccometo als Zauberer fast obenan. Die alten Kirchengeschichten, wo er als Zauberer vorkommt, sind bekannt.

[2] D. Du-Puy, histoire de la condemn. des Templ. Brussel, 1723, p. 87. Ueber das Wort maufé s. Menage diction. étymol. p. 490. du Cange zum Joinville p. 106. Es heißt nicht Kobold, sondern Unhold, ein Synonym des Teufels.

[3] S. 92.

[4] S. 96. „Gesetzt aber," fährt er fort, „einige Tempelherren hätten auch wirklich damit Magie treiben wollen, so wäre dieß kein Beweis der

von Spur gefunden;" es ist aber Schade daß (da er in der Vorrede „sein Buch als einen Beweis anführet, welche andere Gestalt die Geschichte haben würde," wenn die Nachrichten, die wirklich da sind, gehörig nachgesehen und ins rechte Licht gesetzt würden), daß er die Nachrichten vom dyabolus und capud der Tempelherren, die wirklich da sind,[1] nicht gehörig nachgesehen und ins rechte Licht gestellt hat. Der arme Bruder Bern. de Selgues, der vorhin vernünftige Sachen ausgesagt hatte, da er torquirt wird, sagt er's und bekennt's deutlich: „daß er in vielen Capiteln gewesen, und in einem zu Montpellier gesehen daß man einen Kopf hatte, und daß alsdann der Dyabolus daselbst erschien in Figur oder Gestalt einer Katze, die um den besagten Kopf ringsum ging, redete und sprach zu den genannten Brüdern Tempelherren, die dabei standen, daß sie (die Katze) ihnen gute Ernten und Reichthümer der Besitzungen Goldes und Silbers geben wollte. Item sagte und bekannte derselbe daß er und alle andere Brüder Tempelherren, die daselbst waren, beteten an und haben daselbst angebetet das besagte capud oder testam. Item sagte und bekannte derselbe daß sogleich nach geschehener Anbetung die Teufel in Figur oder Gestalt der Weiber daselbst erschienen, die ein jeglicher der daseyenden Brüder, der zugreifen wollte, mißbrauchte, er aber, wie er sagte, gebrauchte sie nicht. Item sagte er, daß besagtes Haupt oder Kopf auf Erforderung des bemeldeten daseyenden Großmeisters Antwort gab über das worüber er gefragt wurde u. s. f." Es ist Schade, sage ich, daß unser Autor, der auf glaubwürdige Aussagen dieser Art sein ganzes Gebäude

Absicht; denn hat man nicht auch damals, und sogar noch jetzt mit christlichen Sachen Magie treiben wollen, die gar dazu nicht gemacht waren

[1] S. Interrogatoire des Templiers detenus prisonniers dans le château royal d'Alais in den Preuves de l'histoire de la ville de Nismes Vol. I. p. 211. 212. par Mr. *Menard*.

aufgeführt, und die Teufelsköpfe genau aufgezählt hat, wo und wie viel ihrer gewesen? wie sie ausgesehen? worauf sie gestanden? wozu sie gedienet? diese Nachrichten nicht gehörig gebraucht hat, seine Tinctur der Weisheit würde durch eine so wunderbare und kräftige Magie auch an den neuen Zauberern und Geisterbannern eine große Partei gewonnen haben. — —

4. Insonderheit hatte der Erzvater aller Lügen, der fabelhafte Erzbischof Turpin, ein Zauberbild Mahomeds in Gang gebracht,[1] das nebst seinen andern Erdichtungen Jahrhunderte lang die Köpfe der Menschen verwirrt hat. Er, der autor classicus aller Romanlügen mit den Saracenen, wie Gottfried von Monmouth der Artusgeschichten, erzählt glaubwürdig: „daß in Spanien ein Bild Mahomeds existire, von ihm bei Lebzeiten ex aurichalco (wie unser Baphometus) magisch geschmiedet, in welches er, Mahomed, als ein großer Zauberer und Schwarzkünstler, Legionen böser Geister gebannt habe. Niemand könne das Bild zerbrechen, kein Christ dürfe sich ihm nähern. Es stehe bei Cadix am Ufer des Meeres auf einem hohen, durch saracenische Kunst geschnittenen Stein, und halte magische Schlüssel in der Hand, wenn die fallen, eher nicht, gehe der Saracenen Reich unter." Ueber die Albernheit des Märchens verliere ich kein Wort; bemerken Sie aber, es ist das lügenhafte Vorbild, wie aller zauberischen Mahomedsköpfe, so in specie unsers Baphometus. Ein mahomedanischer Schriftsteller[2] erzählt von demselben Bilde eine andere Fabel, bei der natürlich der Name Mahomeds (zu dem Turpin das Bild getauft hat) wegbleibt. Es wird ein Talisman, den ein gewisser Liebhaber errichten muß, und er charakterisirt das Bild als ob er Tempelherr

[1] S. Turpini Hist. Carol. M. Die Fabel stehet in Wolfii Lection. memorab., in den magdeburgischen Centuriatoren und hundert Compilationen.

[2] Ibn Chalikan. S. Hottinger Histor. oriental. p. 291.

vom dritten Grad geweſen wäre, und um das Geheimniß des Ordens wüßte. „Eine bärtige Figur mit ſchwarzen, krauſen Haaren, ex aurichalco, magiſch zuſammengeſetzt, übergüldet," ſo ſtand der Talisman, den Turpin zum Mahomed creirte, zu Cadix, die Feinde vom Ufer abzuhalten; ſo ſtand er im Capitel der Tempelherren, Antwort zu geben und die Katze herbei zu zaubern. Ja, Sie wiſſen, auch der Papſt Gerbert hatte ſolchen Kopf von den Saracenen in Spanien erhalten, und trieb damit Zauberei; man weiß auch genau was er den Kopf gefragt, und dieſer ihm geantwortet! Auch Robert Greathead, Roger Baco, Albertus M. hatten ſolche Köpfe; lauter Teufelsköpfe, leibhafte Baſſometus! [1]

5. Und da wir von der Bildſäule zu Cadix die wahrſcheinliche Urſache des ganzen Märchens wiſſen, nämlich daß es die Statue Alexanders war, deren ſich dieſe Stadt, an den Säulen Herkuls gelegen, von alten Zeiten rühmte, [2] welche Sage nachher das arabiſche Märchen zum Talisman, und das chriſtliche zum Mohamedsbilde umſchuf, ſo haben wir einen Schlüſſel, wie es bei andern Bildern ging; davon hier gleich das frappanteſte Exempel folget.

Sie wiſſen, mein Freund, daß unter den Abraxen, die ſich aus den erſten Zeiten der chriſtlichen Jahrrechnung, oder wahrſcheinlich noch älter hinaufſchreiben, ſich eine Menge Steine mit der Figur eines alten bärtigen Mannes finden, die genau jenem Talisman zu Cadix, wie ihn das arabiſche Märchen beſchreibt, ähnlich ſind, als ob er nach dieſem Stein erdichtet wäre. „Ein alter

[1] S. Arpe de talisman. et amulet., *Gaffarelli* Curiosit. inaudit. brittiſche Biograph. Th. 4. S. 688 deutſche Ausgabe. *Naude* Apologie des grands hommes, qui ont été accusés de magie etc. Das bekannteſte Märchen der barbariſchen Zeit.

[2] S. *Salazar* antiquidades de Cadiz p. 253. Esta estatua (segun la commun tradicion) se a conservado a Cadiz hasta en nuestros tiempos, y se crei ser esta la mesma ante quien lloro Caesar etc. Sie iſt S. 254 im Holzſchnitt da.

bärtiger Mann, auf einer Terme ſtehend, mit zuſammengeſchlagenen Händen" (in die der Erzbiſchof ihm die Schlüſſel des ſaraceniſchen Reichs gab), den unſer Autor dreimal vor ſein Buch ſtechen laſſen, ohne auch nur zu argwohnen was dieß Jahrhundert damit wollte oder darin zu ſehen glaubte? — Was die alten Ketzer damit gewollt haben, iſt aus ihrer Geſchichte und aus der Anſicht des Bildes ziemlich wahrſcheinlich.[1] Es ſollte nämlich der ruhende Allvater, der höchſte Ewige ſeyn, der, wie jene Secten vorgaben, im Abgrunde der Stille wohnet, und nur durch Emanationen in die tief unter ihm rollende Welt wirket. Daß er dieß bedeute, zeigt ſeine Stellung und die beigefügten Symbola, Ausflüſſe, Sterne und die tiefe Sphäre; daß dieſe Bedeutung aber bald verloren ging, iſt eben ſo gewiß. Schon jenen Ketzern warf man vor daß ſie unter dieſem Bilde den Simon Magus anbeteten; und da nun ein Jahrtauſend zwiſchen lief, da Europa in der tiefſten Barbarei lag, ſah man an dieſem Bilde — was anders? als — den Mahomed, von deſſen Bilde durch Turpins Erzählung damals alle Köpfe voll waren.[2] Aus den Ländern der Saracenen kamen die Steine; was konnten's alſo als ſaraceniſche Zauber- und Götzenbilder ſeyn? Den Mahomed beteten einmal die Saracenen unter ſolchem Bilde an (das war angenommene Sage), ein bärtiger Mann ſtand da; gerade ſo ſah Mahomed aus, weil man ſich ihn, die Sultane und Saracenen immer mit großen Bärten dachte, und von der alten Bedeutung der Gnoſis nichts mehr wußte. Etwa den

[1] S. Macar. Abrax. T. XIX. Gronov. ad Gorlaei Dactylioth. n. 428—431. Tenzels monatl. Unterred. Mart. 1690. Januar. 1696. S. 146.

[2] Daß die Züge gegen die Saracenen damals den größten Theil der Romane und Geſchichten, alſo auch der Mäuler und Köpfe füllten, weiß man aus der Geſchichte der Literatur dieſer Zeiten. Man ſehe, wovon die erſten Provenzalen ſangen, die Mönche ſchrieben, oder der Kürze wegen das Verzeichniß der Bibliothek der Könige Karl V—VII. von Frankreich in der Hist. de l'Acad. des Inscript. T. I. p. 421.

Namen terminus, ter magnus hatte man aufgeſchnappt, mit der man jenen Alten nannte; oder man bog den Namen Mahomed, Mahom, Mahon, Mahound (nach dem damals ſehr gewöhnlichen Wortwitz barbariſcher Namenverſtümmelung), weil er auf einer Terme ſtand, zu dieſem Wort über; und ſo ward der große Abgott der Saracenen, Termagant, Termagount, Tervagant draus,[1] den alle Nationen kennen, alle dem Mahomed als Abgott zur Seite ſetzen (nachdem ſie den Namen dieſes ausſprachen), und der in Romanzen und Romanen, Gedichten und Poſſenſpielen der mittleren Zeit ſo große Rollen ſpielt.[2] Er iſt, weil er ſo ernſt ausſieht, der Mars oder der Saturn der Saracenen; und Sie können faſt kein Gloſſarium eines engliſchen Dichters bis ins vorige Jahrhundert aufſchlagen,[3] wo der Name als proprium und appellativum nicht vorkäme; ob ich gleich die Erklärung des Worts aus dieſer Geneſe ſeines Begriffs mich nirgend erinnere gefunden zu haben. Sie ſehen, es iſt abermals der Baffometus auf einem Stein, d. i. das erdichtete Mahomedsbild, wie es zu Cadix auf einer Säule, und im Capitel der Tempelherren auf einem Kaſten, einer Säule u. ſ. ſoll geſtanden haben; die Säule iſt immer nichts als die hergebrachte Terme der Romanſage. Kurz, was unſer Autor für ein Geheimniß der Tempelherren, was er für ihre Tinctur der Weisheit im dritten Grade gibt, iſt eine Compoſition von Pöbelmeinungen des Zeitalters, die im chriſtlichen Europa von den Säulen Herculs bis nach Thule hinauf

[1] Von ter magnus leitet Junius das Wort her in ſeinem Etymol. angl., auch Urry im Glossar. Spenſer, Johnſon will's von thyr und magae herleiten; aber offenbar unrichtig, weil auch die Franzoſen den Namen hatten und früher brauchten.

[2] Skelton ſagt: like Mahound in a play
no man dare him withsay.

[3] S. Percy Relicks of anc. Poetry p. 74. 75. Warton's Remarks on Spenser's Fairy-Queen T. 2. p. 226. 227. Grey's Hudibras p. 131.

bekannt waren, und mit der man jetzt als mit einer plebejen Vorstellungsart der Zauberei und des Mohamedanismus die Anklagen der Tempelherren färbte. Dieß ist sowohl aus den Verhörsartikeln als aus den erzwungenen Bekenntnissen so augenscheinlich, es ist dem Geist des Zeitalters so gemäß, es kann Zug für Zug so reich erwiesen werden, daß — ich mir selbst, geschweige Ihnen, viel zu lange darüber geschrieben habe.

Wie steht's nun mit dem System unsers Autors, das auf den falsch erklärten Namen Baphometus allein gebaut ist? Baphomet ein Ordensgeheimniß! — und ist das Figment grober Pöbelsagen, die aller Welt bekannt sind. Baphomet, ein Zauber- und Götzenbild, das nur in den Köpfen der Unwissenden existirte; und an ihm soll man die Einheit Gottes? an einem Compan des Dyabolus die Tinctur der Weisheit lernen, „der bestrittenen Dreieinigkeit halben?" Waren die Tempelherren Saracenen, so konnten, so durften sie Mahomeds Kopf nicht anbeten, den kein Muselmann anbetete, den er weder als Zauber- noch Götzenbild litt! Beteten sie ihn an, trieben sie damit was die absurden Aussagen behaupten: um Baphomets willen! wie gehört zum Dyabolus, zur Katze und den gemißbrauchten Dämonenweibern — die geheime Taufe der Weisheit?

Und wie kamen sie zu dem Mahomedskopfe? Auch hier ist alles Widerspruch und Unwahrheit. „Ein gefangener Ritter soll ihn eingeführt haben!" sagt ein Märchen. [1] — Ein Ritter? und hatte die Macht ihn überall in der Welt, wo es nur Ordenscapitel gab, also damals in Europa, Asien und Afrika einzuführen, hatte die Macht die zu zwingen und zu quälen die ihn nicht anbeten wollten? — „So war's ein Großmeister der ihn einführte!" sagt das andere Märchen, „Roncelin, Procelin soll er geheißen haben!" Weder Roncelin noch Procelin hat je ein Ordensmeister geheißen. „So

[1] Du-Puy p. 89.

hieß er Beraut! ja, Thomas Beroaldus heißt er, der 1216 regierte." Kein Beroaldus hieß Thomas; kein Beroaldus ſtand dem Orden 1216 vor; der 1270 lebte, iſt nie gefangen geweſen, und war nur zwei Jahr Großmeiſter ohne That und Bedeutung. „So," ſagt unſer Autor, der dem Märchen aufhelfen will, [1] „ſo war's Thomas oder Peter Montagu, der wirklich 1216 lebte; genug, es war ein Thomas." Auch dieß beſteht nicht mit der Geſchichte. Thomas iſt nie gefangen geweſen; und in dem unglücklichen Frieden den er und der Hoſpitaliter mit den Saracenen ſchloß, kaufte er ja — das ächte, wahre, hölzerne Kreuz wieder. Kaufte er's zum Verſpeien wieder? und handelte er mit dem Sultan allein? — So unwahrſcheinlich, ſo widerſprechend iſt alles was aus der Geſchichte über dieſen Kopf geſagt wird; und was über ſeine Geſtalt geſagt wird, iſt gar elend. Dieſem iſt er ein Kopf, jenem ein Kobold; dieſem ein ganzes Menſchenbild, jenem ein Idol, worauf ein Kopf gemalt war; einem war's mit Haaren und Menſchenhaut überzogen, dem andern verſilbert, dem dritten ein Kopf mit vier Füßen — — Ich bitte, leſen Sie doch, wie der Autor die Dinge accordirt. [2] Sie laſſen ſich nicht anders accordiren als im angezeigten Pöbelwahne; da paßt alles zuſammen, Kopf und Katze, vier Füße und haarige Haut. Jeder ſagte was er etwa von ſolchen Köpfen und Unholden gehört hatte und jetzt — ausſagen ſollte.

Endlich, mein Freund, in einem Proceß, in einer Anklage auf Leben und Tod, Glück, Ehre und Güter eines ganzen, ſo großen, ſo reichen Ordens war ja dieſer Kopf *Corpus delicti*, alſo das erſte was man aufſuchen, was man ins Licht ſtellen mußte. That man's? Konnte, wollte man's thun? Der ſchöne Philipp brach, noch ehe das Verhör angegangen, geſchweige ehe die Ueberweiſung geſchehen war, in den Tempelhof zu Paris, wo Schatz und Archiv des

[1] S. 33.
[2] S. 89—97.

Ordens waren, und das größte Capitel gehalten wurde, wo also auch gewiß der Dyabolus Baphometus seyn mußte, wenn irgendeiner auf der Erde war. Fand er ihn in dem Golde das er an sich riß? in dem Hofe den er fortan — als den Sitz des Teufels — zu seiner Residenz wählte? Fand er ihn: warum stellte er ihn nicht vor Gericht dar? und weil er doch als der leibige Teufel selbst reden konnte, warum confrontirte, warum frug er ihn nicht was man mit ihm gemacht habe? Es ward ihm so sauer den Papst auf seine Seite zu ziehen, und dem Proceß auch nur die ärmste Form Rechtens zu geben! Die Aufzeigung des corporis delicti hätte alles vollendet, und nun sollte es doch immer anderswo seyn, als wo man Güter einzog und inhaftirte, in Montpellier, in Cypern; und — nirgend fand es sich, in der ganzen Welt nirgend. Und allenthalben waren Brüder aufgenommen, in jeder Provinz waren Capitel gehalten; kurz, das corpus delicti war erdichtet, und dieser, der scheußlichste Punkt der Anklage vernichtet sich also selbst — mit ihm auch unsers Verfassers ganze Tinctur der Weisheit.

Vierter Brief.

Freilich muß der Kopf Mahomeds im Capitel der Tempelherren irgendeine Veranlassung, einen Grund gehabt haben, wie die plumpeste Lüge immer einige Veranlassung hat. Das Bild Mahomeds in Cadix war ursprünglich das Bild Alexanders, an dem, der bekannten Sage nach, Cäsar geweint haben soll. Lassen Sie mich über diesen Kopf eine Muthmaßung wagen, die ich für nichts in der Welt als für Vermuthung gebe.

Als Heinrich III. von England den König von Frankreich besuchte, und sich daselbst, seines großen Gefolges wegen, den Tempelhof dieses Ordens zur Residenz wählte, „hingen im großen Saal

desselben an allen vier Wänden Schilde, so viel ihrer nur Raum hatten.“ [1] Der Orden vergaß also wenigstens in der Auszierung seines Hofes nicht daß er ein kriegerischer Ritterorden sey. Und sollte er's in der geheimen Capitelstube vergessen haben? in ihr, wo sie eigentlich als Ritter, und also auch ursprünglich gerüstet zusammen kommen sollten? — Nun bemühten sie sich damals nicht so sehr; und wenn Bruder Patrik de Rippon Recht hat, [2] so begnügte er sich, weil das Capitel nach Mitternacht gehalten ward, indutus camisiis et bracciis tantum, durch den langen Gang zur geheimen Stube zu wandern. Sie erschienen also nicht in Ritter-, sondern in Hauskleidern, und wenn ich annehme daß sie nun eben deßwegen, und um doch als Ritter beisammen zu seyn, etwa eine Ritterrüstung, eine Trophäe, einen geharnischten Kopf etwa, als Ordenssymbol aufgestellt haben, so ist alles, alles erklärt. Ihre Capitel wurden zu Nacht gehalten, und die Brüder, die den Baphomet beschreiben sollen, sagen selbst, „sie konnten ihn nicht recht sehen, weil's dunkel war.“ Sah ihn nun etwa gar noch ein Angeber, ein Laurer, [3] der nicht dahin gehörte; was konnte er anders als einen Teufelskopf, den sie hier in finstrer Nacht zu Rath zogen, also den leibhaften Baphometus in ihm gewahr werden? Das Capitel ward geheim gehalten; der Zutritt dazu war die höchste Ehre des Ordens, zu der nur die Wichtigsten, die Ersten kamen; daher nach der Aussage des ersten Zeugen gegen den Orden des Magister Radulphus, [4] „auch Bruder Gervasius so sehr verlangt, nur einmal erst zum Capitel gerufen zu werden, dann komme er gewiß weiter! dann werde er bald Großmeister

[1] Matth. Paris p. 899.

[2] Nicolai S. 77.

[3] Wie der dem der Br. sagte: vade viam tuam et si me diligis et vitam tuam, nunquam magistris loquaris de re ista. Bei Nicolai S. 79.

[4] Du-Puy p. 164.

werden;" also kamen sie staunend und mit hoher Erwartung hinein. Natürlich gafften sie, und wenn sie nichts als — ein Bild oder einen Kopf sahen, so war's nach Art der Zeiten und der gewöhnlichen Ritterspäße sehr natürlich daß ein Großmeister zum Gaffenden sagen konnte: [1] mon ami, c'est l'ami de Dieu, Mahomet, il parle à lui quand il veut: remercions-le de ce qu'il vous a fait parvenir au point que vous avès desiré; die letzten Worte zeigen genugsam daß es ein freiherrlicher Ordens- und Ritterspaß war. Dem Freunde Gottes, Mahomet nämlich, d. i. den heiligen Kriegen hatten sie's zu verdanken daß sie auf einem so guten Fleck, im Besitz stolzer Reichthümer und Pfründen waren, und die Eingeführten sollten's dem Kopf danken daß sie auf diese Stufe (ins Capitel nämlich) gekommen waren, wohin sie lange verlangt hatten. Der Spaß dreht sich um nichts als um die damals gängen Märchen, der Mahomedsköpfe. Es kann auch leicht seyn daß man dieß Ordenssymbol mit einer Ehrenbezeigung, z. E. der Abnahme der Mützen, unterschieden; welche Ehrenbezeigung damals Adoration hieß. Es kann auch seyn daß hie und da in einem Capitel es auf einem Behältniß gestanden, worin Ordensgeräthe, also auch die leinenen Schnüre lagen, die man den Neuaufgenommenen gab (ohne daß diese dabei das Bild sahen, weil sie nämlich in der Kirche und nicht in der Capitelstube aufgenommen wurden). Das alles, ähnliche oder andere Dinge, würde man so klar gehört haben, wenn man den Orden, Punkt für Punkt, zu einer freien Verantwortung hätte kommen lassen, die ihm aber jetzt — durchaus nicht ward. Ist's wahr daß (wie Lessing historische Indicien gefunden haben will) [2] die Gesellschaft der Freimaurer mit jenem Orden auf irgendeine Weise zusammenhinge, so könnte diese Gesellschaft allein diesen Punkt aufklären, und dann wünschte ich's nicht meiner Hypothese,

[1] Du-Puy p. 22.

[2] Lessings Ernst und Falk. Fünftes Gespräch.

sondern der historischen Wahrheit, der Rechtfertigung der Tempelherren, die sich damals nicht rechtfertigen konnten, und endlich der lieben Gnostik und Tinctur der Weisheit wegen, die sich gar jetzt an diesen Kopf macht. Hätte sich nämlich in ihren geheimen Versammlungen ein ähnlicher Gebrauch fortgepflanzt; aus Büchern können sie's sodann nicht haben, denn in Büchern steht nichts davon; sie hätten es also als Institut, durch lebendige Ueberlieferung, die in diesem Fall das bündigste Creditiv vom Alterthum der Gesellschaft, so wie die augenscheinlichste Rechtfertigung jener Unterdrückten wäre, die man damals nicht zur Sprache kommen lassen wollte. In unserer Zeit würde kein Mensch solchen Kopf für einen Teufel und Mahomed, noch die herabgeerbte ehrwürdige Erinnerung des Ursprungs für Zauberei halten; die neue Gnostik vollends würde damit ganz zu Schanden — Doch könnte ich's ertragen, wenn ich mit dieser Muthmaßung, die bloß Muthmaßung seyn soll, auch ganz irre gegangen wäre [1] — Ich komme wieder zu unserm Autor.

Der Tinctur der Weisheit zu gut hat Hr. N. drei Grade im Orden der Tempelherren erdacht, die er von S. 16 — 33 mit großer Accurateſſe beschreibet, und versichert am Ende, „man könne in historischen Dingen nicht genau genug seyn." Die drei Grade und Receptionen sind, so viel ich davon weiß, völlig erdichtet; nicht nur die Geschichte sagt nichts von ihnen, sondern was der Verfasser anführt, zeugt gegen ihn selbst. In den weitläuftigen Verhörsartikeln, wo jede Frage zergliedert ist, heißt's immer nur in receptione *sua*; wenn gewisse Dinge nachher vorgekommen seyn sollen, heißt's: etiam post receptionem; die Inquisitoren nehmen

[1] Ich erinnere mich einer Zeitungsnachricht daß, als man vor einigen Jahren in Neapel in eine Zusammenkunft der Freimaurer brach, man einen geharnischten Kopf wollte gefunden haben; doch schreibe ich dieß nur aus dem Gedächtniß, und kann weder das Jahr noch das Blatt angeben, wo ich's gelesen.

also durchaus nur Eine Reception an.[1] Die Inquisiten gleichfalls, und quälen sich eben deßhalb mit der Frage, „wann sie den Diabolus Baphometus sollen gesehen haben?“ hin und wieder. Einige sagen bei, andere nach der Aufnahme, hier, dort, da; andere, sie hätten von ihm reden gehört; die meisten schiebens aufs Generalcapitel, denn da war's Nacht, und dahin kamen nur wenige. Da konnte also der leibhafte Teufel spuken wie er wollte. — Daß der elende Bruder Stephan von Stapelbrügge, der aussagen konnte „daß man in jedem Capitel einen Tempelherrn vermisse (den der Teufel geholet) —“ daß dieser glaubwürdige Zeuge[2] an eine doppelte Profession denkt, gehört, wenn es auch wahr wäre, nicht her, und es ist Staub in die Augen, wie bei Aschmole Zeugniß, wenn unser Autor Profession durch Aufnahme übersetzt, und darauf, auf Bruder Stephens Zeugniß und diese falsche Uebersetzung sein System bauet.[3] Profeß heißt Ablegung der Gelübde; die, sagt der Bruder Stephen, seyen doppelt im Orden, es gebe erlaubte und verbotene Gelübde gegen den christlichen Glauben. Das waren nun eben die Verläugnung Christi, Anbetung Mahomeds, Teufelsbannerei u. dergl., kurz, der Punkt der erwiesen werden sollte; aber keine drei Grade, keine drei Receptionen. Nichts anders will auch das doppelte Statutenbuch sagen, nämlich der Orden habe zweierlei Statuten, erlaubte und verbotne, keine drei Grade, keine drei Receptionen. Der Autor steht also mit seiner Erfindung ganz bloß —

Die Sache verhält sich geschichtmäßig also: Der Orden hatte nur Eine Reception, und es heißt so oft in den Aussagen selbst der dienenden Brüder, „quod receptus pro professo habetur;“

[1] Der Autor muß das selbst zugeben S. 18 und die Worte post ipsam receptionem, die er für sich anführet, sind offenbar gegen ihn.

[2] Man vergleiche den Autor selbst S. 17 und S. 101.

[3] S. 17. 19.

aber er hatte mancherlei Brüder, und weil es ein reicher, mächtiger Orden war, auch mancherlei Geschäfte, Ehrenstellen und Aemter; denn

Zuerst gab's dienende Brüder, die wurden aufgenommen wie die andern; sie empfingen auch die leinenen Schnüre zum Zeichen und zur Erinnerung ihres Gelübdes der Keuschheit. Sie schwuren dem Orden Verschwiegenheit und Treue; es wurden ihnen auch Geschäfte, z. E. die Aufsicht über die Güter des Ordens übertragen, wie es denn unter ihnen im Protokoll der Aussagen praeceptores granarii etc. gab; sie waren aber keine Ritter, und von diesen auch in der Kleidung unterschieden. Es ist Wort für Wort falsch, wenn unser Autor sagt: [1] „Gewiß ist's daß die Tempelherren in der zweiten geheimen Aufnahme noch einen leinenen Gürtel bekamen; dieser Gürtel war das Zeichen einer neuen und geheimen Ritterschaft, und sollte sie beständig an das erinnern wozu sie sich in der geheimen Aufnahme verbindlich gemacht hatten." Den leinenen Gürtel bekamen alle, auch die dienenden Brüder, [2] die keine Ritter waren und nie wurden. Sie bekamen ihn bei ihrer ersten und einzigen Aufnahme, nicht zum Zeichen einer geheimen Ritterschaft, sondern als Andenken ihres Gelübdes der Keuschheit, daher sie ihn auch die Nacht nicht ablegen, und auf dem Hemd oder um den bloßen Leib tragen mußten. Einige nannten ihn den Gürtel von Nazareth; es waren aber eigentlich cordulae, leinene Schnüre.

Zweitens. Der Orden hatte Ordenspriester, die sich auch in Kleidern unterschieden, und eigentlich keine Ritter (milites) waren. Es ist sonderbar, wenn unser Autor es dem Großmeister zur Last legt [3] „daß der Frater Presbyter im Capitel wie eine Bestie gestanden, und sich in nichts eingelassen als daß er nach gehaltenem

[1] S. 94.
[2] S. alle Aussagen im Interrogatoire hinter *Menard*, Hist. de Nismes.
[3] S. 59.

Capitel den Pſalm geſprochen habe.“ War der Prieſter ein Dummkopf, ſo mußte er auch, wenn von Geſchäften geredet ward, wie eine Beſtie ſtehen, und that wohl daß er ſich nicht drein miſchte. Vermuthlich hatte er auch nichts drein zu reden, und war bloß des Pſalms wegen da.

Drittens. Die eigentlichen Brüder waren Ritter; ſie wurden recipirt wie jene; es gab aber im Orden mancherlei Aemter und Ehrenſtellen: Provinziale, Priore, Subpriore, dazu nicht jeder Neuaufgenommene gleich kam, auch nicht jeder kommen konnte. Zu dieſen Geſchäften gab's auch natürlich Inſtallationen, das waren aber keine neuen Grade, keine Receptionen zum Geheimniß der Weisheit; es waren Unterſchiede, die in jedem reichen, verbreiteten Orden, ja in jeder Geſellſchaft nothwendig werden.

Viertens. Zum General-Capitel endlich konnte der Großmeiſter berufen wen er wollte; und natürlich berief er dazu die Vornehmſten, Brauchbarſten, Erſten. Iſt die Ordensregel, die Miräus auffand, [1] ächt, ſo ſteht nach Cap. 59 auch in den dringendſten Fällen es dem Großmeiſter frei, wen er zum Capitel rufen wolle. Wäre ſie auch nicht ächt, ſo war's Obſervanz des Ordens, wie die Depoſition des Zeugen gegen den Orden aus dem Munde des Br. Gervasii, der gern durch Gunſt der Obern im Capitel ſeyn will, deutlich ſaget. [2] So eine Altweiber-Depoſition ſie iſt, ſo zeigt ſie offenbar daß weder Radulphus noch Gervasius von mehr als Einer Reception im Orden gewußt haben. — —

Ich bin des Widerlegens müde, und da der Autor, bei Erörterung der andern Beſchuldigungen die man den Tempelherren gemacht hat, mir nicht glücklicher ſcheint; da er ſogar den nahen

[1] Miraei origg. ord. equest. Colon. p. 254. Die secunda receptio, die unſer Autor S. 77 anführt, iſt offenbar der Eintritt ins Generalcapitel.

[2] Du-Puys p. 164.

hiſtoriſchen Grund der Anklagen, der im Jahrhundert ſelbſt liegt und ohne den viele Punkte gar nicht einmal verſtanden werden können, durchaus verfehlt hat, ſo erlauben Sie mir dieſen ſchlicht herzuſetzen. Die Deduction aus gnoſtiſchen Secten fällt damit von ſelbſt, weil die Anklagen ſich aus der nächſten Quelle ſogar wörtlich und genetiſch erklären.

Mit dem Anfange des eilften Jahrhunderts that ſich in Italien, inſonderheit in Frankreich eine Secte hervor, die groß Aufſehen machte. [1] Man hieß ſie Manichäer, Ketzer (weil ſie ſich Kathari Reine nannten), und gab ihnen viel Manichäiſche Lehren Schuld, inſonderheit daß ſie nicht an Gott, ſondern an den Teufel glaubten, der die Welt geſchaffen, die Erde grün, die Bäume wachſend mache [2] u. ſ. f. Man ſagte ſie verläugneten Chriſtum, und verſpieen das Kreuz als ein teufliſches Werkzeug, läſterten die Ehe, das Abendmahl, ließen die Worte der Conſecration weg, verachteten die Prieſterbeicht und die Ordnung der römiſchen Kirche, beteten ihre Vorſteher auf eine ſchändliche oder ketzeriſche Weiſe dreimal an u. ſ. f. In ihrer Verſammlung, hieß es, erſchien der Teufel in Geſtalt einer Katze (vermuthlich ein ſchöner Witz, weil ſie Ketzer hießen.) [3] „Wenn ein Neuling in ihre Verſammlung tritt (ſchreibt ſelbſt ein

[1] Die fleißigſten Unterſuchungen über dieſe Secten ſind in Füßli Kirchen- und Ketzerhiſtorie der mittleren Zeit, Frankfurt und Leipzig 1770, obgleich etwas zerſtreuet und unordentlich zu finden.

[2] Der Autor ſagt: „dieſe Beſchuldigungen müßten doch aus irgend einer Ausſage her ſeyn;" er hat alſo Füßli Ketzerhiſtorie, die er einigemal citirt hat, nicht gebraucht, ſonſt würde er den Ausdruck häufig angetroffen haben. Er ſteht auch in den Protokollen der Inquiſition gegen die Albigenſer hinter Limborchs hist. inquisit. S. 132 u. f.

[3] Gretſer leitet den Namen Ketzer von Katze her (ſ. Füßli Th. 1. S. 40), es iſt aber weit wahrſcheinlicher daß die Katze der Ketzer wegen erdacht worden.

Papſt [1] von ihnen), trifft er eine große Kröte bei ihnen an, die küſſen einige von vorn, andere von hinten. Hernach ſieht er einen magern bleichen Menſchen mit ſchwarzen Augen; den muß er küſſen, und findet ihn kalt. Sobald er ihn aber geküßt hat, vergißt er den katholiſchen Glauben. Hierauf folgt eine Mahlzeit, und da läßt ſich eine Katze ſehen; dieſe muß er am Hintern küſſen, ſodann die Vorſteher und die Brüder. Nachdem er Gehorſam gelobt, werden die Lichter ausgelöſcht und Abſcheulichkeiten begangen u. ſ. f."

Hier haben Sie alſo die Liturgie und das Credo dieſer Geſellſchaft, die allen Ketzern den Namen gegeben; ihre Schickſale ſind eben ſo bekannt. Schon 1017 verbrannte man eine Anzahl derſelben zu Orleans, und unter den Punkten der Anklage ſtand's deutlich: [2] „daß ſie ſich in der Nacht verſammelten, ſtatt der Litanei die Namen der böſen Geiſter ſängen, bis der Teufel ihnen in Geſtalt eines lebendigen Thiers erſcheine. Dann löſchten ſie die Lichter aus, jeder griffe nach einem Weibsbilde u. ſ. Die Kinder verbrennten ſie am achten Tage nach der Geburt, und verwahrten die Aſche heilig. Wer von ihr, wie wenig es ſey, einmal gekoſtet habe, könne die Secte nicht mehr verlaſſen u. ſ." In dieſem Ton ging es fort mit Läſtern, Schmähen, Verfolgen, bis der Papſt gegen ſie den ſcheußlichen Krieg erklärte, der unter dem Namen des Kreuzzugs gegen die Albigenſer mit allen ſeinen Grauſamkeiten bekannt genug iſt. [3] Er währte 20 Jahr, und ſein Ende war die fürchterliche Inquiſition zu Toulouſe, die lange genug wüthete, ohne dieſe Secte unterdrücken zu können. Sie hatte ſich ausgebreitet und breitete ſich fort; ja ſie läuterte ſich eben, indem ſie verfolgt ward. Der Manichäiſche Sauerteig, aus dem ſie hervorgegangen war, blieb allgemach

[1] S. Fleuri histor. ecclesiast T. XVI. p. 51. Es war Gregor IX, der Brief iſt ſchon von 1233: ſo alt war die Lüge.

[2] Launoi de Scholis celebr. Cap. 24. Füßli Th. 2. S. 203.

[3] S. Füßli Th. 1. S. 394 u. f.

zurück; neben den Albigenſern wurden reinere Waldenſer, und jedermann weiß daß aus dieſem Winkel der provenzaliſchen Sprache, ſo wie die Morgenröthe der Dichtkunſt, der Philoſophie, der ſchönern Sprache, ſo auch der geſundern Vernunft und Aufklärung in Religionsſachen hervorging, die ſich nachher in ſo viele Länder Europens fortgebreitet. Frühe überſetzten ſie die Bibel; ſie ſchickten ihre Söhne nach Paris, um gegen die Geiſtlichen der römiſchen Kirche disputiren zu lernen, und brachten dieſe in manchen Gegenden ſo herab daß es eine Schande ward ein ſolcher unwiſſender Geiſtliche zu ſeyn. Die noble Leçon und andere gute Schriften, von denen Sie Proben in Legers Geſchichte der Waldenſer finden können, waren ſchon im Anfange des 13ten Jahrhunderts da;[1] und auch von ihren Grundſätzen weiß man nach ſo vielen Unterſuchungen ziemlich was man denken ſoll. Sie verläugneten nämlich mit nichten Gott, geſchweige daß ſie den Teufel als Schöpfer der Welt angebetet hätten. Die erſten Manichäer nahmen freilich zwei Urweſen an, davon das Böſe unter dem Guten wirke, weil ſie ſich nach der damals erſt keimenden Philoſophie den Urſprung des Uebels noch nicht anders zu erklären vermochten; der Irrthum ward aber mit der Zeit vergeſſen, und die Waldenſer ſind davon rein. Sie verläugneten nicht Chriſtum und das Kreuz, ſondern eiferten gegen die Anbetung des hölzernen Kreuzes und andere abgöttiſche Gebräuche. Sie verachteten das Abendmahl nicht; aber behaupteten daß bei Verleſung der Conſecrationsworte ſo ſchändliche Prieſter keinen Chriſtus machen können (quod corpus Christi non conficeretur). Sie beteten ihre Vorſteher nicht an; die dreifache Adoration war das Zeichen des Eintritts zu ihrer Secte und auch aus dem älteſten Manichäismus her, bei dem das dreifache Gelübde signaculum oris, manus und sinus die bekannteſte Sache

[1] Einige ſetzen ſie gar ſchon ins 11te und 12te Jahrhundert.

ist [1] u. s. — — Die Inquisition indessen fuhr Jahrhunderte nach dem einmal angenommenen Ketzereienschema fort, und da wir die Protokolle derselben von 1307 — 22, [2] also gerade von den Jahren haben in denen auch die Tempelherren als Ketzer abgethan wurden, so liegt's aller Welt vor Augen daß die Anbetung Lucifers, der die Erde grün, die Bäume wachsend mache, die Verläugnung Christi und des Kreuzes, die dreifache Anbetung des Vorstehers heretical modo, mit nichten gnostische Ordensgeheimnisse aus Secten die vor Jahrtausenden gelebt, die mit diesen nichts gemein gehabt hatten, und damals gar nicht gekannt wurden, sondern daß es Albigensische Ketzereien, Irrthümer und beigemessene Abscheulichkeiten der bons hommes waren, die man den Tempelherren Schuld gab. Diese Secte lebte und blühte in der Zeit und Gegend da die ersten Anklagen gegen die Tempelherren geschmiedet wurden, und gegen sie die fürchterliche Inquisition geschah. Die Beschuldigungen die man ihnen machte, sind aus der Geschichte und Inquisitionsprotokollen der Manichäer und Albigenser sogar wörtlich, nur natürlich in die alte Laster- und Lügenmähre von diesen Parteien um ein Jahrhundert zurückgesetzt, und mit Saracenismus, Zauberei, Abscheulichkeiten decoris gratia verwebet. Ich darf, nach dem was ich gesagt habe, die Beschuldigungen jetzt nur hinzusetzen; sie erklären sich alle von selbst, und manche blieben ohne diese Geneſe und Erläuterungen aus dem angenommenen Inquisitions- und Volkswahne ihrer dummen Absurdität wegen gar unverständlich.

1. Die Tempelherren verläugnen Gott, schreiben es dem Idol (dem teuflischen Götzen- und Zauberbilde) zu daß es die Erde grün, die Bäume wachsend mache. Die Manichäer

[1] S. Augustin. de morib. Manichaeor. L. II. c. 10. Walchs Hist. der Ketzereien, Th. 1. S. 770.

[2] S. Sentent. inquisit. Tolosan. hinter Limborch. hist. Inquisit.

ditto;[1] der letzte Ausdruck war von ihnen. Lucifer ward hier nur ein Bild in figuram Baffometi, weil die Tempelherren aus Orient kamen, und oft des politiſchen Verſtändniſſes mit den Saracenen beſchuldigt waren. Jetzt ſollte es auch religiöſes Einverſtändniß, zauberiſche Abgötterei ſeyn; denn als Ketzer ſollten und konnten ſie allein abgethan werden.

2. Sie verläugneten Chriſtum, verſpieen das Kreuz wie oben,[2] weil jene gegen die Anbetung des hölzernen Kreuzes harte Ausdrücke brauchten. Welche Abſurdität wird's ohne dieſe Erläuterung zu denken: die Tempelherren verſpieen das Kreuz, ſie machen's zum geheimen Ordensgelübde es zu verſpeien, und — tragen's auf ihren Kleidern, ſind nur zum Kreuz geſtiftet. Sie ſollten Mahommedaner ſeyn, und brannten vor Haß gegen die Mahommedaner, die ihnen mit dem Kreuz und heiligen Lande ja die Nerven ihres Daſeyns abgeſchnitten hatten. —

3. Ihr Ordensmeiſter ſollte im Capitel Sünde vergeben; gerade was man jenen vorwarf,[3] daß ſie die Abſolution der Prieſter verachteten, und ſich das Conſolamentum von ihren Vorſtehern geben ließen. Daß dieß die Geneſis der Anklage bei den Tempelherren ſey, ſieht man daraus, weil man ſie auch ſo modificirt: „Die Tempelherren beichteten nur bei Prieſtern ihres Ordens (dafür hatte der Orden dieſelben), und dieſe abſolvirten wie es der Großmeiſter wollte.“ Die geiſtlichen Privilegien der Tempelherren waren von jeher den Biſchöfen und Kathedralkirchen ein Dorn im Auge geweſen; jetzt mußten alſo auch ihre geiſtlichen Verrichtungen Ketzerei werden, damit die Anklage ſich zur Aufhebung des Ordens qualificirte. Im Capitel vergab der Großmeiſter nicht als Beicht-

[1] Füßli, Th. 1. S. 50. 83. 408. 440. Th. 3. S. 337. Limborch. sentent. inquisit. p. 132 u. f.

[2] Füßli, S. 51. 202. 206. 241.

[3] Füßli, Th. 1. S. 53. 170. 435. Th. 2. S. 13. u. f.

vater Sünden, ſondern er beſtrafte oder erließ Vergehungen gegen die Ordensregel. Dieß zu thun war er geſetzt, und wenn alle Großmeiſter es von jeher gethan hätten, wäre der Orden in guter Zucht geblieben. Wenn er alſo ſagte: **Deus remittat tibi et nos remittimus et vadas ad fratrem sacerdotem, qui absolvat**, und dieß am rechten Ort ſagte, ſo that er was er thun konnte und ſollte. Den Namen Gottes konnte er auch dabei brauchen, denn es war ein geiſtlicher Orden; nur er im Capitel ſollte prieſterlich abſolvirt haben — das war die Anklage die unſer Autor ziemlich verwirrt hat. [1]

4. Ihre Prieſter ließen die Worte der Conſecration weg. Abermals Ketzerei der Albigenſer, weil dieſe das **conficere corpus Christi** nicht glaubten. Ohne dieſe Erläuterung wird's abermals unverſtändlich warum die Tempelherren inquirirt wurden; „ob ſie geglaubt hätten den Leib Chriſti oder eine bloße Hoſtie zu empfangen?“ [2] Die Ketzerei war albigenſiſch.

5. Die Neuaufgenommenen küßten oder würden auf eine unanſtändige Weiſe geküßt. Dieſer Punkt des Verhörs drehte ſich ſonderbar umher, da es bald der Eintretende, bald der Aufnehmende war der auf unanſtändige Art geküßt ſeyn ſollte; und ohne Zweifel rührte die Anklage auch von der dreifachen Adoration der Manichäer gegen ihren Vorſteher her, wie ſie etwa im Munde des Volks war, ſo daß die Gebräuche der Aufnahme dahin nur übergezwungen wurden. Daß Kuß und Adoration bei jeder Ritteraufnahme waren, iſt allgemein bekannt, und bei jeder Ritteraufnahme waren, wenigſtens wie es uns jetzt dünkt, närriſche Gebräuche. Die unanſtändigen Orte des Kuſſes, ſowie die Bank (**banca**), die auch in den Ketzermärchen vorkommt, waren wahrſcheinlich aus der Quelle jener Katzenanbetung, ob ich gleich gar nicht

[1] S. 5—64.

[2] Füßli, Th. 1. S. 76. 89. 241. Th. 2. S. 21. 75 f.

läugnen will daß Gebräuche dageweſen ſeyn können die zu dieſer Amplification Anlaß gegeben haben. Das waren ſodann Rittergebräuche, die aber jetzt, ſowie auch die Schnüre womit man das Götzenbild berühret, abſichtlich Ketzerei werden ſollten; denn ums Decorum war's den Anklägern wohl nicht zu thun. Die Eſels- und Narrenfeſte der öffentlichen Kirche waren keine unanſtändigen Ceremonien, und man ſah ſie in den mittlern Zeiten ſogar mit Andacht an.

6. Endlich: ſie beteten eine Katze an, vermiſchten ſich ſogar (weil im Capitel keine Weiber waren) mit den erſcheinenden Teufeln; gaben des Todten Aſche einander zu trinken; wenn der Tempelherr ein Kind erzeugte, brateten ſie es, und beſchmierten mit dem Fett ihren Baphometus *decoris gratia* [1] — Läſterungen aus dem Tollhauſe, wenn ſie nicht erwieſenermaßen aus dem Pöbelwahn der Zeit und aus den alten Manichäermärchen wären [2] — —

Wie iſt Ihnen nun, mein Freund? Wandeln Ihnen noch „die alten Kabbaliſten und Gnoſtiker mit Aeonen und Emanationen ſammt ihrer geheimen myſtiſchen Theologie, ferner die Ophiten mit ihrer Abſchwörung Jeſu, die Baſilidianer mit ihrem Bilde Jupiters und der Minerva, die Karpokratianer mit ihren Abbildungen, Pythagoras, Plato, Ariſtoteles und Jeſu" — ein bunter Zug, den der Autor ohne Rückſicht auf Zeit und Ort, ja ohne die mindeſte Uebereinſtimmung mit dem wovon hier die Rede iſt, aus einem andern Welttheil, aus Gräbern einer tauſendjährigen Verweſung, bloß und allein durch magiſche Kraft des Worts Baphometus hervorruft — ſchwebt Ihnen noch eine dieſer Geſtalten vor Augen? Oder ſehen Sie nicht daß es Strich für Strich das ge-

[1] Du-Puy, p. 27—29.

[2] Den Grund davon ſ. bei Füßli, Th. 1. S. 69. Th. 2. S. 327. 417. Th. 3. S. 433 u. f.

wöhnliche landübliche Ketzerſchwert war womit man die Tempelherren würgte? Man nahm ſich gar nicht die Mühe neue oder paſſende Anklagen zu erfinden; man zog ihnen das Marterhemd an, das vom Blut ſo vieler Bons hommes troff, das Jahrhunderte hin von ihrer Flamme rauchte! — Im ganzen Proceß iſt an keine Gnoſtik zu denken; in der Geſchichte und Beſchaffenheit des Ordens iſt dazu noch viel minder (um mit unſerm Autor zu reden) ein Schein von Spur merkbar.

Verzeihen Sie die Länge meines Briefes. Nächſtens gehen wir raſch an die Frage: ob die Tempelherren nicht ein anderes Geheimniß, ein großes Ordensgeheimniß gehabt haben? Und wie, wenn ich Ihnen zeige daß dieß kein anderes als das Geheimniß reich zu werden, die Goldtinctur geweſen? Ich ſcherze nicht, und will's hiſtoriſch darthun. Bereiten Sie ſich alſo auf der ſo reichen Tempelherren geheime Taufe der Weisheit, die Goldtinctur! Ich will Ihnen ſogar zeigen worin ſie beſtanden, und wie ſie bereitet worden. — Leben Sie wohl.

Fünfter Brief.

„Könnten aber, ſagen Sie, die Tempelherren nicht, ungeachtet aller groben Anſchuldigungen von Baphometus, ein Geheimniß der Weisheit gehabt haben?" Könnten? Warum nicht? In der Reihe des Möglichen iſt alles Mögliche möglich. Aber daß ſie's gehabt haben? und worin es beſtanden? das, mein Freund, liegt mir nicht ob zu erweiſen, ſondern denen die es behaupten. Wir Laien ſind im ruhigen Possessorio unſerer Unwiſſenheit; wer von ſolchen Geheimniſſen ſchreibt, iſt im Petitorio ſeiner Hypotheſe: Er muß erweiſen.

Hat man's bisher gethan? Wird man's thun können? Kann man's, ich höre gern. Nur verſteht ſich's, müſſen die Beweiſe

anders woher genommen seyn als aus dem Namen Baphometus. Sonst beweise ich Ihnen gleich daß Erasmus, ehe er Mensch war, eine Maus gewesen (eras mus), und da er Mensch war, er am liebsten Mehlspeise (Mus) gegessen; denn er hieß ja Er as Mus. Er hat also mehr Anrecht auf dieß Maus- und Musgeheimniß als Mahommed auf die βαφὴ μήτους. Aus der Geschichte, aus dem Zweck, der Einrichtung, den Thaten des Ordens, endlich auch nur aus den Anklagen und Geständnissen desselben, so zweideutig diese auch seyn mögen, beweise man; und ich will der erste Gläubige werden.

1. Aus den Anklagen und Geständnissen erhellet, bewiesenermaßen, nichts. Auf Ketzerei, Zauberei, heimliche Schandthaten werden sie inquiriret; auf kein Geheimniß der Weisheit. Der Großmeister kann nicht schreiben, wahrscheinlich auch nicht lesen; die Clerici des Ordens, bei denen doch etwa, nach der damaligen Zeit, die verborgne Weisheit seyn mußte, gehen mit Rittern und dienenden Brüdern auf Einem Inquisitionswege; der einzige Punkt über den man sie besonders vernimmt, ist, ob sie die Consecrationsworte beim Abendmahl gebraucht haben? also ein gemeiner Priester-Ritus. Endlich, mein Freund, der Hauptpunkt der Einweihung, „einen Laien, einen Fremden, der sich zum Orden meldet, in ein Gemach führen, und ihn Gelübde aufs Kreuz thun lassen; ihn sodann in ein ander Gemach führen, und das Kreuz verspeien, oder falls er's nicht thun will, quälen und ins Gefängniß werfen lassen bis er's thut" — ist das Methode, ist das ein Geheimniß der Weisheit, so könnte man allen neuen Freunden Gottes, den Antitrinitariern kein ärgeres zur Rache wünschen. —

2. Aus der Geschichte und den Thaten des Ordens ist noch weniger klar. Zur Tapferkeit war er gestiftet, nicht zur Weisheit. Im Vordertreffen stritt er mit der Faust, nicht im Gefecht der Wahrheit mit philosophischem Kopfe. Wenn ihm Vorwürfe geschahen,

berief er ſich darauf „wie oft er ſein Blut fürs Chriſtenthum hingegeben", und noch Molay im letzten Verhör nannte drei inconteſtable Vorzüge des Ordens: „Pracht und Anſtand des Gottesdienſtes, reiche Almoſen, tapfre Thaten" — kein Geheimniß der Weisheit. In die Geſchichte der Wiſſenſchaften und der von fern wiederkehrenden Aufklärung Europens iſt der Orden, meines Wiſſens, gar nicht verflochten, ob er gleich ſo große Beſitzungen eben in den Gegenden hatte wo ſich die Aufklärung anfing. Unter den Provenzalen[1] finde ich Einen Tempelherrn mit Einem Gedicht, „daß man wieder nach Aſien laufen und das heilige Land erobern ſolle;" ein anderer meldet ſich zu ihrem Orden, und da man ihn nicht annehmen will, ſchreibt er de las falsas vidas dels Templiers — ein Buch das ich leſen möchte, nicht der Wahrheit, ſondern des Gerüchts wegen, „was etwa damals auch außer der Inquiſitions- und Marterſtube über die Tempelherren geſagt ward."[2] Sonſt iſt mir nicht bekannt daß ſie ſich auch nur der Secte oder Secten angenommen hätten, von denen man ihnen ſo viele Miſſethaten lieh, und deren ſich doch manche Edle annahmen. Wie konnten ſie's auch? Sie waren ja Creaturen des Papſts, Geiſtliche, halbe Mönche.

3. Alſo auch nur die Suppoſition von einem und zwar ſolchen Geheimniß unter ihnen iſt nicht aus ihrem Orden, ſondern

[1] Histoire littér. des Troubadours, Vol. 2. p. 467.

[2] *Crescimbeni* Istoria della volgar Poesia, Vol. 2. p. 128. Der Dichter hieß Rostagno Berlinghieri; er lebte eben vor Aufhebung des Ordens, und ſtarb 1315, welchen frühen Tod Crescimbeni als ein göttliches Gericht über ſein falſches Zeugniß anführt. Der Mönch von Monte maggiore nennt es falsa garentia. In den Romanen unter Philipp dem Schönen war's ſo gewöhnlich den Tempelherren alles böſe zuzuſchreiben, daß man ihnen ſogar den Verrath Karls des Großen an die Saracenen Schuld gab, 400 Jahre vorher, ehe ihr Orden auf der Welt war. Proben davon kann man in der Biblioth. des Romans finden.

von den Manichäern und Ketzern her. Diesen wurden Geheimnisse der Bosheit, schändliche Einweihungen zu gewissen Graden der Vollkommenheit zugeschrieben; also fiel's auch auf jene. Mit welchem Grunde? mag ich hier nicht untersuchen, da ich von Schuld und Unschuld der Tempelherren eigentlich noch nicht rede, sondern nur ihre Geschichte erkläre. Ich will's glauben daß in einem so großen Orden, wo viel wackre Glieder waren, vielleicht auch aufgeklärte Glieder gewesen; es kann beinahe nicht anders seyn als daß ihre lange Bekanntschaft mit den Saracenen vielleicht auch in einigen Ländern Europens mit den Albigensern, Stedingern, und wie die Ketzer weiter genannt wurden, die Begriffe mancher Ritter geläutert und über den Pöbel der herrschenden Kirche erhoben habe. Verschiedene Lebensweise, Reisen, Kenntniß anderer Länder und Parteien geben insonderheit tapfern Leuten eine Art Unparteilichkeit und allgemeiner Uebersicht, die eingeschlossene Mönche und disputirende Gelehrte wohl nicht haben konnten. Es mag also auch seyn daß hie und da freie Grundsätze im Orden gewesen,[1] und daß jener Großmeister dogmatisirt und gesagt haben kann: der

[1] Ueberhaupt ist's zu beweisen daß in den mittlern Zeiten, die man für sklavisch und barbarisch hält, hie und da die freiesten Meinungen stattfanden, weil überhaupt auf unserm Erdball alle Veränderungen durch Extreme gehen, die sich mit der Zeit nur mischen und mildern. Die Beschuldigung die man Friedrich II von Moses, Christus und Mahommed machte, mag nicht so ganz ohne allen Grund gewesen seyn, weil er bei vielen Gelegenheiten öffentlich wenigstens Liebhaberei zu den Saracenen zeigte. Daß die Scholastiker alle Punkte des Glaubens als Probleme der Disputation ansahen, ist bekannt; und die Reformation faßte auch deßhalb Wurzel, weil Jahrhunderte hin über die Religion dem herrschenden Tone nach nur war disputirt worden. Oben benannte Secten äußerten die freisten und zum Theil übertriebensten Meinungen; also war dergleichen Weisheit auch außer dem Orden nicht so fremde als wir uns gemeiniglich bei der schwarzen mittlern Zeit denken. Kühn- und Keckheit im Behaupten geht immer der reifern Untersuchung vor.

Bruder de Tocci ſollte an „Einen großen Gott glauben und ſich zur Geſellſchaft guter Leute im Orden halten“ (vielleicht ſollten die boni viri eben das ſeyn was man ſonſt bons hommes hieß, ein bekannter Ketzername); ſey dieß alles wie ihm wolle, ſo werden die Tempelherren damit keinesweges Gnoſtiker, ſondern, wenn man die Suppoſition zugibt, Manichäer, Albigenſer, Theilnehmer der Ketzerſecten. Wie weit aber Theilnehmer? Wahrlich doch nicht daß ſie, wie jene Eingeweihten zur Vollkommenheit, ein ſtrenges apoſtoliſches Leben führten; dafür waren die Tempelherren nicht bekannt, wenigſtens nicht im gemeinen Sprüchwort. Auch konnte dieſe Weisheit nicht überall verbreitet ſeyn; denn z. E. in Italien, Sicilien, Portugal, Spanien, Cypern gab es wenige oder keine dieſer Secten. Manche Beſchuldigungen im Verhör mußten alſo den Inquiſiten ſo fremde vorkommen daß ſie wohl keine Antwort zu geben wußten als etwa die der Großmeiſter Molay gab: „Lügnern ſolcher Art, die das vom Orden ſagen, ſollte man auf gut ſaraceniſch den Kopf abhauen und hernach den Bauch aufſchneiden.“ —— Endlich die Brutalität die ſie in dieß Geheimniß gemiſcht haben ſollen, iſt doch weder apoſtoliſche noch Albigenſer Weisheit; ſie hebt alle Begriffe von Ehrlichkeit, Würde, Frömmigkeit und Aufklärung auf, und Mahomed ſelbſt hätte ſolche Freunde Gottes verachtet.

4. Am wenigſten, mein Freund, werden Sie ſich alſo von dem Talisman blenden laſſen,[1] „der an einem gewiſſen Ort in Deutſchland, als das Grab eines geweſenen Tempelherrn eröffnet worden, daſelbſt gefunden ſey.“ Ich will weder den Ort wiſſen wo? noch den Tempelherrn bei dem er gefunden worden; denn zu unſerm Zweck beweiſet er, und wenn der Baphometus ſelbſt darauf wäre, und wenn noch hundert dergleichen Steine gefunden würden, nichts. Es iſt bekannt wie groß die Liebhaberei an ſolchen Sachen in den

[1] Nicolai S. 134.

damaligen Zeiten war.[1] Aus den Morgenländern kamen dieſe Amulete; und da dorther auch Aſtronomie und Aſtrologie, Wiſſenſchaft und Aberglauben kamen, ſo hielten ſich ſelbſt die edlern Wiſſenſchaften lange an dieſe abergläubiſche Hülle, und die geſcheidteſten Leute hegten in Abſicht ihrer zuweilen Wundermeinungen. Kennt man nun den Tempelherrn der ſich einen ſolchen Stein ins Grab geben ließ? Weiß man den dienenden Bruder, der abergläubiſchfromm dieſen Stein, den er etwa in der Verlaſſenſchaft ſeines Herrn (in cofris suis, wie die Verhörsartikel ſagen) fand, und weil der ehrwürdige Herr bei Lebzeiten ihn mit ſich getragen, ihn auch dem todten Herrn noch in den Sarg ſteckte? Daß die Morgenländer voll Aberglauben und Amulete ſind, weiß jedermann; und daß (falls der Stein auch, wie er's nicht iſt, ein Baphometus wäre) die meiſten Averrunci um eine Serapis-, Iſis- (Baphometus-) Figur, männlich oder weiblich, umhergehen, werden Sie inne wenn Sie den Gaffarelli,[2] L. Agoſtini u. a. nur flüchtig durchblättern. Kurz, ſollten wir bei jedem alten Weibe das ein Amulet trägt ein Geheimniß der Weisheit vermuthen, und weil man im Grabe eines Tempelherrn einen Stein mit den gemeinſten Figuren findet, deßhalb vermuthen daß der ganze Orden ein Geheimniß der Weisheit, von Einheit Gottes, der nicht geſtorben iſt, auch nicht ſterben kann, gehabt habe — Freund, wie viel bekämen wir Geheimniſſe und Orden der Weisheit!

5. Alſo kümmern Sie ſich auch nicht um die Zauberworte: Sarazin y Allah,[3] als ob die das Geheimniß faßten. Iſt y nicht bloß die Verbindungspartikel (denn die Ausſage davon iſt aus einem

[1] *Arpe* de Talisman. p. 90. 184. *Ranzov.* catalog. imperatorum etc. et viror. illustr. qui astrologiam amarunt 1594. Und viel Lebensläufe der mittleren Zeiten.

[2] *Gaffar.* curiosit. inaudit. Hamb. 1678. *L. Agostona.* game antich . T. 2.

[3] Du-Puys. p. 23.

Verhör in Carcaſſonne), ſo iſt's wahrſcheinlich der verſtümmelte Name Freund Gottes, Hhalilallah, der dem Kopf gegeben ſeyn ſollte, und den uns ja die Tradition aus dem Munde des Großmeiſters albern genug erkläret. — — Ueberhaupt ſcheint mir alles brüchig was der Verfaſſer in der ſo bekannten Materie, der Aufklärung Europens durch die Saracenen,[1] die in einzelnen Wiſſenſchaften hie und da ſchon gründlich ausgeführt iſt, ſaget; und einige Umſtände finden, wie ich nicht anders weiß, gar nicht ſtatt.[2] — Doch ich

[1] S. 109 u. f.

[2] Hr. Nicolai ſagt S. 109—110 dreimal: „daß der berühmte Averroes am Hofe des Kaiſers Friedrich II gelebt, daß der Aufenthalt Averroes am Hofe des Kaiſers ſehr viel zur Ausbreitung der Ariſtoteliſchen Philoſophie beigetragen;" endlich „daß dem Papſte der vertraute Umgang des Kaiſers mit Averroes ſehr mißfällig geweſen, und daß er daher Gelegenheit genommen ihm feindſelige Geſinnungen gegen die chriſtliche Religion Schuld zu geben, iſt gewiß." Woher gewiß? Die halbe Seite von Citaten die der Autor anführt, ſagt davon kein Wort; das Leben Friedrich II und Averroes ebenſowenig. Averroes lebte zu Cordova und Marocco, wo er 1206 ſtarb, und Kaiſer Friedrich II wurde 1215 zum Kaiſer gekrönt; nicht zu Marocco in Afrika, ſondern zu Aachen in Deutſchland, und zu Rom erſt 1220. Auch war wahrlich kein Averroes, den er am Hofe mit ſich führte, Gelegenheit zu ſeinem Zwiſt mit dem Papſt; denn die Geſchichte davon iſt jedermann im Gedächtniß. Daß Friedrich ſaraceniſche Weiber an ſeinem Hof hatte, wirft ihm der Papſt vor, und darüber ſucht ihn Sachwalter zu rechtfertigen (Matth. Paris p. 664 edit. Lond. 1640), nicht aber „den berühmten Philoſophen Averroes", der viele Jahre todt war. Der Autor hat etwas von den beiden Söhnen des Averroes, die, wie Aegid. Roman. erzählt, auf ihren Reiſen den Hof des Kaiſers beſuchten (ſ. Brucker. hist. phil. T. III. p. 100, 101), gehört, und dichtet daraus ein Factum, das er als das gewiſſeſte von der Welt dreimal und mit vielen Citaten anführt. — — So iſt's ihm (S. 115) ein Beweis „wie aufmerkſam Saracenen und Chriſten auf einander geweſen", daß „jener gefangene Ritter, Hugo von Tiberias, dem Sultan Saladin ſogar alle Gebräuche der Ritterſchaft bis auf die Aufnahme gezeigt habe", und ſagt in der Note: „die ſehr naive Erzählung davon in alten franzöſiſchen Verſen ſteht — in den Fabliaux et Contes du XII. et XIII. Siècle Par. 1779. 8." Iſt das ein Zeugniß? Der Verfaſſer

bleibe, oder vielmehr ich komme recht auf der Tempelherren Geheimniß der Weisheit.

6. „Sollten sie nicht die Goldtinctur besessen haben?" „Ja, ja, mein Freund, die Goldtinctur, nichts anders. Drum wurden sie in kurzer Zeit auch so unerhört reich; drum hielten sie ihre Capitel auch zu Nacht, daß niemand das Geheimniß erführe. Das war der Punctus quidam, über den sie auch den König ermordet hätten wenn er dahinter gekommen wäre. Wozu konnten sie in Orient leichter kommen als zur Goldtinctur? Bei den reichen und weisen Arabern, etwa gar bei einem Schüler der Geheimnisse Gebers. Hatten Raimundus Lullius, Arnoldus de Villa Nova ihre Geheimnisse nicht auch daher? — — Also zugestanden und eingestanden: sie hatten die Goldtinctur; dieß Geheimniß hat sich erhalten, fortgeerbet, und ist noch jetzt." — —

Vielleicht haben Sie, mein Freund, diese Orakel auch ernsthaft sagen hören, wenigstens können Sie sie in manchen neuen Modeschriften ernsthaft gesagt lesen. Unser Autor ist indessen von ihnen frei, und sagt feierlich:[1] „andere Geheimnisse (als die seinigen nämlich) hatten die Tempelherren nicht; im ganzen Proceß ist nicht die geringste Spur daß man die Goldmacherei bei ihnen vermuthet, oder daß sie darüber auch nur befragt worden." Das ganze Fig-

dieses Fabliau sagt: Messieurs, ce Fabliau est fait pour plaire aux braves gens etc., und jedermann ist bekannt daß ein ganzer Roman dieses Inhalts, Ordene de Chevalerie, umherging, der in unserm Jahrhundert mit einem Glossario gedruckt worden, aus dem du Cange, Ste. Palaye u. a. so oft Stellen anführen, der aber im Grunde weiter nichts als Roman seyn wollte. Die Geschichte die ihm zum Grunde liegt, steht in Bongars. gest. Dei p. 1152; sie nennt einen andern Ritter und ganz andere Umstände. Der Ritterschlag, der auch tapfern Saracenen gegeben ward, war nichts als eine Soldatenehre. S. du Cange zum Joinville Fol. 70 u. a. Stellen und Exempel.

[1] S. 144.

ment ist ein später Wahn, an den man damals nicht denken konnte, weil man zu gut die Quelle der Reichthümer dieses Ordens kannte. — — Lassen Sie mich, wie jener Bauersmann der, als er beschuldigt ward durch böse Künste zu seinem Reichthum gekommen zu seyn, nichts als die Werkzeuge seiner täglichen Arbeit vorführte — lassen Sie mich auf diese Weise nur einige historische Momente des großen und schnellen Reichthums der Tempelherren anführen. Jeder Kenner der Geschichte ist gewiß auf meiner Seite.

Also erstens und überhaupt ist bekannt welche Raserei die Kreuzzüge für Europa waren.[1] Europa verblutete sich in Asien; es warf seine Kräfte, sein Geld, seine Mannschaft dahin. Man verkaufte Güter (und die Geistlichen kauften sie), man verkaufte Freiheiten (und wer konnte, kaufte sie); mit dem Gelde ging man oder sandte es, freiwillig oder zur Büßung, nach dem heiligen Lande. Wer dabei gewann, waren die Unterhändler, der Papst, die handelnden Staaten in Italien, endlich insonderheit die geistlichen Ritterorden. Diese waren gestiftet, in ihrer und anderer Namen Pilgrime zu beschützen und den heiligen Krieg zu führen, das ist auf mancherlei Weise Geld aus Europa zu ziehen und sich zu bereichern; es hätte nur an ihnen gelegen, wenn sie's nicht hätten thun wollen. Also

Zweitens. Unter diesen geistlichen Ritterorden wurden die Tempelherren bald die ersten. Sie stritten im Vordertreffen und eigneten sich den Ruhm der Tapferkeit vorzüglich zu; sie hatten auch wirklich tapfere Grundsätze, die sie siegen oder sterben lehrten. Kein gefangener Tempelherr konnte anders als um Messer und Gürtel losgekauft werden; und auch ihre Feinde mußten es zugestehen daß sie

[1] Man hat noch keine gute Geschichte der Kreuzzüge, die aus den Quellen geschöpft und mit Uebersicht aller Folgen dieser Züge philosophisch und historisch wäre. Man rühmt Mailly Esprit des Croisades: ich kenne aber dieß Buch noch nicht.

bis auf die letzten Zeiten Wunder der Tapferkeit verrichtet haben. Also waren sie vorzüglich der Orden[1] dem man schenkte, oder ein Testament vermachte, wenn man seine Frömmigkeit im heiligen Lande anlegen wollte. Die Menge von Schenkungen, die sie in kurzer Zeit fast in ganz Europa bekamen, ist, wenn sie uns die Geschichte[2] nicht erzählte, beinahe über allen Glauben; fast hätten sie ja ganze Königreiche erbeutet.

Drittens. Insonderheit die Zeitumstände, unter denen der Orden gestiftet ward, trugen zu seinem schnellen Wachsthum bei. Der dritte König in Jerusalem herrschte, und Europa glaubte die Blüthe seiner gewissen Hoffnungen vor sich zu sehen; sollte es also nicht steuren? nicht geben? Der erste Meister des Ordens, Hugo, muß mehr als Loyola gewesen seyn, nach der Wirkung die er auf seiner Reise überall in Europa, insonderheit in England machte. Er kam mit Schätzen und einem kleinen Kreuzzuge nach Orient; ließ aber überall Höfe und Länder zurück die aufs eifrigste für ihn eingenommen waren.[3] Wer mehr als alle für den Orden posaunte, war der heilige Bernard,[4] und jedermann weiß was dieser Mann damals in Europa galt. Ueberschwänglich lobte er den Orden; ein Lob das er bald zurücknehmen und in ernstliche Vermahnung verwandeln mußte, das aber zur ersten Gründung seines Ruhmes unendlich viel beitrug.

Viertens. Der Papst mit seinen Privilegien blieb nicht nach. Das einzige, „an Oertern die mit dem Interdict belegt waren, zu Zeiten Messe lesen zu dürfen", mußte den Tempelherren viel eintragen; ob sie gleich freilich damit auch den Haß der Bischöfe sehr

[1] Ich schließe damit die andern geistlichen Ritterorden nicht aus; denn alle sind reich und sehr reich geworden; sie müssen also alle das Geheimniß der Weisheit gehabt haben, oder es hatte es keiner.

[2] S. Gürtler, Anton, vom Anfange bis zu Ende.

[3] S. Anton S. 13 — 29.

[4] Epist. 31. 175.

auf ſich luden. Sie gewannen als Ritter und als Prieſter, und wo beides nicht hinreichte, waren ſie

Fünftens, Handelsleute. Sie kauften, liehen aus, wucherten, waren Unterhändler u. ſ. Den Geiſtlichen verkaufte man damals, des geiſtlichen Segens wegen, am liebſten; ſie waren allenthalben angeſeſſen, hatten Geld, konnten allenthalben kaufen. Königen ſtreckten ſie Summen vor, nicht ohne Zinſen; die Procente super custibus, dampnis et interesse, wurden dem Könige Eduard gleich berechnet. Sie waren alſo in die Geſchäfte faſt aller Länder Europens verflochten, nicht nur durch ihre Beſitzungen und Schätze, ſondern auch oft durch Aemter. Noch unter Philipp dem Schönen war ein Tempelherr Schatzmeiſter, in England ein anderer vorher erſter Miniſter; — und daß ſie nicht immer gar zu gewiſſenhaft mit dem ihnen Anvertrauten umgingen, auch davon könnte ich Gerüchte aus der Hiſtorie anführen. So ganz ohne Grund konnten doch die ſo oft wiederholten Beſchuldigungen von Habſucht, von Beſtechungen ihrer Großmeiſter u. ſ. nicht ſeyn. Alſo iſt's gar kein Wunder daß ſie reich wurden; es wäre Wunder über Wunder geweſen wenn ſie in der Lage arm geblieben wären. Kurz, der Orden hatte zuletzt nicht weniger als 16,000 Herrſchaften, oder nach einem andern Schriftſteller 40,000 Commenderien, und jährlich auf zwei Millionen Einkünfte[1] — eine Summe die in den damaligen Zeiten mehr als königlich war. Dieſe zog er nicht aus Künſten der Alchymie, ſondern aus Einkünften und Gütern, wie jedermann wußte.

Sechstens. Alſo ergibt ſich's ziemlich was auch ihre Verrichtungen im geheimen Capitel waren. In capitulo negotia sua contractant, ſagt Matth. Paris;[2] nichts in der Welt anders wußte ihnen auch ſelbſt die Zauberkatze zu offenbaren.[3] Sie redete

[1] S. Ashmole Instit. of the Order of the Garter, p. 56.

[2] S. 899.

[3] S. die citirte Stelle, deutſcher Merkur, April, S. 45.

ihnen von reichen Ernten, von großen Beſitzungen Goldes und Silbers vor; auf etwas anders ging ihr Sinn ſchwerlich. Ihr Großmeiſter Hugo hatte eine ſehr politiſche Idee, das Capitel auf die Nacht zu verlegen. Im Kriege war ihnen dieſe Zeit zu Entwürfen auf den frühen Tag, zu Streifereien, die in Orient, inſonderheit vor Tagesanbruch, vorgenommen werden, bequem. Als höchſtes Gericht über die Brüder machte die Nacht ihr Capitel zu einem Areopagus (wie ich denn dieß Wort, vielleicht ziemlich freigebig, auf den Orden wirklich angewandt finde; [1] und endlich zu jeder Zeit war ihr Capitel, an einem abgelegenen Ort in ſtiller Nacht gehalten, ihnen eine ſichere, unbehorchte Verſammlung, die den Mitgliedern des Ordens Stillſchweigen, den Fremden Ehrfurcht gebot, und gleichſam ein Siegel auf ihre Rathſchlüſſe und Unternehmungen drückte. Die alte Gewohnheit ward alſo treulich beibehalten, auch in Zeiten und an Oertern wo es vielleicht wenig wichtiges mehr zu berathſchlagen gab; warum ſollte ſie aber geändert werden?

Und nun wird ſiebentes offenbar: woher ſich vorzüglich bei dieſem Orden die Mähre von Geheimniſſen, von Abgötterei, Zauberei, Laſterthaten, Unmenſchlichkeiten entſpann. Die liebe dunkle Nacht und die Verſchwiegenheit, auf die der Orden drang, hatte ſie geboren. Nach Begriffen der damaligen Zeit (zumal in Frankreich nach den Manichäer- und Albigenſermärchen), was konnte man in der finſtern Nacht anders thun als den Teufel rufen und Hurerei treiben? Wo in einem geheimen Zimmer ein Kopf ſtand, mußte es ein Unhold, ein Baphomet ſeyn, den man anbetete, mit dem man hexte. Zumal dieſe Leute, die aus Orient, aus den Ländern der Saracenen kamen, ja die ſich zum Theil noch morgenländiſch trugen, die ihre Brüder geheim aufnahmen und ein ſo ſtrenges Stillſchweigen von ihnen forderten! Erlauben Sie, mein

[1] Du Breil Antiquités de Paris.

Freund, daß ich ein kleines Verhör eben des Bruders herſetze, der nachher auf der Tortur ſo freigebig den Diabolus, die Katze, den Zauberkopf, die hurenden Teufelsweiber bekennen mußte. Die Ausſage, die jetzt folgt, war den Inquiſitoren zu natürlich:[1]

Frage. Wann er aufgenommen ſey?

Antw. Frühe in der Kirche, bei verſchloſſenen Thüren.

Frage. Ob ihm auch eine leinene Schnur gegeben worden?

Antw. Ja, mit dem Befehl daß er ſie zeitlebens zu Nacht und zu Tage um den Leib tragen ſollte, zum Andenken ſeines Gelübdes der Keuſchheit.

Frage. Ob er einen Eid habe thun müſſen die Geheimniſſe des Ordens, auch ſeiner Aufnahme, nicht zu verrathen?

Antw. Ja.

Frage. Welches dieſe Geheimniſſe ſeyen?

Antw. Die Gelübde der Keuſchheit, des Gehorſams, der Ordnung, des Stillſchweigens (in Ordensgeſchäften).

Frage. Ob er auch andere habe aufnehmen ſehen?

Antw. Ja, zehn oder zwölf Brüder; alle ſeyen aufgenommen wie er.

Frage. Ob er im Generalcapitel geweſen?

Antw. Ja, fünf- oder ſechsmal in Montpellier.

Frage. Was er da geſehen habe?

Antw. Um Mitternacht ſey man aufgeſtanden, habe ſich verſammelt; es ſey Morgenandacht gehalten worden. Dann habe ein Religios geprebigt, und nachdem der ſich entfernt, ſeyen die Thüren verſchloſſen und das Capitel gehalten.

Frage. Was im Capitel gethan ſey?

Antw. Die Ordensregel wiederholt daß ſie keuſch ſeyn ſollten, die Güter des Ordens, das Magazin des Tempelhofs gut verwalten

[1] Hist. de la Ville de Nismes p. Menard. Tom. I. Preuves p. 179.

möchten, und ſolche Dinge, Brüder, die ſich etwas zu Schulden kommen laſſen, ſeyen geſtraft u. ſ.

Frage. Ob da auch ein Idol oder Bild von Gold oder Silber oder Metall oder ſonſt ein Menſchenkopf angebetet und verehrt ſey?

Antw. Nein.

Frage. Ob auch jezuweilen eine Katze angebetet worden? eine Katze oder ein Kater, ein Rabe oder viel Raben?

Antw. Nein.

Frage. Ob in einem der gedachten Capitel auch Weiber ſich zeigten oder gezeigt haben?

Antw. Nein ꝛc.

Sie ſehen, mein Freund, die Zaubereien und Teufeleien in finſtrer Nacht waren angenommenes Coſtüme des Zeitalters, wie es ſo manche Inquiſitions-, Hexen- und Judenproceſſe damaliger Zeit zeigen. Freilich gehörten ja auch die Teufel mehr in das Capitel eines geiſtlichen Ordens als — Geſchäfte, die ihm die Ordensregel aufgab.[1] Nüchterne und müßige Philoſophie gehörte mehr hinein als Rechnungen und Rathſchläge, ohne die ein ſo verbreiteter, reicher, gewiß ſehr wirkſamer Orden gar nicht beſtehen konnte! Mich dünkt der Großmeiſter hatte mehr zu thun als die Brüder über Einheit Gottes zu katechiſiren. Einkünfte und Ruhm, Unternehmungen und Reichthum waren ohne Zweifel dem Orden das koſtbarſte Geheimniß der Weisheit; und bei manchen Rathſchlägen darüber wollten ſie gewiß nicht behorcht ſeyn. —

Nun ſollte ich Ihnen, mein Freund, ein Gemälde vom Verfall des Ordens und ſeinem ſchrecklichen Sturz zeichnen; was ihn zuerſt in der Meinung Europens allmählich herunterſetzte und zuletzt ſeinen Fall bewirkte. Die Facta darüber liegen aller Welt vor Augen; der Charakter ihres Anklägers, die Lage ihres Richters iſt jedem

[1] Ordensregel, Cap. 59.

Kenner der Geschichte bekannt; einige Acten ihres Processes sind schon in extenso publicirt; um andere müßte man sich bekümmern daß sie ganz, nicht in Extracten, publicirt würden. Wer darüber schriebe, müßte, als ob noch gar nichts darüber geschrieben wäre, ohne Liebe und Haß gegen den Orden, am meisten ohne eine Lieblingshypothese urtheilen, die unsern Autor offenbar irregeführt hat. Es ist augenscheinlich daß er sein Gewebe über fremde Grundfäden zusammengeschlagen, über Grundfäden die auch zur Fortführung der Hand dessen bedurften der sie zog; und nicht der Hand — Doch ich habe Ihre Geduld zu lange gemißbraucht. Leben Sie wohl!

Die Fortsetzung dieser Briefe verfolgt die Materie weiter, untersucht die Acten, die wir vom Proceß der Tempelherren haben, und legt ein Gemälde desselben gerichtlich und historisch dar. Sodann wird die Frage untersucht: ob der Orden nach seiner Aufhebung historisch-erweislich fortgedauert? Ob er in andern Gesellschaften erneuert sey? Ob vor Valent. Andreä Rosenkreuzer gewesen? Ob die Freimaurer unter Karl I. und Cromwell mit den Levellers zusammengehangen? Ob die Stelle in Aschmole's Leben ächt? Ob des genannten Dr. Knipe Commentar darüber vernünftig sey? u. s. f. Da aber den meisten Lesern an historischen Erörterungen der Art wenig gelegen seyn dürfte, so bleiben diese Briefe einem andern Ort.

5.

Persepolis und Indien. [1]

1803.

Durch Chardins, Bruyns u. a. ältere Reisen durch Persien, waren die Trümmer unweit Schiraz mehr und mehr auch durch genauere Zeichnungen ins Andenken gebracht; der treffliche Käm-

[1] Aus der Adrastea, XI. Stück.

pfer, deſſen biedere Sorgſamkeit nicht gnug Ruhm verdienet," fügte ſeine Bemerkungen über den damals neueſten Zuſtand Perſiens und die Ruinen von Tſchilmenar, obwohl durch Schuld des Verlegers mit den ſchlechteſten Kupfern begleitet, hinzu.[1] O warum mußte Kämpfer in dem Winkel, worin er lebte, leben? Seine noch bis jetzt unübertroffene japaniſche Geſchichte ward mit Handſchriften und Zeichnungen den Erben vom Ritter Hans Sloane abgekauft; ſie erſchien engliſch zuerſt, ehe ſie, viele Jahre nachher, durch Dohms Fleiß und Bemühung deutſch erſchienen; ſeine perſiſch-japaniſchen Ergötzlichkeiten, die eine Ueberſetzung verdienten, blieben ein faſt unbekanntes Buch. Jeder Reiſende ſagte über Perſepolis ſeine Meinung, und man ließ es bewenden bis es dem Grafen Caylus gelang die Aufmerkſamkeit darauf feſter zu richten.[2] Er las der Akademie eine Abhandlung über die Ruinen von Perſepolis vor, in welcher er zwar im ganzen irre zu gehen ſcheint, indem er ſie für Tempelgebäude, und ihren Geſchmack für ägyptiſch hält, immer aber doch zuerſt den Gegenſtand zur literariſchen Erörterung brachte. Wie viel ſind wir in Anſehung der Alterthümer und Kunſtgeſchichte dieſem edlen Mann ſchuldig! Nach ſeinen Reiſen in Italien und Orient wandte er auf Sammlungen und Erläuterungen alter Kunſtwerke was er konnte. Den fleißigen Gelehrten Barthelemy unterſtützte er; ſein ſind ſo viele vortreffliche Abhandlungen in der Geſchichte und den Denkſchriften der Akademie; ſein die Sammlung der Alterthümer, die er ſelbſt gelehrt, oft glücklich erklärte.[3] Der Name Caylus verdient der Nachwelt unvergeßlich zu bleiben.

[1] Engelbert Kämpfer Amoenitates exoticae, politico - physico - medicae, Fasc. I. — V. Lemgo, 1713.

[2] Hist. de l'Académie des Inscriptions. T. 29. Seine Abhandlung war vorgeleſen am 2 Mai 1758; überſetzt iſt ſie von Meuſel, in Caylus Abhandlungen zur Geſchichte und zur Kunſt. Th. 1. S. 57.

[3] Recueil d'antiquités dans la collection du comte de Caylus. Sechs Bände in 4.

Als in den Jahren 1761 u. f. Niebuhr mit ſeinen Gefährten Orient bereiſete und der Tod dieſe hinraffte, reiſete er gleichſam für ſie alle; und ob ihn damals gleich Augenſchmerzen quälten, und er der böſen Luft unter dieſen Ruinen zu unterliegen befürchten mußte, blieb der rechtſchaffene Mann dem Zweck ſeiner Sendung dennoch ſo treu daß er, wiewohl unbequemer als ſeine Vorgänger reiſend, dennoch ſelbſt mit Zeichnungen eine genauere Beſchreibung dieſer Trümmer gab als Chardin, Bruyn u. a. gegeben hatten.[1] Er, verglichen mit jenen, haben bisher den Erläuterern dieſer alten Denkmale gleichſam zum Text gedienet; jetzt, da ſich die Aufmerkſamkeit Frankreichs und Englands gemeinſchaftlich auf dieſe Gegend gerichtet, kann es kaum fehlen daß nicht ein glücklicher Abenteurer weiter dringe als wohin Niebuhr gelangen konnte.

Nach Niebuhrs Kupfern und ſeiner, ſowie ſeiner Vorgänger Beſchreibung wagte der Untengenannte im Jahr 1788 eine Muthmaßung[2] (wie er ſie nannte), die, einen andern Gang als Caylus nehmend, der einfachen Anſicht der Gebäude und Vorſtellungen ſelbſt nach eigner Nationaldeutung der Perſer und benachbarter Völker folgte. Die Bedeutung des Zuges der Geſchenkebringenden, ihrer Abtheilungen und Symbole, der Symbole des Königes, der vorgeſtellten Thiere u. f. fiel hier nach Gegend, Zeit und Zweck ſo ſichtbar ins Auge daß ſchwerlich an einen Tempeldienſt zu denken war. Dieſe Idee ganz zu entfernen hielt ſich der Verfaſſer an die Tradition der Perſer, der auch ihre Dichter folgen, ſo ſtrenge daß er die Verbindung ihrer mit der Griechengeſchichte bei Seite ſetzte, zugleich aber den zweiten Theil ſeiner Abhandlung über die Gräber der Könige ankündigte, in der, was an der perſiſchen Vorſtellungs-

[1] Niebuhrs Reiſebeſchreibungen nach Arabien und andern Ländern. Theil 2.

[2] Perſepolis, eine Muthmaßung in Herders dritter Sammlung zerſtreuter Blätter. 1788. (Werke z. Philoſ. u. Geſch. I. S. 45—72 (Bd. XXVI der Geſ. Werke).

art fehlte oder übertrieben war, ins Licht treten ſollte. Andere Geſchäfte hinderten ihn an dieſer zweiten Hälfte ſeines Baues; und ſeitdem iſt ihm manches, doch nicht alles von dem was er zu ſagen hatte, weggenommen worden. Bei erſter Muße wird er ſich befleißen es dennoch zu ſagen, und als ob er in einer Verſammlung der vielen gelehrten und großen Männer, die auf Perſepolis und die ihm verwandten Gegenſtände anjetzt, wie wetteifernd, ihr Auge gerichtet, eines Sylveſter de Sacy, der Tychſens, Günther Wahls, Eichhorns, Lorsbachs, Heerens, Münters, Ouſely u. ſ. von ſeinem Geſammelten Red' und Antwort zu geben hätte, ſeine Unterſuchungen darlegen. Was ſeit obgenannter Zeit von dieſen Männern geſchehen, iſt den Liebhabern dieſes Studiums bekannt; die Mémoires sur diverses antiquités de la Perse von Sylveſtre de Sacy [1] geben, im Inhalt und der Methode perſiſche Alterthümer ſowohl als den Charakter ihrer Schriftzüge unter den Saſſaniden zu enträthſeln, das glücklichſte Muſter. So krönte das Jahrhundert am Ausgange den Fleiß der Forſcher in dieſer fernen, verlaſſenen Grabgegend, und ladet ſeine Nachfolgerin zu weitern und genaueren Forſchungen ein, die ihm auch nicht fehlen werden, da es jetzt von allen Seiten ſo ſtark auf die Keil- oder Pfeilſchrift losgehet. Das Reſultat kann nicht anders als einen großen Aufſchluß gewähren; wiewohl nur literariſch; denn der Umfang menſchlicher Gedanken wird dadurch ſchwerlich erweitert werden.

*

Wenden wir unſern Blick nach Indien, welche Welt von Aufklärungen bietet ſich uns dar, die uns das Jahrhundert geſchenkt hat; möchten ſie einigermaßen auch den Jammer erſetzen den die Europäer jenen Gegenden gebracht haben, und aus jenen Gegenden ſich ſelbſt bereiten. Doch warum wollen wir den böſen Pfuhl enthüllen, auf dem dießmal ſchöne Blumen wuchſen?

[1] Par. 1798. 4.

Portugieſen und Spanier, Holländer, Engländer und Franzoſen, Dänen und Deutſche hatten uns bisher über Oſtindien viel und mancherlei geſagt; von oſtindiſchen Sprachen waren auch Alphabete beigebracht, und aus dem Malabariſchen, Tamuliſchen, Siam'ſchen war manches überſetzt worden; durch Wilkins, Chambers, die Scotts, Halhed u. ſ. thut ſich uns ein neues Reich auf. Einzig ſchon Wilhelm Jones, wahrer Präſident der Akademie zu Calcutta, hat, mit einem Glück das wenigen begegnet, Dinge zuwege gebracht die andern verboten bleiben. Ihm war die Sakontala, eine Blume des Paradieſes gebracht, und er verpflanzte ſie zwanglos ſchön; [1] o hätte er alles Indiſche ſo überſetzt, und ſich der elenden engliſchen Reimkunſt entladen. So gab er die Gita-Govinda, den Menu — und was würde dieſer unermüdet eifrige, rüſtige, vielgelehrte, treffliche, glückliche Mann nicht noch geleiſtet haben, wenn ihm die neidige Parze ſein Leben nicht verkürzt hätte. Aus dem Perſiſchen und Arabiſchen hat er uns ebenſo ſchöne Früchte und Blumen geſchenkt; [2] Notizen und Aufſchlüſſe über Indien deßgleichen, obwohl in Herleitung der indiſchen Götter, ſowie der aſiatiſch-afrikaniſchen Sprachen und Völker ihm aus der Schule Britanniens her ein enger Deutungsgeiſt beiwohnet. Friede ſey mit ſeiner Aſche, und ſein Inſtitut daure. Auf eine menſchenfreundliche, nicht bedrückende Weiſe daure es und pflanze ſich nach Europa hinüber. Man erſtaunt über die Menge indiſcher und anderer aſiatiſcher Handſchriften, die ſich ſchon in den Händen der Britten befinden; [3] möge davon ein guter Gebrauch gemacht werden!

Wie weit ſchreitet der Geiſt der Europäer vorwärts! wie fern zurück bleibt ihre Handlungsweiſe! Ein böſer Genius hat ſie erfaßt,

[1] Ins Deutſche gleichmäßig ſchön überſetzt von Georg Forſter, von ihm auch mit lehrreichen Anmerkungen begleitet.

[2] W. Jones de poesi Asiatica comment. edid. Eichhorn. Lips. 17.

[3] S. Ousely's oriental Collection hin und wieder.

indem sie andern Völkern Verderben bringen, sich selbst Verderben zu bereiten; stehet ein guter Genius hinter ihm, der unsichtbar dieß Gift in Arznei verwandelt? Kein Zweifel; nur Generationen gehen darüber zu Grunde.

6.

Culturgeschichte der Völker.[1]

Da der Verfasser sowohl die Idee als den Zweck seiner Abhandlungen in einer eigenen Vorrede deutlich ans Licht gesetzt hat, und es anmaßend wäre als Vorredner sein Lobredner oder sein erster Recensent zu werden, so bleibt nichts übrig als über den Werth seines Zwecks national- und zeitmäßig einige Worte hinzuzufügen, deren Anwendung sich sodann selbst ergibt.

1) Nur durch den Geist den wir in die Geschichte bringen und aus ihr ziehen, wird uns Menschen- und Völkergeschichte nützlich. Geistlos zusammengestellte Facta stehen unfruchtbar da; auch die Entwickelung historischer Umstände kann keinen andern Zweck haben als Evidenz, Wahrheit.

2) Was uns in der Geschichte zunächst anspricht, sind Sitten und Charaktere, sowohl der Völker als einzelner Menschen. Diese ins Licht zu stellen, sie durch Erweise und Vergleichungen sprechend zu machen, ist der edle Zweck einer psychagogischen Geschichte. Welche Nation dieß am besten that, die bearbeitete das Feld der Begebenheiten aufs nutzbarste, aufs angenehmste.

Daß wir Deutsche hierin nicht nur den Alten, sondern auch einigen benachbarten Nationen noch nachstehen, ist ebenso bekannt als oft beklagt worden. Namenverzeichnisse, Genealogien, die Beschreibung von Kriegszügen, Helden- und Staatsactionen, das Skelet des

[1] Vorrede zu Fr. Mayers Culturgesch. d. Völker. 1798.

Herkommens endlich hinderten uns oft den Geist der Zeit zu entwickeln, die Menschengeschichte für Menschen sprechen zu lassen, charakteristisch, sittlich.

Zwar suchte man diesen Mangel seit einem halben Jahrhundert durch ein anderes Extrem zu ersetzen, indem man Geschichte mit Roman mischte oder gar historische Charaktere undramatisch dramatisirte; es liegt aber am Tage daß dadurch die poetische Kunst so wenig gewann als die Geschichte. Sogenannte historische Romane sind gemeiniglich die langweiligsten Romane, historische die schläfrigsten Dramen; und überhaupt gibt es dem Gemüth eine unangenehme Empfindung, wenn ohne Erreichung einer Kunstidee das Geschehene und die Dichtung dergestalt vermengt werden daß man nicht weiß was man lieset. Die reine historische Exposition eines Zeitraums, eines gesellschaftlichen Verhältnisses als eines charakteristischen Sittengemäldes, wenn sie gleich nicht so lebhaft als ein Roman oder Drama seyn kann und seyn soll, wird dem ruhigen Leser dennoch unterhaltend und lehrreich seyn; sie belohnt ihre mindere Lebhaftigkeit durch einen reineren Umriß der Wahrheit.

3) Unter allen gesellschaftlichen Verhältnissen ist das Band der Geschlechter und Familien das zarteste, das die Geschichte entwickeln kann und festhalten sollte; denn auf ihm beruhet nicht nur der ächte Ruhm einer Nation, sondern auch ihr innerer dauernder Wohlstand. Kriegstugenden sind nur abwehrende Tugenden; wo sie angreifen, erobern, zudringlich und überlästig werden, hören sie auf Tugenden zu seyn, und werden erst andern, dann der Nation selbst fürchterliche Dämonen. Indem sie den häuslichen Wohlstand Fremder zerrütten, bringen sie durch Ueberspannung der Bedürfnisse, der Neigungen und Kräfte eine Unform zuwege, in der sich die Mutter aller häuslichen und bürgerlichen Glückseligkeit, die Sophrosyne, am wenigsten erkennet.

Immer alſo höre ich lieber der Deutſchen häusliche Tugenden als ihre Kriegsthaten — loben. In den alten wilden Zeiten drängten ſie als gedrängte Völker andere Nationen und ſetzten ſich wo und wie ſie konnten. In den mittleren barbariſchen Zeiten hielten ſie rohere Völker, Hunnen und Mongolen in ihrem verheerenden Lauf auf, oder ließen ſich, treu der Fahne des Gehorſams, gegen welt- und geiſtliche Mächte bis ans Ende der Welt führen, und vergaßen darüber ſich in ihrem Lande eine Conſtitution zu geben, die den Namen eines Staats verdiente. Aber ihre häuslichen Tugenden lobe man, denn ſie verdienen das Lob, das zuletzt alle Elogien überlebet. Aus ihnen entſprang in Deutſchland das Städte- und Bürger-Gemeinweſen, das ganz auf häuslicher Glückſeligkeit beruhte, und dieſe bezweckte.

Wie kommt's nun daß wir dieſe ſtillen Tugenden nicht ehren? daß wir die unzweifelhaften Vorzüge unſerer Väter, die im deutſchen Charakter liegen, weniger ſchätzen als die blendenden Eigenſchaften fremder Nationen? Daß viele Deutſche der deutſchen Staatsgeſchichte unkundig ſind, iſt ſehr verzeihlich; aber auch der Charakter- und Sittengeſchichte? Wir wollen, die Hand vors Auge haltend, den Grund nur darin ſuchen daß dieſe weniger als die deutſche Kriegs-, Reichs-, Staats-, Rechts-, Herkommensgeſchichte behandelt worden. Und doch reicht auch dieſe Täuſchung zum Troſte kaum hin; denn wie wenige haben — ich will nicht ſagen Maskovs, Schmidts oder eines andern Geſchichte der Deutſchen, Müllers Geſchichte der Schweiz u. ſ. geleſen, ſondern ſich auch nur um einzelne Zeitperioden, merkwürdige deutſche Inſtitute, Verdienſte, Charakterzüge bekümmert! Sind (um nur einige zu nennen) Möſers, Möhſens, Hegewiſchs, Stettens Schriften in den Händen in denen ſie ſeyn ſollten? Wird Schlözers Geſchichte der Deutſchen in Siebenbürgen, die ein ſo großes Blatt des deutſchen Culturfleißes aus mehreren Ländern enthält, ſo laut verkündet als

ein triviales brittiſches Pamphlet über die Botany Bay, die Maratten und Hyder Ali?

Da wir ſo lange, aus uns geworfen, uns ſelbſt entriſſen, andern Nationen gedient, ihnen gefröhnt haben, ſollte uns nicht die jetzige Zeit ſelbſt mit gewaltiger, grauſamer Hand auf uns zurückdrängen, uns zurufend: „Lerne dich ſelbſt kennen, denn andere kennen und mißbrauchen dich. Requirire dich, damit du nicht requirirt werdeſt.“ Und was führte dazu mehr als hiſtoriſche Unterſuchungen deſſen was unſere Väter waren, wir vielleicht nicht mehr ſind, vielleicht auch nie mehr — Doch das ſey ferne! Wir ſind was wir ſind; unter gegebenen Umſtänden kann unſer Charakter ſinken, unſere Natur aber können wir nie vertauſchen. Die gedrückte elaſtiſche Kraft wird deßhalb nicht unterdrückt; ſie hebet ſich empor, und der Druck ſelbſt war ihr nöthig. In keinem Verhältniß wollen wir die reine Germanität, d. i. Treue und Einfalt mit Anhänglichkeit und Muth verbunden, aufgeben. Der Name German, germaniſcher Charakter behauptete ſich unter den Römern ſelbſt rühmlich.

Zweifelhafter denke ich über den deutſchen Rittergeiſt, ſofern er Cultur bewirkt hat. Daß er mit dem Franzöſiſchen, Spaniſchen, Normänniſchen in England und Italien, die Galanterie nicht in gleichem Maß emportrieb, möchten wir ihm verzeihen; aber (ſiehe die Burgen und Raubſchlöſſer mit ihren Verließen, die Trinkſäle u. ſ. an) bewirkte er nicht etwas anders? Gnug! Der Geiſt hat ſich überlebet. Wir wollen, wie bei dem Leichenbegängniß des letzten Stammhelden, ihm eine Lob- und Leichenrede halten, die Turniere ſeiner Vorfahren erzählen, den ehrenhaften Schild aufhängen und das Wappen mit dem Todten begraben. Pfarrer oder Küſter ſtellen ihm aus den Diſtichen einſt ſein glaubhaftes Zeugniß aus.

Mehr intereſſirt die Culturgeſchichte der Menſchheit jene ſanfte Nation, die Erfinderin keiner ſchädlichen und ſo vieler nutzbaren Künſte, die Hindu. Alles was uns unter ihren Himmel verſetzt, hat die Zauberkraft in ſich daß es uns ſittſamer macht und milder. Die Zuſammenſtellungen des Verfaſſers, der auch das unlängſt erſchienene Geſetzbuch des Menu (die letzte Frucht von W. Jones glücklichem Fleiße) gebraucht hat, verweilen uns ſanft bei ihnen; und da Sakontala leider bisher die einzige Probe eines ihrer vollendeten Geiſteswerke geblieben, das uns ſtatt der übrigen gelten muß, ſo verweilet man auch an ihr gern, wenn man ſie gleich ſchon kannte. Gebe die nächſte Zeit uns mehr Sakontalas, die ſchönſten Beiträge zur Culturgeſchichte der Völker.

„Culturgeſchichte der Völker," in welchen Traum verſetzt uns dieß Wort, oder vielmehr in welche uuendliche Laufbahn! Wie viel und wie wenig iſt in ihr geſchehen! und auf welchen Wegen iſt manches bewirkt worden! Völker blühten und verblühten; mancherlei war ihre Frucht im großen Garten. Sie pflanzten ſich fort, ſie miſchten ſich mit einander; auch jener blühende Dorn, auch jene ſtechende prächtige Diſtel. Und dort und da, wie ungeheure Wüſteneien, auf die kein Regen fällt, die kein Thautropfe bethauet; ihnen entgegen glänzende Eisthürme, in deren Klüften nur Lichen wächst. — Ueber die geſammte Culturgeſchichte der Menſchheit haben wir nichts zu verantworten, aber jeder an ſeiner Stelle, wohlauf! Laſſet uns eilen. Quantum est quod restat!

Weimar, den 1 Mai 1798.

Anhang.

Ueber die dem Menſchen angeborne Lüge. [1]

I. Die Sache des ungeheuern Widerſpruchs im Menſchen und in ſeiner Geſellſchaft iſt, leider! treffend wahr geſchildert, eben ſo treffend und wahr auf den Stolz zurückgebracht, unſere erſte und faſt einzige Sünde, Proteus in hundert Geſtalten und ein ewiger Phönix, der aus der Aſche ſeines verglimmten Vorweſers wieder erſteht. Daß die Lehre und Uebung des Chriſtenthums hiegegen der einige, göttliche, wahre Rath ſey — iſt mit einer Stärke und Wahrheitfülle geſagt die nur aus dem Herzen und der innigſten Ueberzeugung kommen konnte.

II. Im Weſentlichen ſind wir alſo nicht bloß einig, ſondern ich bin eben in dieſem Weſentlichen und in der tiefen Einfalt ſeiner Darſtellung unendlich Lehrling geweſen, ſowie ich's auch noch lange bleiben werde. — — Aber nun, wenn ich die Reduction aufs Geſetz der Immutabilität u. dgl. (nur der Rand und die terminologiſche Einfaſſung der Wahrheit) weniger verſtehe, rührt's ohne Zweifel von mir her, und daß ich nur ein abgebrochnes Stück leſe, von dem ich nicht weiß woran es hangt und zu welchem größern Werk es eilet.

III. Iſt der Widerſpruch (§. 1) wahr, ſo gibt's zwei Immutabilitäten im Menſchen, zwei principes constans, die nach ihren Geſetzen wirken, und wenn ſie beide dem Hauptgeſetz gehorchen, daß jedes ſeines Gleichen hervorbringt, ſo löst dieß den Knoten des Wider-

[1] Nachſtehende, im Jänner 1777 verfaßte, Abhandlung ſcheint durch eine andere, handſchriftliche, von dem berühmten Verfaſſer der Betrachtungen über das Universum veranlaßt worden zu ſeyn; ſie macht aber auch für ſich ein verſtändliches Ganzes aus. A. d. H.

ſpruchs im Menſchen ſo wenig daß es ihn vielmehr recht ſichtbar macht, und zwei Götter, zwei principes constans ſetzt, die, jedes in ſeiner Natur, nach ewigen Grundgeſetzen handeln, handeln müſſen und handeln werden. Da ich dieß nun mit der Natur des mächtigſten, beſten, gütigſten, vorausſehendſten Weſens ſo wenig als mit der Thatgeſchichte des Menſchengeſchlechts vereinigen kann, wo doch (§. 1) ein Mittel, der Geiſt des Chriſtenthums, gefunden und wirklich da iſt, dieſen Knoten zu löſen, den Geiſt des Stolzes unter ein Geſetz höherer Demuth gefangen zu nehmen u. ſ.; ſo muß, da dieß Mittel doch von Gott kommt, wie die Menſchennatur ſelbſt, und bei ihm alles, Gegenwart, Verbindung eins iſt, auch dieß Mittel zuſammt dem vorigen Widerſpruche eins geweſen ſeyn, und wie alle ſeine Mittel und Zwecke die beſten ſind, gerade auch in dieſer Divergenz und Contrarietät zweier Kräfte der Menſchheit, vielleicht eben ihr Zweck, ihre jetzige höhere Beſtimmung liegen. — — Um mich indeſſen dieſem ſchweren Knoten, dem Mittelpunkt höchſter Weisheit und Güte in aller uns bekannten Natur, nur durch Analogie zu nähern, dünkt mich's

IV. Daß die Schöpfung überhaupt, in allen ihren Stufen und Arten, eben dieſer Contrarietät unterworfen ſey, ſofern ſie's nämlich nach ihren Stufen und Arten ſeyn konnte. Es wird, vielleicht etwas freigebig, vorausgeſetzt daß alles in der Schöpfung ſonſt Wahrheit ſey, nur der Menſch Lüge; ſollte dem alſo ſeyn? Wie würde denn Materie, Thier, Zuſammenordnung eines eingeſchränkten Ganzen möglich? Die Materie iſt eine ewige Lüge, d. i. ein Phänomenon von lauter Kräften, geiſtigen, wirkſamen Kräften, die in ihrer Exiſtenz bezirkt, gehindert ſind, und durch poſitive Kräfte und Bahnen, deren Urſachen außer ihnen liegen, beſtimmt werden. Wer weiß was die Kraft der Schwere, der Union eins iſt? von welchem Grad geiſtiger Kraft ſie für uns das Phänomen ſey? Wir

ſehen indeß immer daß ſie nach Stolz, d. h. ewig fortgeſetztem Streben und Drücken ihrer Kraft in gerader Linie wirke, und daß der Schöpfer ihr nur nach poſitiven Regeln eines höhern Plans, eines Ganzen, von dem ſie nichts weiß, gewiſſe äußere Mittelpunkte des Anziehens geſetzt habe, die die Kraft ihres Stolzes, jener geradfortlaufenden Bewegung ſchwächen, und eben damit einen Sonnenplan voll höherer Weisheit und Güte, Körper und Subſtanzen voll tiefern Lebens und Genuſſes bilden müſſen. Die Contrarietät des Menſchen ſcheint mir alſo in den ganzen Weltbau verbreitet. Ueberall zwo Kräfte, die ſich einander entgegengeſetzt doch zuſammenwirken müſſen, und wo nur aus der Combination und gemäßigten Wirkung beider das höhere Reſultat einer weiſen Güte, Ordnung, Bildung, Organiſation, Leben wird. Alles Leben entſpringt auf ſolche Weiſe aus Tod, aus dem Tode niedriger Leben, alle Organiſation aus Zerſtörung und Verwandlung geringerer Kräfte, alles Ganze der Ordnung und des Plans aus Licht und Schatten, aus divergenten, ſich einander entgegengeſetzten Kräften, wo das höhere poſitive Geſetz, das beide einſchränkt und aufhebt, eben allein κόσμον, Welt, Plan, Ganzes, höheres Wohl, gemeinſchaftliche Glückſeligkeit beginnet und anſtimmt. Mathematik, Phyſik, Chemie, Phyſiologie lebender Weſen ſind, dünkt mich, hier überall Zeugen.

V. Im Menſchen, dünkt mich, iſt alſo dieſe Contrarietät nur am meiſten offenbar, etwa weil er das geiſtigſte, entwickeltſte Weſen unſerer Welt, Zuſammendrang und Mittelpunkt unſerer Schöpfung iſt. Das Thier iſt keiner menſchlichen Lüge fähig, weil es kein Menſch iſt, übrigens aber zeigen zehn Beiſpiele daß es in Annäherung und ſeinem Kreiſe eben die zwo widerwärtigen Kräfte in ſich und Bahnen außer ſich habe; je mehr ſich das Thier dem Menſchen nähert, deſto mehr nimmt die Helle zu, mit der es beide empfindet; je weiter von ihm fern, deſto mechaniſcher und blinder wirken beide Kräfte. Es

iſt ein ewiges Geben und Nehmen, Anziehen und Zurückſtoßen, Inſichverſchlingen und Aufopfern ſein ſelbſt; und der Plan, der beides regiert, iſt immer höheres Geſetz, poſitive Ordnung höherer Gattung, die aus dieſen Kräften, einzeln oder auch verbunden, ohne höhern Mittelbegriff, weder gefunden noch erkannt und begriffen werden kann. Zum Menſchen!

VI. Der Menſch als er zum erſtenmal ſtolz war und Gott ähnlich ſeyn wollte, verfolgte er nicht etwas gutes? fühlte er nicht in ſich eine Menge unentwickelter Kräfte? war's Fehler daß er ſie entwickeln wollte? war er nicht Gottes Bild? und war alſo nicht Gottähnlichkeit die Bahn die ihm der Schöpfer ſelbſt angewieſen? — So wird der einſeitige Philoſoph fragen, und in dem Walde von Begriffen, den er Naturrecht, Recht der Menſchheit nennt, hätte er auch einſeitig-hypothetiſch recht; alle einſeitige Hypotheſe iſt aber Lüge. Der Menſch hat kein ihm eignes, iſolirtes Naturrecht, das ihm concubitum vagum mit allen Geſchöpfen, der Schlange ꝛc. zur Gottähnlichkeit erlaubte, er iſt gebornes Bild Gottes in der Welt Gottes, Mittelpunkt in dieſer Ordnung. So wenig der ſtolze Saturn die Freiheit hat ſeine gerade Bahn durch alle Himmel, wo er will, zu verfolgen; er ſoll von der Sonne gelenkt werden, und iſt nur durch dieß primitive höhere Geſetz des Sonnenplans das, was er iſt, worden; ſo iſt nur der Menſch, was er iſt, durch höhere Gnade, ex speciali gratia des Schöpfers, der ihn dazu, was er iſt, ſchuf, und an dem Schöpfer alſo und ſeinem höhern poſitiven Gebot muß er hangen. Was ihm die Sonne für eine Bahn vorſchreibt, die er weder aus ſich ſelbſt, noch aus der Schlange lernen kann, der muß er folgen, und zwar frei folgen, denn Freiheit iſt eben der Mittelpunkt ſeines Daſeyns, der Grund ſeiner höhern Ordnung, das Gottähnliche, das er ſprechen kann: laſſet uns — in der Ordnung Gottes wirken, d. i. ſeyn und nicht ſeyn, wo und wie er's ge-

bietet — hier ſtreben, dort ſich verläugnen, und darüber nicht grübeln wollen, ſondern folgen.

VII. Das Geſetz der Freiheit lag alſo in der Natur des Menſchen; aber nicht der vagen Freiheit, von der einige ſehr mechaniſch reden, und die eigentlich Knechtſchaft iſt. Seine Freiheit mußte es ſeyn einem poſitiven Geſetz Gottes, einem höhern Sonnenplan zu folgen, auch wo er das Ganze nicht überſähe, zu dem er beiträgt (welcher einzelne Planet kann's?), ſondern ſich mit allen ihm möglichen Kräften, an ſeinen Gott und Vater, die Sonne zu halten, in jenem Punkt die eigene Kraft, den Stolz zu vernichten, der auf eigner Bahn immer irren will. Das war Freiheit, ſobald er ſich dieſem höhern Plan nicht aufopfern konnte, ſondern ſprach: kann ich nicht ſelbſt Sonne ſeyn, und dieſer Schlange zufolge mir meine Welt bilden, ſo war's mechaniſche, ſinnliche Knechtſchaft, und der Menſch, Gottes Bild, das Geſchöpf höherer Ordnung fiel, d. i. es handelte nach Geſetzen einer niederern Ordnung, ward Thier, und da er das auch nicht ganz ſeyn konnte, mit zwei widerbellenden Kräften, Teufel. — Das Zuſammengeſetzte der Kräfte war und blieb Menſchennatur (da er am mechaniſchen Pflanzen- und Thierreich theilnimmt, ſo muß er auch an ihren Geſetzen Antheil nehmen, aber als Menſch, im Mittelpunkt höherer Ordnung), nur das Ungezähmte, Selbſtgnugſame, der Drang für ſich hinaus, ward im erſten Punkt Sünde und Unglück; er zerrüttete den Plan Gottes, zu dem der Menſch geſchaffen war, und in dem er (jeden Punkt ſeiner Laufbahn wirkend und vor Gott vernichtigt — angezogen, nicht wirkend) in ewigen Bahnen fortſchreiten ſollte, in ewiger Spirallinie zum Mittelpunkt, der Sonne, Gott.

VIII. Alle Philoſophie alſo, die von ſich anfängt, und mit ſich aufhört, iſt von ihrer Muhme, der Schlange. Der Planet war nicht vor der Sonne, iſt nur durch ſie und auf ſie geordnet.

Das Gesetz des Christenthums ist durch die Schöpfung verbreitet, Vernichtigung sein selbst zu einem höhern Seyn, Tod zum höhern Leben. Wie unendlich mehr Leben kommt in die Schöpfung, wenn der Planet um die Sonne geht, und sich wärmet; ohne sie (wenn's zu denken möglich wäre) verlief er sich in den Abgründen der wüsten Schöpfung.

IX. Der Mensch fing an sich zu verlaufen, und sogleich ergriff ihn die väterliche Sonne, und brachte ihn mit Gewalt zurück — mit liebreicher Gewalt, die nur auf ihn einfließen soll (nach dem Gesetz der Freiheit seines Wesens §. 6. 7.), daß er selbst zurückkomme. Ungemach und physische Uebel folgen dem moralischen Uebel, und reizen ihn zum Rückgange. Der Schöpfer hatte nicht bloß gutes und böses so verknüpfet daß das Uebermaß des einen immer das andere veranlaßt, sondern kam auch mit einer Reihe positiver Gebote, Sitten, Gesetze dazu, den Menschen mürbe zu machen und sein Gefühl zu wecken, daß er ohne Gott nichts sey, sich also vor ihm freiwillig zu vernichtigen, und aus tieferm, unendlich tieferm Tode durch gratia specialiori verdoppelte, und unendlich vermehrte Kräfte sich zum höhern Leben empor zu heben. Das ist die Ordnung der höhern Gnade, wo Jesus der Mittelpunkt ist an Licht, Kraft und Vorbild. Der Planet wandelt jetzt in unregelmäßigen Bewegungen um die Sonne, da einst seine völlige Runde ohne Winkel auf einem Plane im Kreise um die Sonne schwamm; jetzt sind ewige Jahreszeiten, Sommer und Winter, Herbst und Frühling soll auch in der Menschennatur nicht aufhören. Unterdrückung des Stolzes und ein neuer feinerer Stolz, der aus der Asche jenes entstand, und von neuem gedämpft werden soll. Damit stärkt sich die Kraft immer, und der überwundene Feind wird schwächer, da er doch nur immer aus der Asche eines andern entstand, bis endlich, durch höhere Gnade, die jetzt Gnadenlohn ist, die Laufbahn dieses ringenden

Körpers ſich ganz ändert, und er jetzt in höherm Maß das iſt was er einſt im geringern ſeyn ſollte und nicht blieb. Die ewigen Perihelien und Aphelien unſeres Daſeyns ſind vorüber, der ausgebrannte, gereinigte, vergeiſtete Körper ſchwebt um die Sonne in neuem höhern Plane. Was kein Auge geſehen, kein Ohr gehört, das hat Gott offenbaret denen die ihn lieben.

X. Je tieferer Fall alſo, je höherer Aufſchwung, wenn der Menſch die überwiegende Gegenkraft, die ihm aus Gottes Vatergnade ward, ergreift. Je tiefere Leidenſchaft, je mehr Energie, deſto mehr Saatkorn zur Ernte, wenn die Leidenſchaft, durch freilich ſo größern Kampf, geläutert, und aus dem Teufel ein brennender Seraph ward. Niemand iſt hier übergangen, niemand verſäumt, er hat nur auf die Glückſeligkeit Anſpruch von der er innges Gefühl hat, die übrige iſt nicht für ihn, und wäre bloß Lüge, wenn ſie ihm würde. Keine Himmelsſeligkeit iſt ohne Tugend, keine Krone ohne Kampf möglich, ſo wenig Brod ohne Hunger ſchmeckt; nur alſo aus der überwundenen Divergenz beider Kräfte entſpringt höhere Kraft, Seligkeit, Chriſtenthum, Gottesleben. Will ich mir die Menſchheit hienieden als lauter Licht, Wahrheit, leidenſchaftloſe Güte u. dgl. denken, ſo iſt's ein falſches Ideal; das Licht kann nur aus überwundenen Schatten, die Wahrheit aus beſiegtem Vorurtheil, die Leidenſchaft für Gott und das Gute nur aus beſiegten und gebändigten Leidenſchaften der Sinnlichkeit (die den Stoff dazu geben müſſen) werden. Nur aus Schwachheit wird Kraft, nur im Gefühl der Armuth kann und wollte ſich Gott offenbaren. **Lex contrariorum** alſo, oder **opposita juxta se posita, divergentia in unum redacta** waren das worauf Chriſtus gen Himmel ſtieg, und wir alle ihm nachklimmen müſſen. Alle Reinigkeit der Engel, welche kein Menſch geſehen hat, zuſammt der Immutabilität alles Fortſchreitens in gerader Linie, iſt nicht Menſchenloos hienieden; es

iſt ein Abſtract, wie die Stärke der Stoiker und die Wolluſt der Epikurer. Eben die Contrarietät im Menſchen iſt das Siegel Gottes in unſerer Natur, der Baum, der Erkenntniß Guts und Böſes in einen ewigen Baum des Lebens verwandelt.

III.

Recenſionen.

1.

Geſchichte der Religionsſchwärmereien in der chriſtlichen Kirche. Von M. C. F. Duttenhofer, Prediger an der Hauptkirche zu Heilbronn. Erſter Band (in zwei Abtheilungen). Mit 1 Kupfer. Heilbronn, 1796. [1]

„Schwärmer, Schwärmerei," ſagt Leſſing, [2] „kommt von Schwarm, ſchwärmen; ſo wie es beſonders von den Bienen gebraucht wird. Die Begierde Schwarm zu machen, iſt folglich das eigentliche Kennzeichen des Schwärmers."

„Aus was für Abſichten der Schwärmer gern Schwarm machen möchte, welcher Mittel er ſich dazu bedienet, das gibt die Claſſen der Schwärmerei."

„Nur weil diejenigen Schwärmer welche die Durchſetzung gewiſſer Religionsbegriffe zur Abſicht haben, und eigne göttliche Triebe und Offenbarungen vorgeben (ſie mögen Betrüger oder Betrogene, betrogen an ſich ſelbſt oder von andern ſeyn), um zu jener Abſicht zu gelangen, die vielleicht wiederum nur das Mittel iſt eine andere Abſicht zu erreichen; nur weil dieſe Schwärmer, ſage ich, leider die zahlreichſte und gefährlichſte Claſſe der Schwärmerei ausmachen, hat man dieſe Schwärmer κατ' ἐξοχήν Schwärmer genannt."

[1] Nachrichten von gelehrten Sachen, herausgegeben von der Akademie nützl. Wiſſenſch. zu Erfurt (mit Unterſchrift des Namens jedes Recenſenten) 1797 St. 36 und 1797.

[2] S. Leſſings Leben und literariſcher Nachlaß, Th. 2 S. 157.

So Leſſing. Und wer wollte, dieſem Begriff nach, eine Geſchichte der Religionsſchwärmereien in der chriſtlichen Kirche nicht gern leſen? Es verſteht ſich eine Geſchichte, in der durchhin Zeiten, Gegenden, Völker, Abſichten, Mittel unterſchieden, die Schwärmereien ſelbſt nach ihren innern oder äußern Antrieben claſſificirt, jede Art der Schwärmer in ihr Licht geſtellt, und auch bei ihnen Urſachen, Mittel, Zwecke, die Zeiten der Aufgährung nnd Abgährung ihres Ferments geſondert würden. Bruchſtücke einer ſolchen Geſchichte haben wir in Menge; es fehlte alſo nur die Hand eines Baumeiſters, die ſie zu vereinigen und nach einem feſten Umriß zuſammenzuſetzen wüßte.

Strenge ſowohl als milde Schonung ſind dieſer Geſchichte wohl unentbehrlich. Schwärmerei iſt eine Krankheit, eine anſteckende Krankheit; vielleicht die anſteckendſte der unſere Menſchennatur ausgeſetzt bleibet, eben weil der Menſch ein geſelliges, theilnehmendes, ſympathiſirendes Geſchöpf iſt. Starke Bewegungen in der Seele des andern, in ſeiner Art Bilder, Phantaſien oder Phantome zu erwecken, ſich und andern ein Reich der Glückſeligkeit, einen Plan des Lebens zu entwerfen, gehen ſo bald in andere über; und gerade die gewaltſamſten Bewegungen, wirkliche Krämpfe und Contorſionen am leichteſten, am ſtärkſten. Ein mächtiger Wille gebietet; reizbare Naturen, Sinne, Triebe folgen. Sie folgen oft ungern, und werden wider Willen gezogen, wie der betäubte Vogel ängſtlich der Klapperſchlange zufliegt. Dieſe Verwirrungen menſchlicher Gedanken zu entwickeln, dieſe Tendenzen menſchlicher Kräfte und Anhänglichkeiten in ihren Bahnen zu beſtimmen, dazu iſt die kälteſte Vernunft, ſo wie das theilnehmendſte Herz, kurz, eine Semiotik nöthig die viel fordert. Jedes Uebel muß der Arzt an Stelle und Ort, jeden Kranken in ſeiner Lebensweiſe nach ſeinen eigenſten Symptomen kennen, und ja nicht über oder gegen ihn declamiren.

Der Verfaſſer dieſer Geſchichte bekennet ſelbſt (Vorrede S. XXI) „daß bis zu den erſten Quellen der Kirchenväter und der ältern Kirchengeſchichtſchreiber zurückzugehen ihm weder ſeine Zeit, noch die Lage ſeiner jetzigen Umſtände geſtattet habe, und daß die Quellen oder Hülfsmittel woraus er bei dieſem erſten Bande geſchöpfet, hauptſächlich die ſehr ausführliche und gelehrte Kirchengeſchichte von Herrn Profeſſor Schröckh, Mosheims, Spittlers, Henke's Kirchengeſchichten, und dann noch Zimmermanns Buch über die Einſamkeit geweſen. Tiefer zu ſchöpfen habe ihm ſeine Zeit nicht verſtattet.“ — Eigentlich alſo hat er gar nicht geſchöpfet; denn Hülfsmittel ſind keine Quellen. Die angeführten Bücher ſind in jedermanns Händen, und ihre Verfaſſer werden ſich von dieſer Art Zuſammenſtellung, da alle ſogenannten Religionsſchwärmereien aus dem Zuſammenhange anderer Begebenheiten, in welche ſie ſolche ſtellten, genommen ſind, ziemlich losſagen. Zimmermanns Buch von der Einſamkeit bliebe etwa allein unſerm Verfaſſer zur Seite; denn auch in ihm ſind die angeführten Begebenheiten gänzlich ihrem Boden entpflückt und effleuriret. Geſchichte iſt alſo dieſes Buch nicht, ſondern ein Auszug aus den neueſten, ſpäteſten Compendien. Studium der Quellen, Entwicklung jeder Schwärmerei im Zuſammenhange ihrer Umſtände fehlt ihm. Daß der Autor ſeine Excerpten chronologiſch gibt, hilft dieſem Mangel nicht ab, da der innere Faden einer philoſophiſchen Entwicklung dem Buch mangelt, das nur ein ausgeriſſenes Aggregat iſt.

Zweitens. Offenbar hat der Verfaſſer den Begriff der Religionsſchwärmereien in der chriſtlichen Kirche zu weit genommen, indem er auch die feinſte Staatsliſt, die kälteſten Entwürfe der Hierarchie darunter begreift; gegenſeitig wiederum, was nach Zeit und Ort vielleicht reiner Enthuſiasmus war, oder mit ihm enge zuſammenhing, zur Schwärmerei rechnet. Ehrenhalben mußten Chriſtus und die Apoſtel abgeſondert werden, ſonſt iſt hier in der

christlichen Kirche beinahe die christliche Kirche selbst bis zur Mitte des fünften Jahrhunderts (so weit geht dieser erste Band) fanatisch. Wie nun? wenn ein Spötter die zwei nicht gewagten Schritte auch zurückträte, und nach einem so wankenden Begriff von Schwärmerei fragte: „war der, waren die die Volk an sich zogen, die darauf hinausgingen eine Kirche zu gründen, die sich für inspirirt hielten und gehalten wissen wollten, die darüber Ungemach, Verfolgung, Schmach und Tod ertrugen, nicht auch Schwärmer?" Bekanntermaßen haben viele, nicht nur Spötter, sondern auch Redliche so gefragt, und sich durch glänzende Declamationen nicht beruhigt gefunden. Sie suchten ein ächtes Criterium, wo Enthusiasmus aufhöre und Schwärmerei anfange? Schwerlich werden sie es in diesem Buch finden. „Wollte man," sagt der Verfasser, „die Einwendung machen eine solche Schwärmergeschichte könne doch in der Hauptsache nichts anders werden als eine chronique scandaleuse, oder Lästerchronik des Christenthums, so frage ich: was ist denn aber unsere ganze Kirchengeschichte anders als eine Geschichte der Verirrungen des menschlichen Verstandes?" — — Ich halte sie nicht dafür, und bin überzeugt daß mehrere die sie studirt haben sie für etwas besseres halten. Sobald bei Darstellungen die scharfe Linie des Umrisses fehlet, hört alle Kunst, also auch die Kunst der Geschichte auf.

Drittens. Beredsamkeit und ein leichter Spott sind an ihrem Ort schöne Gaben; sollten sie aber in einer Geschichte der Religionsschwärmereien ganz an ihrem Ort seyn? Schwärmerei ist Krankheit; Religionsschwärmerei, wo sie nicht absichtlicher Betrug war, ist die mitleidenswürdigste Krankheit; sollte gegen sie das Salz des Spottes die beste Arznei seyn? „Ich will hoffen," sagt unser Verfasser, „daß wenn sich etwa beim Anblick allzu auffallender Narrheiten mein Mund unwillkürlich in ein satirisches Lächeln verzieht, und in seinen Ausdrücken die der Geschichte so wohlanständige Würde

vergißt, meine Leſer in der Erinnerung an das Dichterwort: difficile est, satiram non scribere, mir verzeihen, und den Spott nicht auf die Rechnung eines gegen die Wahrheit übelgeſinnten Herzens an meiner Seite ſchreiben werden." — Ich glaube daß dieß kein billiger Leſer thun werde; er wird's aber auf etwas anderes mit Recht ſchreiben. — Denn da alle die Schwärmereien und Sitten, die der Verfaſſer in dieſem Bande darſtellt, längſt erloſchen ſind, und in dieſer Geſtalt zu unſerer Zeit nicht leicht Eingang finden werden, wozu der Spott über alte Todtengebeine? — Zwar meint unſer Autor daß ſeine Darſtellung recht für unſere Zeit gehöre, „da in ihr der an ſeine hergebrachten, mit einem heiligen Dunkel umgebenen Geheimniſſe, Dogmen und Kirchengebräuche gebundene Geiſt des Fanatismus ſeine lang uſurpirte Oberherrſchaft über den Verſtand ſo vieler Völker und Menſchen von Zeit zu Zeit mit neuen, wenngleich wenig haltbaren und oft genug widerlegten Gründen unterſtützt, da in ihr Schwärmerei, Bigotterie und Intoleranz, durch unſere Zeitumſtände begünſtigt, ſich aufs neue zu erheben, und mit dem Intereſſe der Großen und Mächtigen auf Erden in einen noch engern Bund zu treten ſcheinen, indem ſie vorgeben, die vom alten Wuſt ſcholaſtiſcher Spitzfindigkeiten gereinigte Vernunftreligion führe geraden Wegs zum gänzlichen, alle Thronen und Herrſchaften zu Boden ſtürzenden Atheismus hin, und alles was in unſeren Tagen nur böſes geſchehe, ſey nichts anderes als das Werk der ſogenannten neuen Aufklärung" u. ſ. — Geſetzt daß dem allem ſo wäre — ſollte eine Spottgeſchichte chriſtlicher Schwärmereien dagegen das gelegenſte, das kräftigſte Mittel ſeyn? Wird die bigotte Intoleranz, wenn ſie ſich mit dem Intereſſe der Großen und Mächtigen vereinigt, ſich durch Spott beſſern laſſen und ihren Bundesplan aufgeben?

Mit viel mehrerem Rechte, wie mich dünkt, ſagt in der vorangezogenen Schrift Leſſing: „gegen die Schwärmerei im weiteſten Verſtande, was thut der Philoſoph? — Der Philoſoph! Denn um den Lucianiſchen Geiſt bekümmere ich mich hier nicht. Wie deſſen Bemühungen gegen den Enthuſiasmus nicht weit her ſeyn können, weil er ſelbſt Enthuſiaſt iſt, ſo können auch ſeine Bemühungen gegen die Schwärmerei von keinem wahren Nutzen ſeyn, weil er ſelbſt Schwärmer iſt. Denn auch er will Schwarm machen. Er will die Lacher auf ſeiner Seite haben. Ein Schwarm von Lachern! Der lächerlichſte, verächtlichſte Schwarm von allen! — Die Frage iſt alſo: was der Philoſoph gegen die Schwärmerei thut?“

„Weil der Philoſoph nie die Abſicht hat ſelbſt Schwarm zu machen, ſich auch nicht leicht an einen Schwarm anhängt; dabei wohl einſieht daß Schwärmereien nur durch Schwärmerei Einhalt zu thun iſt, ſo thut der Philoſoph gegen die Schwärmerei — gar nichts. Es wäre denn daß man ihm das für Bemühungen gegen die Schwärmerei anrechnen wollte, daß wenn ſie ſpeculativen Enthuſiasmus zum Grunde hat, oder doch zum Grunde zu haben vorgibt, er die Begriffe, worauf es dabei ankommt, aufzuklären und ſo deutlich als möglich zu machen bemüht iſt. Freilich ſind ſchon dadurch ſo manche Schwärmereien zerſtoben. Der Enthuſiaſt und Schwärmer ſind daher auch gegen ihn ſehr erbittert. Sie möchten raſend werden, wenn ſie ſehen daß am Ende doch alles nach dem Kopf der Philoſophen geht und nicht nach ihrem.“ — Eine Geſchichte der Kirchenſchwärmerei, wie jeder andern Schwärmerei, kann und ſollte nichts anders als eine dergleichen aufhellende, philoſophiſch-ruhige Geſchichte ſeyn. Alles was geſchah, hatte ſeinen Grund; auch jede Verirrung des menſchlichen Verſtandes, jede falſche Anhänglichkeit des menſchlichen Herzens. Naturbegebenheiten erklärt man; vor gefährlichen Naturbegebenheiten ſucht man ſich und andere zu ſichern; tadelnder Spott bewirkt keines von beiden. —

Wahrſcheinlich werden noch zwei Bände dieſes Werks folgen. Wenn der Verfaſſer auf ſeinem Wege ſo fortgeht, ſo gewinnt die Geſchichte nichts; der erörternde menſchliche Verſtand auch wenig. Leichte Leſer bekommen eine oberflächliche Lectür; es iſt aber nicht zu wünſchen daß unter uns dergleichen Bücher ſehr vermehrt würden. In Frankreich wurden während der Revolution Schriften ſolcher Art, histoire du Monachisme, de la Sorbonne, le coup fatal du Christianisme u. ſ. ausgeworfen. Sie ſollten ihre Wirkung thun, und haben ſie zum Theil nicht verfehlet. In Deutſchland haben wir uns vor Religionsſchwärmereien in der chriſtlichen Kirche ſchwerlich zu fürchten; und was gegen Mönchsorden, Hierarchen, Scholaſtiker, Enthuſiaſten und Religionsſchwärmer geſagt werden kann, iſt von Proteſtanten und andern oft, auch mit Zuſammenhang und Würde geſagt worden. Auf weit andere Dinge geht jetzt der Fanatismus. —

Herder.

Zweiter Band. Ebendaſ. 1797.

Nur eine Anzeige dieſes Bandes daß er erſchienen ſey; keine Recenſion desſelben, aus folgendem Grunde.

Der Verfaſſer hat in einem Schreiben an die Herausgeber dieſer Nachrichten ſich erklärt daß ihm in der Recenſion des erſten Bandes Punkt für Punkt Unrecht geſchehen ſey. Denn

I. „ob er gleich die Materialien oder den Grundſtoff ſeiner Geſchichte aus den in ſeiner Vorrede (S. XXI) angezeigten Schriften hergenommen (welches er noch einmal gern eingeſtehe. Denn wo ſoll doch, ſchreibt er, ein Geſchichtſchreiber ſeine Materialien anders hernehmen als entweder aus ältern oder aus neuern Geſchichtſchreibern? Er konnte freilich nicht zu den erſten Quellen hinaufgehen, wie er es auch an dem angeführten Orte ſelbſt bekannt habe, und daß hieraus für ſein Buch einiger Mangel an

mehr umfassender und tieferer Beurtheilung entstehen mußte, das fühlt er selbst wohl. Aber da des Herrn Professor Schröckhs sehr ausführliche Kirchengeschichte immer sein Hauptbuch gewesen, dem er gefolgt sey, und mit dem er alles was Zimmermann oft mit zu grellen und falschen Farben aufgetragen hat, genau und sorgfältig verglichen habe; und da Herr Professor Schröckh gewiß nicht eines Mangels an Studium der Quellen beschuldigt werden könne, da er vielmehr sehr oft die eigentlichen Worte seiner Quelle, woraus er schöpfte, : | denn auf das Schöpfen wolle der Verfasser hiermit Verzicht thun, wenn aus einer so gründlich und kritisch bearbeiteten Kirchengeschichte seine Materialien herzunehmen nicht geschöpft heißen solle, : | sehr umständlich anführt): so glaube er doch, und er denke auch mit Recht, einem solchen Geschichtschreiber sicher, und ohne sich nach früheren Quellen umzusehen, folgen zu können. Und da er den aus der Schröckhischen Kirchengeschichte hergenommenen Geschichtsstoff immer so bearbeitet daß er die in der christlichen Kirche entstandenen Schwärmereien aus den Zeit- und Ortsumständen, aus der zu jeder Zeit herrschenden Philosophie oder aus den besondern, von Zeit zu Zeit in Umlauf gebrachten, und mit der christlichen Religion amalgamirten Meinungen entwickelt, und sie also sowohl in ihren ersten Keimen als auch in ihrem weitern Wachsthum und Fortgang aus den Ursachen die er in Zeit, Ort und Charakteren der Hauptpersonen gefunden, hergeleitet, so sey sein Buch kein Aggregat von Excerpten, denen es am innern Faden einer philosophischen Entwickelung mangele."

2. „Den Begriff der Religionsschwärmereien habe er nicht zu weit genommen; denn warum führe der Recensent seine, des Verfassers Erklärung, die er von der Religionsschwärmerei gleich im Anfange seiner Vorrede gegeben, nicht an? statt einer bloßen Worterklärung, die Recensent aus Lessing anführe. In was für eine

Verbindung die Hierarchie mit der Religionsschwärmerei gekommen, das werde wohl im zweiten Bande vorkommen, aber hier im ersten noch nicht. — Er habe die Gründe um deren willen Jesus und seine Apostel für keine Schwärmer gehalten werden können, sondern als weise, vernünftige, ruhig denkende und mit kaltem Blut argumentirende Männer geschätzt werden müssen, in den drei ersten Paragraphen seiner ersten Abtheilung im ersten Bande so deutlich, so bestimmt, so überzeugend und unumstößlich dargelegt, daß niemand an der Wahrheit seiner Ueberzeugung zweifeln könne. Das Criterium wo Enthusiasmus aufhöre und Schwärmerei anfange, sey in seiner Vorrede zum ersten Bande S. VIII und IX so bestimmt und deutlich dahin angegeben: „daß der (in einem guten Sinn) begeisterte Enthusiast die Zügel der alle seine niedrigern Empfindungen lenkenden Vernunft nie aus der Hand lasse, daß er seine exaltirte Einbildungskraft nie in eine so wilde regellose Verrückung gerathen lasse daß sie die Leitung und Oberherrschaft des Verstandes von sich werfen könnte. Also freier Gebrauch des Verstandes, stäte Anwendung der Vernunft, der Ueberlegungskraft, das sey das Criterium des Enthusiasmus. Hingegen Richtung nach ungefähren dunklen Gefühlen und Einbildungen mit Verachtung aller ruhigen Vernunft und Ueberlegung, das sey das Criterium des Phantasten und Schwärmers."

3. In Ansehung des vom Verfasser seiner Geschichte eingestreueten Spottes beschwert sich derselbe daß man ihm nicht so viel gesunden Verstand und Anspruchlosigkeit zutraue, daß er sich nicht anmaßen wolle alle Schwärmer durch seine Geschichte von Grund aus zu heilen, sondern daß er nur diejenigen dafür bewahren wolle die etwa noch davon angesteckt werden möchten. Warum man ihm dieß nicht zutraue, da er es doch selbst S. XVII und XVIII in seiner Vorrede so deutlich zu verstehen gebe? Den alten Todtengebeinen der ägyptischen und syrischen Mönche

werde ſein Spott doch wohl nichts ſchaden; ob aber jene Schwärmereien erloſchen, zerſtoben ſeyen, wie man zu glauben ſcheine, das möge doch wohl eine andere Frage ſeyn. Freilich möchten jene Schwärmergeſtalten, wie die vom heiligen Antonius u. ſ. f., in den nächſten hundert Jahren, wenigſtens bei uns Deutſchen, nicht wieder zum Vorſchein kommen können oder Beifall finden; aber könne es denn wohl unbekannt ſeyn, wie viele Swedenborgianer, Apokalyptiker, Myſtiker, Lammsbrüder, Geiſterſeher, Chiliaſten, Betrüger die ſich für den Meſſias ausgeben u. ſ. w., es noch in unſern Zeiten gebe? Oder geſetzt, dieſe Schwärmereien, durch die alles aufklärende Philoſophie unſerer Tage, ſeyen gänzlich zerſtoben, ob nicht das Andenken davon hiſtoriſch lebhaft dargeſtellt, nicht auch noch für die zukünftigen Zeiten heilſam und nützlich bleibe? — In der erſten Abtheilung des erſten Bandes wiſſe ſich der Verfaſſer faſt gar keines Spottes zu erinnern; in der zweiten Abtheilung aber da möge zwar etwas mehr von dem „Lucianiſchen Geiſt," der durch das Leſen des Zimmermanniſchen Buchs von der Einſamkeit auf ihn übergefloſſen ſey, anzutreffen ſeyn. Uebrigens könne der Verfaſſer Autorität gegen Autorität ſetzen, da nicht nur zwei andere Recenſenten ihm ihren Beifall nicht ganz verſagt, ſondern auch von ** ſeine Geſchichte zweimal S. 417 Note d. und S. 466 Note d. angeführt worden." — — Ohe, jam satis!

Unbefangen, mit Auslaſſung alles Ungehörigen, werden die Worte des Verfaſſers angeführt; ohne alle Gegenrede; denn die Auseinanderſetzung jedes quid pro quo würde ein Buch erfordern. Bei einer Bücheranzeige, deren Verfaſſer ſich nennen, ſagt jeder nur ſeine Meinung; er will nicht im Namen des ungeſehenen Areopagus oder Minotaurus, den man das Publicum nennet, ſprechen und richten. Weiß alſo der Autor, wiſſen andere es beſſer, deſto beſſer! Jeder ſage ſein Wort an ſeiner Stelle; denn eine Zeitung kann doch nie ein gelehrter Gerichts-

hof werden. Wenn ich, der Recenſent, jetzt aufs neue meine Meinung unterſtützte, und von den Herausgebern der Zeitung dem Verfaſſer, der mit dieſer Meinung noch nicht zufrieden wäre, die zweite Replik abgeſchnitten würde, wie denn? Alſo behalte der Verfaſſer von ſeinem Buch ſeine Meinung. Mir ſcheinet's daß in dieſer Rechtfertigung ſelbſt ſeine eigenen Worte im Weſentlichen gnügſam entſcheiden.

Bloß was den Menſchen angeht, ein Mißverſtändniß entferne ich ſehr gern. Ich war und bin nämlich weit entfernt, „an der innigſten Ueberzeugung" des Verfaſſers von der ſchwärmereilosen Vernunftmäßigkeit der Stifter des Chriſtenthums zu zweifeln. Das Wort „Ehrenhalber," das dem Zuſammenhange nach, ſehr unſchuldig, zu dieſem Mißverſtande Anlaß gegeben hat, ändere ich ſehr willig in ein volles: „allerdings hat der Verfaſſer u. ſ., wie die drei erſten Paragraphen ſeiner erſten Abtheilung im erſten Bande zeigen."

Vom zweiten Bande alſo kein Wort. Denn da der Verfaſſer es dem Recenſenten übel deutet „daß er über den erſten Band geurtheilt, gerade als ob er ſchon das Ganze vor Augen gehabt hätte," ſo würde er wahrſcheinlich daſſelbe auch von der Recenſion des zweiten Bandes ſagen. Ein Schriftſteller, der eine nach ſeiner eigenen Angabe und nach dem Richtmaß eines unparteiiſchen Dritten, der hier Leſſing war, beſcheiden vorgetragene Meinung als eine Beleidigung anſieht, mag über und von ſich ſelbſt meinen.

Herder.

2.

Hume's und Rousseau's Abhandlungen über den Urvertrag. Nebst einem Versuch über Leibeigenschaft, den liefländischen Erbherren gewidmet, von G. Merkel, 1r u. 2r Theil. Leipzig, 1797. Mit fortgehenden Seitenzahlen. 8. [1]

Der Verfasser dieser Uebersetzung ist durch seine patriotische Schrift: „Die Letten, vorzüglich in Liefland, am Ende des philosophischen Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Völker- und Menschenkunde," aufs rühmlichste bekannt. Er hat das Elend der liefländischen Nation in der Leibeigenschaft so herzergreifend geschildert daß — er nicht etwa nur in Deutschland Beifall und Lob erhalten (eine sehr unbefriedigende Belohnung), sondern daß seine Schrift, da wo sie wirken sollte, schon gutes gewirkt hat. Mehrere der wahren Edeln, sagt man, sollen gemeinschaftlich Beschlüsse genommen haben, denen die durchgreifendsten Folgen zu wünschen sind, zur Ehre der Provinz und zur Emporhebung der unterdrückten Menschheit.

Im Busen unsers Verf. glüht ein Funke der ihn sein Werk fortzusetzen aufregt. Von Hume ist hier sein **Essay of the original Contract** aus den **Essays and Treatises on several subjets** (Vol. I. Essay 25), von Rousseau der berühmte **Contrat social** übersetzt, der in den letzten Jahren so große Wirkungen hervorbrachte. Der Anmerkungen des Uebersetzers sind wenige, und sie sind sehr bescheiden. Wenn er in der Vorrede sagt: „wie Hume zu mancher Behauptung kam, die von seiner Feder überraschen muß, weiß ich nicht. Er war einst Rousseau's Freund, zerfiel aber bald mit ihm; zur Ehre der Philosophie müssen wir annehmen daß dieser

[1] Erfurter gel. Nachrichten, 1797. St. 55.

Umstand nichts erklärt;" so kann wohl, auch der Zeit nach, dieser Umstand nichts erklären. Hume's Essays erschienen 1753. Rousseau's Contrat social 1763. Die Geschichte ihrer Freundschaft und Feindschaft ist von späterem Datum. Hume dachte durch sich selbst, wie er dachte.

„Ich strebte, sagt der Verf., nach etwas mehr als nach Uebersetzerehre." Dieß beweiset denn auch sein Nachtrag über Leibeigenheit (S. 461—572), zu dem die Abhandlungen beider Philosophen kräftig bereiten. Hinter ihnen und nach ihren Grundsätzen dieß Gemälde von der Leibeigenschaft, welch ein Gemälde! Der Verf. zeigt die Wirkung die diese schreckliche Mißform der menschlichen Gesellschaft auf die Unterworfenen, so wie auf ihre Beherrscher und auf den Staat hat; er schreibt gelassen, mit gefaßter Wärme und inniger Bedeutung. Gegen seine Grundsätze kann durchaus nichts gesagt werden. Möge man Thatsachen entschuldigen, wie man gewöhnlich thut; solange die Einrichtung, d. i. die Unverfassung selbst besteht, ist ein ewiges Feld zu dergleichen und zu ärgern Thatsachen gegeben. — „Daß ich doch, sagt er, hinrufen könnte bis an die Ufer der Newa!" — Daß die vereinte Stimme aller Guten, aller Edeln das Ohr jenes weisen Fürsten zu erreichen vermöchte, der im stillen zur Gerechtigkeit reifte, und dessen erste Thaten eine so glorreiche Laufbahn versprechen. Ihr, die ihr wie Boten des Heils um seinen Thron steht; ihr, zu denen Unzählbare mit sehnsuchtsvollen Blicken hinaufsehn; wer von euch ist erhabenen Geistes genug seine Wahl dadurch zu rechtfertigen daß er ihm sage: „Jetzt, da die Menschheit überall sich fühlt, überall mit Unwillen und Ingrimm ihre Ketten schüttelt, jetzt, mächtiger Beherrscher von hundert verschiedenen Nationen, guter, weiser Fürst! jetzt ist es Zeit die schimpflichen und unnützen Schranken niederzuwerfen die dich von dem nützlichsten Theil deiner Unterthanen trennen, sie alle wie Kinder zu dir zu versammeln, sie alle wie Kinder dich lieben zu

lehren. — Paul! Du verheißeſt mehr als Größe; du verheißeſt Güte und allgemeine Gerechtigkeit. Mit einer einzigen That kannſt du alles verdunkeln was alle deine Vorgänger vermochten. Schaffe ſie fort, die Leibeigenheit, dieſes Brandmal barbariſcher Vorzeit. Es ſteht da im aufgeklärten Zeitalter wie ein Krebsgeſchwür in einem ſchönen Geſicht, wie ein Scheiterhaufen der Inquiſition in einem blühenden Gefilde. Uebe Gerechtigkeit, und rette die Ehre deines Reichs, deines Jahrhunderts! Du kannſt es: werde uns Vater!" —

Finde dieſe Apologie eines Jahrhunderte lang gekränkten und erniedrigten Menſchenſtammes bei edeln Menſchen ein günſtiges Gehör, und eine wohlwollende Berathung. Einen Kranz um ſeine Stirn wird unſer junger Thraſybulus nicht erwarten; einſt aber, wenn nach erfüllten Hoffnungen er in ſein Vaterland zurückkehret, mögen ihm beide Nationen Liefflands, auch für das was er ſo ſtark gewünſcht und in Regung gebracht hat, durch eine gewonnene neue Exiſtenz danken.

3.

B. Geßner. Meine Nachforſchungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menſchengeſchlechts, von dem Verfaſſer des Buchs „Lienhard und Gertrud." Zürich, 1797. [1]

Lienhard und Gertrud iſt als eins der beſten Volksbücher in der deutſchen Sprache anerkannt, und an innerer Kraft iſt's vielleicht das erſte. Voll warmen Mitgefühls für alle Claſſen unſeres Geſchlechts, griff der Verfaſſer gerade in den Knoten aus welchem alles Elend, alle Verdorbenheiten der verſchiedenen Stände hervor-

[1] Erfurter gel. Nachrichten, 1797. St. 60.

gehen, und in welchem sie sich, zusammengewebt, wechselseitig einander unterstützen und festhalten. Nach Ansicht der Dinge im Gange seines Lebens konnte er diesen Knoten nicht anders als provinciell knüpfen und auflösen; jeder Leser, jede Leserin aber von Geist und Herz sagte: „hätten wir in unserer Provinz auch einen Lienhard und Gertrud! eben so wahr, eben so provinciell geschildert!“ und nahm sich aus demselben mit Schmerz und Freude, was für ihn, was für sie diente.

Die gegenwärtige Schrift ist auch eine Geschichte, die Geschichte eines großen Kampfs und Zwiespalts; nicht aber in einzelnen Auftritten, zwischen wenigen Personen, sondern in sämmtlichen Zuständen unseres Geschlechts, und bei jedem Menschen in der Folge seiner Verhältnisse und Lagen. Der Knote liegt in unserem Herzen, im reichen Keim unserer Kräfte und Anlagen, deren Schlaf und Wachen, deren verschiedener Gebrauch und Mißbrauch im fortgeleiteten Bande der Gesellschaft allenthalben neue Knoten schlägt, neue Keime des Guten und Bösen fördert. Kurz, die Widersprüche in der menschlichen Natur und Gesellschaft nimmt der Vers. scharf und bestimmt nach allen Wechselfarben ins Auge, indem er sich fragt: „Was bin ich? und was ist das Menschengeschlecht? Was hab' ich gethan? und was thut das Menschengeschlecht? Ich will wissen was der Gang meines Lebens, wie es war, aus mir gemacht hat. Ich will wissen was der Gang des Lebens, wie er ist, aus dem Menschenschengeschlechte macht. Ich will wissen auf was für Fundamenten mein Thun und Lassen ruhe; von welchen Gesichtspunkten meine wesentlichsten Meinungen eigentlich ausgehen, und unter den Umständen unter denen ich lebe ausgehen müssen. Ich will wissen auf was für Fundamenten das Thun und Lassen meines Geschlechts ruht, von welchen Gesichtspunkten seine wesentlichsten Meinungen eigentlich ausgehen, und unter den Umständen unter denen es lebt ausgehen müssen.“ — Die

Unterſuchung dieſer Fragen macht das ganze Buch zum ernſteſten Geſpräch mit uns ſelbſt und mit unſerm Geſchlecht in allen Claſſen und Ständen. Wehe dem vertrockneten Herzen, wehe auch dem Thiermenſchen, der, wenn er die drückendſten hier aufgeſtellten Contraſte vor ſich ſieht, nicht zu ſich ſagt: „auch ich leide unter dieſen Widerſprüchen, und trage ſie in mir. Ich bin nicht beſſer als jedermann.“ — Wohl aber jedem der in dieſem ſtrengen Dialog zu ſich ſagen kann: „ich that was ich konnte, um dieſen Widerſprüchen zu entkommen, ja ſie mir ſelbſt zuerſt aufzulöſen. —

Drei Zuſtände ſetzt der Verf. im Menſchen und im menſchlichen Geſchlecht feſt, d. i. drei Arten die Welt anzuſehen, und auf ſie zu wirken. Der erſte iſt der Zuſtand des Thiermenſchen, deſſen Unſchuld nur kurze Zeit, nur einen Augenblick dauert; ſelbſtgefälliger Gebrauch der Kräfte iſt ſeine Tendenz, ungeſtörter ſinnlicher Genuß ſein Ziel. Sobald er in einen Conflict mit andern Anſtrebungen und Gelüſten kommt, hört ſeine Unſchuld, wie ſeine Seiligkeit auf, und es öffnen ſich gräßliche Scenen. Der Zuſtand der Geſellſchaft begehrt ein Recht, ein gemeinſames Recht, zu dem den Menſchen ein tauſendfaches Elend, Noth und Jammer treiben. Mit unglaublicher Stärke, mit einem furchtbaren Reichthum an Beweiſen zeigt der Verfaſſer daß auch im Zuſtande der Geſellſchaft der Menſch immer ein Thiermenſch bleibe, der ſich ſelbſt gern alles iſt, der ſeine Macht, ſeine Anſprüche zügellos ausdehnet, wenn ihn nicht ein gemeinſames Geſetz bindet und einſchränkt, der unter tauſend ſinnreich erlogenen Formen und Blendwerken jetzt und immer nur ſeinen Sinnengenuß zu ſichern und zu erweitern trachtet. Mit ſchrecklicher Wahrheit, in Anſpielungen auf alle Claſſen und Stände iſt dieß Gemälde dargeſtellt, das unſere Zeit, in welcher dieſer Kampf nicht etwa nur hie und da von außen, ſondern inwendig in den Herzen faſt aller Menſchen zum Ausbruch gekommen iſt, leider ſehr bewähret. Das Elend der „Rechtsloſigkeit im geſellſchaftlichen

Zuſtande" ſchildert der Verf. mit einer Stärke und Vielſeitigkeit, wie ſie vielleicht kein Schriftſteller, ſelbſt Rouſſeau nicht, geſchildert hat. Er reißt uns die Binde von den Augen, und beleuchtet den lieblichen Wahn „daß geſellſchaftliches Recht und ſittliche Tugend eins ſey," mit einer flammenden Fackel. Alles in dieſem zweiten Zuſtande von innen und außen dränget uns in einen dritten Zuſtand zu treten, ſittliche Menſchen zu werden. Dieß wird jeder für ſich, aus innerer Kraft, durch reine Beſtrebung ſeines Willens; die Geſellſchaft kann ihm dieſen Zuſtand nicht geben, wohl aber ihn daran hindern und ihn verfälſchen. Nur durch die Uebel die ſie veranlaßt, durch die ungeheuern Contraſte und Widerſprüche die ſie bloßſtellet, treibt ſie den Menſchen daß er dieſen Zuſtand ſich ſelbſt gebe. Und nun zeigt der Verf., wie der alſo veredelte, ſittliche Menſch, Kenntniß und Wiſſen, Erwerb und Eigenthum, Recht und Macht, Ehre, Beherrſchung und Unterwerfung, Adel, Handel, Kronen, Geſetze, Freiheit, Staat, Wohlwollen, Liebe, Religion anſehe und anwende, wobei er jedesmal, was dieſe Dinge dem Natur- und dem geſellſchaftlichen Menſchen ſind, mit deutlicher Abzeichnung bemerket. Im ganzen Buche ſteht der Menſch in dreierlei Rückſicht vor uns als Werk der Natur, im unverdorbenen und verdorbenen Zuſtande; als Werk ſeines Geſchlechts, was die Geſellſchaft aus ihm macht und machen will, wie ſie ihn formt und bildet; endlich als Werk ſeiner ſelbſt; da erſchaffet, da ſuchet er ſich Recht und Wahrheit. —

Man ſiehet daß die Grundlage dieſer Geſichtskreiſe in Rouſſeau liege, deſſen Schriften der Verf. ſtark und frühe geleſen haben muß, mit dem er auch in ſeiner männlichen Beredſamkeit und Liebe zur Wahrheit eine Aehnlichkeit hat die ſich leider auch bis auf traurige Erfahrungen ſeines Lebens zu erſtrecken ſcheint. Geborgt aber iſt in dieſem Buch nichts. Der Strom, ſowohl wo er ſanft fließt als ungeſtüm ſich fortwälzet, quillt aus dem Herzen; wir leſen das reif

durchdachte Reſultat eines über die Hälfte hinaus gelebten, thätigen, wenigſtens im Wollen thätigen Menſchenlebens. —

„Tauſende, ſagt der Verf. (S. 232), gehen als Werk der Natur, im Verderben des Sinnengenuſſes dahin, und wollen nichts mehr. Zehntauſende erliegen unter der Laſt der Geſellſchaft, ihres Hammers, ihrer Nadel, ihrer Elle und ihrer Krone; ſie wollen nichts mehr. Ich kenne einen Menſchen der mehr wollte; in ihm lag die Wonne der Unſchuld, und ein Glaube an die Menſchen den wenige Sterbliche kennen; ſein Herz war zur Freundſchaft geſchaffen; Liebe war ſeine Natur, und Treue ſeine innigſte Neigung."

„Aber er war kein Werk der Welt; er paßte in keine Ecke derſelben. Und die Welt die ihn alſo fand, die nicht fragte ob durch ſeine Schuld oder die Schuld eines andern? zerſchlug ihn mit ihrem eiſernen Hammer, wie die Mauer einen unbrauchbaren Stein, zum Lückenfüllen mit den ſchlechteſten Brocken."

„Noch zerſchlagen glaubte er an das Menſchengeſchlecht mehr als an ſich ſelber, ſetzte ſich einen Zweck vor und lernte unter blutigem Leiden für dieſen Zweck, was wenige Sterbliche können. Allgemein brauchbar konnte er nicht mehr werden, und er wollte es auch nicht; aber für ſeinen Zweck wurde er es mehr als irgendeiner. Er erwartete jetzt Gerechtigkeit von dem Geſchlecht, das er noch immer harmlos liebte, und erhielt ſie nicht." U. ſ. w.

„Das war das Sandkorn auf der ſtehenden Wage ſeines Elends. Er iſt nicht mehr; du kenneſt ihn nicht mehr; was von ihm übrig iſt, ſind zerrüttete Spuren ſeines zertretenen Daſeyns."

„Er fiel. So fällt eine Frucht, wenn der Nordwind ſie in ihrer Blüthe verletzt, und nagende Würmer ihre Eingeweide zerfreſſen, unreif vom Baum. Wanderer, ſchenk ihr eine Thräne. Noch im Fallen neigte ſie ihr Haupt gegen den Stamm, an deſſen Aeſten ſie ihren Sommer durchkrankte, und liſpelte dem Horchenden hörbar: auch vergehend will ich ſeine Würzeln noch ſtärken."

In so trauriger Gemüthsstimmung schloß der Verf. sein Buch. Aber die Auftritte der Welt wechseln; gegenwärtiger Schmerz ist nicht ewiger Schmerz, und hinter dem Sommer gibt es auch schöne Herbsttage. Dem Verf. werde eine solche Jahreszeit, auch für die Frucht die er uns mit diesem Buche geschenkt hat. Jeder, wenn er es gelesen, nehme ein Blatt und schreibe seinen Lebenslauf dazu, was er als Werk der Natur habe seyn sollen? was aus ihm die Gesellschaft, was endlich er aus sich selbst gemacht habe? Einem überlegenden Gemüth bietet dieß Buch zu solchem Blatt viel Ansichten dar.

Ob sich nun gleich einem Genius, bei dem gleichsam nur der starke Verstand und das verwundete Herz redet, die kleinfügige Kritik nur schüchtern nahen sollte, so wäre es doch, selbst zur Darstellung mancher Wahrheiten, gut, wenn vor einer zweiten Auflage der Verf. sein Buch einem Freunde, dem er vertraute, nicht nur zur helleren Interpunktion, sondern auch hie und da zu Bemerkungen mittheilte. Durch kleine Veränderungen, durch die Wegnahme manches Ueberladenen fielen andere äußerst wichtige Stellen reiner ins Auge: sie stünden, wie Kastor und Pollux auf dem berühmten römischen Berge riesenhaft da. Es wäre diese Austheilung einer Schrift zu wünschen, die so ganz wie diese die Geburt des deutschen philosophischen Genius ist, der weder franciſirt noch angliſiret, am wenigsten aber sich daran genügen läßt ein Principium in der Form aufgestellt zu haben. Eben daß unser Verf. tief in die Sache griff, und den seit Jahrtausenden geschürzten Knoten der Menschenverfassung „unseres alternden Welttheils" mit Einem Hiebe nicht zu lösen begehrte, vielmehr ihn fester zusammenzog, und nur die aus- und eingehenden Enden zeigte, eben dieß ist der Werth seines Buchs. Trete nun ein anderer hinzu, und zeige was die wachsende Sittlichkeit einzelner Menschen einzeln und fürs Ganze uns an frohen Aussichten gewähre; wir wollen ihn hören.

4.

Phamenophis; oder Verſuch einer neuen Theorie über den Urſprung der Kunſt und Mythologie, von Karl Friedrich Dornedden. Göttingen, 1797. [1]

Schade daß wenn der leſende Theil des Publicums auf Materien einer Art zu ſehr geſpannt iſt, oder von Recenſenten geſpannt wird, andere denkwürdige Bemühungen des menſchlichen Geiſtes ſo leicht überſehen werden. Dreißig Jahre früher wäre die eben genannte Schrift mit lautem Ruhm verkündigt worden, als in unſern politiſchen Romanzeiten. Sie hat indeſſen ihren Werth in ſich, der zu ſeiner Zeit gewiß hervortreten wird.

Jeder Kenner der Litteratur weiß wie viel und mancherlei über die ſogenannte heilige oder Hieroglyphenſchrift der Aegypter, über ihren Götter- und Thierdienſt, ihre Myſterien, über Oſiris, Iſis, Memnons klingende Statue u. ſ. gemuthmaßet und geräthſelt worden; alles ohne feſten Beſtand, weil ſpäte, einander widerſprechende Griechenmärchen und wenige Etymologien die einzigen Gewährsmänner waren. Nach dem verdienſtvollen Gatterer thut unſer Autor den erſten feſten Tritt in dieſem dunkeln Felde. Indem er eine wahre Idee von dem gibt was vor Erfindung der Buchſtaben oder eigentlicher Wortzeichen eine Sachenſchrift ſeyn mußte, indem er dieſen Begriff entwickelt, feſthält und mit lebhaftem Geiſt ſich ganz in die Zeiten verſetzt da man, der Buchſtaben völlig unkundig, durch Zeichen, Gebräuche, Feſte, Handlungen ſprach (d. i. Ideen die man bekannt machen, fixiren, aufbewahren wollte, in Sach-Charakteren andeutete und wiederholte), gibt er zugleich Proben wie ſolche Sachen- und Handlungsſprache, in Worte gefaßt, geſagt werden mußte, und wie man aus dieſen Worten auf die Ideen jener zurückkommt. Er hat

[1] Erfurter gel. Nachrichten. 1798. S. 7.

ſich hiemit am Cyclus der ägyptiſchen Zeit- und Jahresbeſtimmung verſucht, und (ohne daß man eben annehmen darf, die Aegypter hätten nur Zeitideen ſymboliſirt) hierin viel geleiſtet. Ueber Oſiris, Iſis, die Neith, Oſiris Grab, den Phönix, Apis, Amenophis, d. i. die ſogenannte Memnonsſäule! den Thierdienſt der Aegypter, die ἱερους λόγους u. ſ., iſt nie ſo viel verſtändiges und einleuchtendes geſagt worden als hier; alles iſt angemeſſen dem Geiſt damaliger Zeiten. Da des gelehrten Zoëga Werk über die Obelisken ſeit mehreren Jahren zu Rom im Druck iſt (zu wünſchen daß es bald erſcheine), und dieſer vielbeleſene Mann ſeinen ganzen Fleiß auf dieß Studium gewandt hat, ſo wird man neugierig zu wiſſen ob und wo er ſich mit dem ſcharfſinnigen, gelehrten Verfaſſer dieſer Schrift begegnen werde. Begegnete er ſich aber auch nicht mit demſelben, ſo ſind die Regeln und Proben die hier zur Auslegung einer Sachen- und Handlungsſprache, ehe man Buchſtaben kannte, nicht minder zu Einverſtändigung deſſen was griechiſche Buchſtabenſchreiber von dergleichen Anordnungen berichten, gewiß doch der erſte Verſuch einer Logik über die gedachte Sachen-, Zeichen- und Handlungsſprache.

Mithin iſt dieſe Schrift nicht etwa dem ägyptiſchen Alterthumsgelehrten allein, ſondern jedem lehrreich der von der Weiſe alter Völker, über Sachen und Ideen gemeiner Ordnung vor Erfindung der Buchſtabenſchrift etwas gewiſſes zu ordnen, eben bei dem Volk der älteſten und fruchtbarſten Cultur eine Probe zu ſehen begehret. Nicht nur wird er bei der Anſicht dieſes beſchwerlichen Ganges der Zeichenſprache den faſt unermeßlichen Werth der Buchſtabenſchrift neu ſchätzen lernen, ſondern auch zu Beurtheilung anderer ähnlichen Nationen und für die Geſchichte des menſchlichen Geiſtes überhaupt mancherlei Grundſätze ſelbſt folgern. —

Es iſt zu wünſchen daß der Verf. dieſer Schrift mehrere ſeiner Unterſuchungen, ohne welche dieſer Phamenophis nicht erſcheinen

könnte, mit Wahl und Abſicht ans Licht fördere; und wenn dieſe, wie aus einigen Winken zu erſehen iſt, ſich auf die Bildung der älteſten griechiſchen Mythologie erſtrecken, ſolche nicht vorenthalte. Die Entſtehung der ſchönſten, d. i. der griechiſchen Mythologie iſt immer noch, bei allen dazu gelieferten trefflichen Solutionen, für kein völlig aufgelöſetes Problem zu achten; jeder neue Beitrag dazu, wenn er aus der wahren Mnemonik der alten Zeit ſchöpfet, iſt ſchätzbar. Mit dem Titel des Buchs ſcheint der Verf. ſich dazu verbindlich gemacht zu haben; denn eine Theorie über den Urſprung der Kunſt und Mythologie iſt mit dieſem Phamenophis noch nicht gegeben. Wir ſehen es alſo nur als den erſten Ton an, den Memnons Statue tönte; die septem vocales mögen folgen.

Zweitens wäre vielleicht zum Vortheil der Sache bei ferneren Geiſtesarbeiten des Verfaſſers zu wünſchen: erſtens in Materien dieſer Art eine ſtrenge Enthaltung von Kantiſcher Schulſprache. Was ſoll ſie beim Phamenophis? was ſoll ſie überhaupt im Garten der Muſen? Entwicklungen dieſer Art ſollen geleſen werden, wenn jene Schulſprache vergeſſen, oder von einer andern verdrängt ſeyn wird. Solange der Verf. in ſeiner eigenen Sprache redet, ſchreibt er leicht, ſogar genialiſch; wenn er den philoſophiſchen Panzer anlegt, geht er ſchwer; die Arm- und Beinſchienen klappern. Zum Glück griff er ſelten nach dieſer entbehrlichen Rüſtung. Zweitens. Hie und da hat der Verf., wie es ſcheint, Leſſings polemiſchen Ton nachgeahmt; er iſt aber ſchwer nachzuahmen, und am Ende hält er doch die Materie auf. Laß andere vorher geſagt haben was ſie wollten; iſt es nicht ſchön und würdig, mit Vergeſſenheit ihrer etwas beſſeres zu ſagen, oder ſie, wenn es die Sache fordert, ſchlicht zu widerlegen? Jablonski und andere thaten was ſie konnten; jener verdiente Mann hat wenigſtens treu geſammelt und koptiſche Worte interpretiret. Verfehlte er den wahren Weg — wie ſchön iſt's,

dieſen zu finden, und den Leſer ungeſtört, ohne Rückſicht auf fremde Irren, dieſen Weg zu leiten! Wenn in Unterſuchungen ſolcher Art ſich ein Begriff nach dem andern, ein enträthſeltes Symbol nach dem andern frei und anſchaulich hervorhebt, ſo iſt's, wie wenn ein guter Demonſtrator, die Fackel in der Hand, uns die Statuen des Capitols oder Vaticans zeiget. Wie ſich die Fackel ſchwingt, treten ſie aus der Nacht hervor; ſie bewegen ſich, ſie leben. Unſer Verf. hat Kenntniſſe und das Talent in der Nacht des Alterthums uns dieſen Kunſtgang lehrreich weiter zu führen.

5.

A. L. Schlözers Geſchichte der Deutſchen in Siebenbürgen. Erſtes, zweites, drittes Stück. Göttingen. 1795. 1796. 1797. 23 Bogen in gr. 8. [1]

In einer Zeitenkriſe wie die unſrige iſt, wo dem in Ohnmacht geſunkenen, ſein Schickſal erwartenden Deutſchland ſo mancher eingeborne Deutſche in ausländiſchen Phraſen Hohn ſpricht, kommt ja wohl ein Buch recht das dem Charakter der Deutſchen nicht etwa nur, wie man laulich ſagt, Gerechtigkeit widerfahren läßt, ſondern ihre Verdienſte aus Thatſachen entwickelt und in Thatſachen darſtellt, daß die Geſchichte aufruft zu ſagen: „das waren und wollten wir, das waren wir unter mancherlei Himmelsſtrichen, früher als andere Völker um uns her; das haben wir geleiſtet!“ Von dem Verfaſſer eines ſolchen Buchs darf man doch wohl ſagen: „er habe ſich um ſeine Nation verdient gemacht.“

Ein ſolches Buch ſind dieſe drei Stücke kritiſcher Unterſuchungen zur Geſchichte der Deutſchen in Siebenbürgen, von Schlözer. Nicht um dieſe Deutſchen „in Siebenbürgen“ allein (deren Urkunden

[1] Erfurter gel. Nachrichten, 1798. St. 32.

theils ganz, theils in Auszügen das erſte Stück und deren Haupturkunde, das Privilegium Königs Andreas II. vom Jahr 1224. das dritte Stück mit einem kritiſchen Commentar gibt) hat ſich der Verf. verdient gemacht, indem er ihre Geſchichte darſtellt und ihre Rechte vertheidigt, ſondern um die Ehre der Deutſchen, wo ſie auch leben, indem er das ihrem Charakter früh angebildete gute Gefühl von rechtlicher Ordnung, ausharrendem Fleiß, treuer Sittlichkeit, mithin ihr Verdienſt um die praktiſche Cultur der Menſchheit durch Thatſachen erweiſet. Der Unterſchied zwiſchen Lebensart der Deutſchen und Madjaren wird hie und da ſchneidend. Indem der Verf. den wahren Blick ſtrenge verfolgt: „Thiere müſſen Menſchen, ziehende Horden Völker, Völker Menſchenvölker werden," und die Eigenſchaften oder ſogenannten Vorzüge jeder Periode dieſes Fortſchrittes in treffenden Zügen neben einander ſtellt; ſo tritt das Verdienſt der Deutſchen durch ihre frühe Municipaleinrichtung, die eine bürgerliche Freiheit und Selbſtregierung mit ſich führte, ſo wie auch ihre Bemühung um die Cultur vieler Gegenden Europa's, durch Betriebſamkeit und Künſte in einem beſcheiden ſchönen Lichte gleichſam von ſelbſt hervor. Der größte Theil des zweiten Stücks dieſer hiſtoriſchen Unterſuchungen, der vom deutſchen Municipalweſen, von den Colonien der Deutſchen in Oeſterreich, Ungarn, Siebenbürgen, Bremen, Holſtein, Meißen, Mecklenburg, Preußen u. ſ. ſammt den verſchiedenen Rechten die ſie daſelbſt erlangt und feſtgeſetzt haben, mit hiſtoriſcher Präciſion redet, iſt jedem Liebhaber ſeines Volks und der Geſchichte desſelben unentbehrlich; auch was ſich aus der Geſchichte anderer Unternehmungen, z. B. der Spanier in Languedoc, der Johanniter und Tempelherren in Ungarn hineinmiſchet, die Chronik der Petſcheneger und Konianer ſelbſt iſt hier gleichſam neu entdecktes oder neu befeſtigtes, gewonnenes Land. Dem Verf. ſteht ein Ausdruck zu Gebot der mit Bündigkeit und Kraft Schärfe des Witzes und Urtheils ſo glücklich vereint daß manche kurze Stellen ſeiner

Vorreden, ſeiner Anmerkungen und Einſchaltungen mehr ſagen und weiter hinweiſen als lange ſchale ſogenannt philoſophiſche Commentare. Die wahre Philoſophie der Geſchichte iſt nicht die Geſchichte a priori erſinnen oder malen, ſondern Facta darſtellen und ordnen.

Das Meiſtertalent des Verfaſſers, hiſtoriſche Kritik, hat ſich alſo auch in dieſer Schrift erwieſen. Gleichviel woran es geübt werde, ob an einem Privilegium der Siebenbürger oder dem Recht einer Colonie; es wird lehrreich für die ganze Geſchichte der mittleren Zeiten, ja für die Menſchengeſchichte überhaupt, denn alles hat in dieſer Eine Tendenz, und ſtrebt zuſammen zur Cultur, oder, wie der Verfaſſer ſagt, zur Völker-Menſchwerdung. Schlözers Commentar zum Privilegium der Siebenbürgen iſt auf allen Blättern lehrreich.

Sonderbar wird es vielleicht manchem Leſer, wenn er in unſerer wortſchäumenden Zeit die Stimme eines ſolchen Veteran hört, denn Veteranen nennen unſere Neulinge (die ſich für die jetzt herrſchende Generation halten) ihre Lehrer. Manches wird dieſen deutſchen Madjaren zu ſcharf, zu hart geſagt ſcheinen; manches andere wird ihnen Mikrologie dünken; denn es hat viel Fleiß, viel Unterſuchung gekoſtet, und iſt nicht a priori erfunden. Laſſe der Himmel uns aber noch lange ſolche Veteranen, deren einige goldne Worte und ſcharfe Blicke mehr werth ſind als lange Speculationen und maleriſche Tiraden. — Wir verbinden alſo zugleich mit dieſem Buch ein anderes Werk voll ächten kritiſchen Geiſtes und Fleißes:

*

A. L. Schlözers kritiſch-hiſtoriſche Nebenſtunden. **Origines Osmanicae.** Papiergeld, eine mongoliſche Erfindung im 13ten Säculum. Ideal einer Anleitung zur Kenntniß der aſiatiſchen Staatengeſchichte im Mittelalter. Göttingen, bei Vandenhöck und Ruprecht. 1797. 12 Bogen gr. 8.

Indem der Verfaſſer im erſten Aufſatz die einheimiſchen Quellen der älteren osmaniſch-türkiſchen Geſchichte unterſucht, und von ihren Geſchichtſchreibern So'ad-eddin und Abulgaſi Nachrichten und Proben gibt, ſodann die osmaniſchen Origines nach byzantiniſchen, arabiſchen und andern meiſt zuverläſſigeren Berichten verfolget, bahnet er ſich den Weg zum Entwurf einer allgemeinen türkiſchen Geſchichte von der erſten Bekanntwerdung dieſes Volks, und ſeines Stammlandes bis zur Gründung des osmaniſchen Reichs, mit neun Hauptepochen der Bekanntwerdung dieſer Länder und Völker, von Cyrus und Alexander bis auf den Einfall der Mongolen. Sodann zeichnet er das Ende des Staats von Chowaresm und von Ikonium und den Anfang des osmaniſchen, mit einem Reſultat vom wahren Urſprunge der Osmaner und Osman. Alle dieſe ſechs Abſchnitte ſind keines Auszugs fähig; denn ſie ſind aus den verſchiedenſten Unterſuchungen ſelbſt Auszug. Eben ſo im ſiebenten die Parallele zwiſchen Kleinaſien und Italien im Mittelalter, zwiſchen Osman, Sforza und andern Condottieri. Ausgeriſſene Reſultate ſtünden hier am unrechten Ort; man muß die Schrift ſelbſt leſen. Allenthalben zeigt ſie Lücken und weckt Gedanken. Weckte ſie auch Fleiß dieſe Lücken auszufüllen, die hingeſtreueten Gedanken zu realiſiren! Mit innigem Vergnügen ſieht man hier europäiſche Kritik an morgenländiſche Geſchichte und Geſchichtſchreiber gelegt; die Anwendung davon auf die Geſchichte anderer morgenländiſcher Stämme und Völker mache ſich jeder.

Der Aufſatz: „Mongolen, Erfinder des Papiergeldes im dreizehnten Säculum," überraſcht angenehm, und er iſt mit Zeugniſſen beleget.

Der Anfang endlich: „über deutſche Orthographie aſiatiſcher Namen," verdient allgemeine Beherzigung und Einverſtändniß. Es iſt ein wirklicher Gräuel daß jeder orientaliſche Namen nach ſeinem Sinn ſchreibt; Volney u. a. haben deßhalb Vorſchläge gethan; wir Deutſche ſollten wenigſtens unter uns übereinkommen, wie wir

arabiſche und perſiſche Worte ſchreiben. Des Verfaſſers Regeln ſind ſehr annehmbar, wenn ſie gleich nicht alles erſchöpfen.

Noch verdient das dem Buch vorſtehende Schreiben an Herrn Hofrath Meuſel eine beſondere Erwähnung, ſowohl des biedern freundſchaftlichen Tons wegen in dem es abgefaßt iſt, als ſeines Inhalts halber. Es ſpricht von der bisherigen Bearbeitung der aſiatiſchen Geſchichte, und gewährt uns die Freude dieſe Nebenſtunden als eine Vorarbeit zum „dritten Theil der Schlözerſchen Weltgeſchichte" anſehen zu können. Werde ſie bald erfüllt, dieſe Hoffnung! Hora ruit.

6.

Briefe über das Studium der Wiſſenſchaften, beſonders der Geſchichte: an einen helvetiſchen Jüngling politiſchen Standes. Pulchrum est benefacere reipublicae; etiam benedicere haud absurdum. Sallust. **Von J. G. Müller, Prof. zu Schaffhauſen. Zürich, 1798.** [1]

Wie wenn auf einem Gaſtmahl unter vielen unverdaulichen, ſchlecht zubereiteten Speiſen uns ein Körbchen reifer, geſunder, wohlſchmeckender Früchte gereicht wird, an denen man ſich nicht nur erholt, ſondern erquickt und ſtärket: ſo wird den Leſern, alten und jungen, vorzüglich Jünglingen die noch unverdorbenen Gemüths, den Garten der Wiſſenſchaft und den Markt des Lebens mit Luſt und Anmuth überſchauen, dieß kleine Bändchen Briefe ſeyn, in denen ein Freund zum Freunde, ein mit reiner Wiſſenſchaft, mit reicher Lectüre alter, mittlerer und neuer Schriften, vorzüglich aber mit richtigem Blick und edlem Gemüth begabter Mann zu Jünglingen

[1] Erfurter gel. Nachrichten, 1797. St. 33.

ſeines Vaterlandes, inſonderheit politiſchen Standes redet. Katheberbücher, literariſche Geſchichten und Anweiſungen zur Geſchichte haben wir in Deutſchland genug; manche Oſtermeſſe kommen ſie in halben Duzenden zum Vorſchein; meiſtens aber nur als Katheder-hülfe, hölzerne Schemel, darauf der Herr Profeſſor ſitzen wird daß er docire.

Faſt von Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften an kann man mehreren Schweizerſchriftſtellern das Lob nicht abſprechen daß ſie, in einem Vaterlande lebend, auch die Geſchichte desſelben als Bürger anſaben, treu beherzigten, treu erzählten. Der Bruder unſers Verfaſſers, Johannes Müller, hat mit ſeiner über die Hälfte vollendeten Geſchichte der Schweiz ſich und ſeinem Vaterlande ein Denkmal geſtiftet, das dauern wird ſolange unſere Sprache dauert; und in mehreren oft kleinen Landesproducten jener Bergrepubliken war ſtatt eines Katheder-vortrages biederer Geiſt, männliche Kraft unverkennbar. Aus neuerer Zeit darf ich die Namen Haller, Bodmer, Breitinger, Waſer, Schinz, Fäſi, Füßli, Balthaſar Eſcher, Peſtalozzi nur nennen.

Unſer Verfaſſer verbindet dieſe biedere Schweizertreue nicht nur mit einem überſehend weiten Blick des großen Feldes der Menſchengeſchichte in den verſchiedenſten Verfaſſungen, Reiſen und Zeitaltern, ſondern auch mit einer liebenswürdigen Innigkeit, einer andringenden Sanftmuth. Allenthalben ſieht man daß er aus vielem nur das Beſte gewählt habe, daß vorzüglich Schriftſteller, die auf Bildung des Gemüths und der Sitten wirkten, ſeine Lieblingsſchriftſteller geweſen, aus welchen er dann, in ſo verſchiedenen Zeiten ſie lebten, Kernwahrheiten, die in ihm reif geworden, ſeinem Freunde vorträgt, oder vielmehr als neue Keime des Wahren, Schönen und Vortrefflichen, wozu Wiſſenſchaft und Geſchichte dienen ſoll, in ihn pflanzet. Ein ſummariſcher Auszug dieſes kleinen Buchs wird und muß dieß Lob bewähren.

In wenigen Zeilen ist es dem edlen Zeugen und Märtyrer politischhistorischer Wahrheit, Friedrich Karl von Moser, zugeeignet; und diese kurze Vorrede stellet den Gesichtspunkt des Buches fest. Brief 1. macht eine schöne Grundlage, das Gemüth des jungen Staatsbürgers in Ansehung seiner künftigen Betriebsamkeit, seiner Hoffnungen und Erwartungen zu ordnen; er sagt viel vortreffliches in kurzen Sprüchen und schließt mit einer schönen Stelle Claudians. Br. 2. Wie sich der künftige Staatsbürger durch Wissenschaften zu seinem Beruf vorbereiten solle. Natürlich daß der Verfasser hier gegen die Uebel unserer Zeit, insonderheit gegen Deutschlands Gelehrtenübel (über die man, wie Tissot, ein eignes Buch schreiben könnte), reden mußte. Er spricht bescheiden, audringend-wahr und herzlich. Br. 3. tritt in das Detail näherer Vorschläge beim Lesen, insonderheit beim Lesen der Alten. Als Beilage ist ein Brief des vortrefflichen Kaspar Barläns (geschrieben 1641) übersetzt, und ein anderer ungedruckter desselben Inhalts vom Mathematiker Stephan Spleiß im Auszuge mitgetheilt. Der Barläische Brief enthält eine Encyklopädie zum Lesen der Alten, sogar mit ausgezeichneten Stellen derselben, auf wenigen Blättern. Br. 4. über die Kunst der Composition; Uebung in Composition schriftlicher Aufsätze ist jedem aufgeklärten Mann, zu unserer Zeit jedem rathschlagenden wirksamen Staatsmitgliede nöthig; dieser Brief enthält seine Regeln. Br. 5. spricht von der Philosophie. Daß aber ja niemand hier eine Einbleiung oder Einkeilung des jetzt geltenden Averroismus erwarte! Der Brief spricht von Logik des gesunden Menschenverstandes, von Geschichte der Philosophie sowohl in Systemen als populär vorgetragen, und in einer Nachschrift von Religion, Theologie, dem geistlichen Stande u. s. Das Lob, das Shaftesbury, mit einer Hinweisung zum Gebrauch seiner Schriften gegeben wird, stehet hier sehr an rechtem Ort; von den Averroisten des vierzehnten Jahrhunderts dagegen wird in einer Note (S. 69.)

aus Petrarca's Leben angeführt: „wie sie die Lehren des Averroes als Orakelsprüche verehrt, und jeden Zweifel an denselben sehr übel aufgenommen. In Venedig habe diese Philosophie damals besonders unter jungen Leuten viel Anhänger gefunden, und ihnen einen solchen Stolz eingeflößt daß sie sich anmaßten über die Verdienste Petrarca's ein förmliches Gericht zu halten, worin sie ihn denn zwar für einen guten Mann erklärten, ihm aber den Namen eines Gelehrten und eines Philosophen gänzlich absprachen. Die größten Kirchenlehrer hießen bei ihnen schwache Köpfe, so wie alle diejenigen die ihre Kniee vor dem Aristoteles nicht beugten und nicht blindlings die wunderlichsten Meinungen Averroes annahmen." Uebrigens hält sich dieser Brief so wie das ganze Buch von allem Streit frei. — Br. 6. Nachdem der Verfasser über die Wissenschaften und das Studium überhaupt leitende Ideen (notions directrices, die beste Methode) gegeben, kommt er zum Studium der Geschichte, sucht zu demselben zuerst Lust einzuflößen, und zeigt sodann wie Geschichte, allgemeine und besondere, gelesen, studirt, genutzt werden müsse. Die Rathschläge alter und neuer Geschichtforscher werden dabei angeführt, und als Beilage eine Stelle aus Walter Raleighs Vorrede zu seiner Weltgeschichte gegeben, die den großen Verstand des Mannes zeiget. Ein kleiner Auszug aus Bodius Methode zur Geschichtskenntniß folget. Br. 7 gibt Bemerkungen über den Nutzen der Geschichte für die Beurtheilung politischer Gegenstände. Eine Stelle Plato's von den Gesetzen leitet sehr gesunde Gedanken ein, über den Ursprung und Zweck bürgerlicher Gesellschaft in verschiedenen Verfassungen, mit Beispielen aus der Geschichte Griechenlands, Roms und der Schweiz beurkundet. Sodann trägt der Verfasser (S. 176 u. f.) einige einzelne bescheidene Ideen über die Geschichte der europäischen Menschheit und ihre moralische Bildung vor, voll heiterer, großer Blicke. Otanes, Megabyzus und Darius Reden über die verschiedenen Regierungsformen (aus Herodot) folgen (S. 200)

und als eine zweite Beilage sehr interessante Gedanken aus einem der Lieblingsschriftsteller des Verfassers, William Temple (S. 205.) — Der achte Brief verbreitet sich über den Geist der Geschichte verschiedener Völker, Zeitalter und Geschichtschreiber, mit guten einzelnen Winken auch auf die Geschichte der mittleren Zeiten, die der Verfasser nicht mit einem verachtenden Blick wegwirft, sondern charakterisiret. Als Beilagen, d. i. Proben folgen: Anfang der Gesetze des Zaleukus. Eine Exposition von Sallustius Catilina. Einige Proben von der Erzählungsart der Geschichtschreiber des Mittelalters. Und dann (merkwürdiges Stück S. 277) aus Temple's Mémoires ein Plan Richelieu's, der — in unseren Tagen seine Vollendung erreicht hat. — Der neunte Brief über die Kirchengeschichte und Lebensbeschreibungen schließet das kleine Buch, das in Ansehung seines Inhalts das Lesen vieler Folianten voraussetzt; in Ansehung seines Vortrages ein schön geordnetes Ganze, und in Betracht des Geistes der darin herrscht eine historisch-politische Blumenlese, d. i. eine Sammlung der besten Gedanken und Rathschläge ist, die der Verfasser aus alten und neuen Schriftstellern sowohl als aus eigner Erfahrung zog und in sich bewährte, das (ohne Anmaßung gesagt) Bolingbroke's Briefen zur Erlernung der Geschichte an Nutzbarkeit weit voransteht.

Möge das kleine Buch in die Hände jedes guten Jünglings kommen, und ihm ein Leitfaden zu eigner Bewährung so mancher goldnen Wahrheiten und Grundsätze im Labyrinth der Geschichte und des heutigen politischen Lebens werden. Möge dem Verfasser, der nach dem Wahlspruch seines Titels **de republica bene dixit**, bei der jetzigen Umbildung seines Vaterlandes auch Gelegenheit zu dem höheren Schönen werden, **reipublicae bene facere.** Dann hätte er sich (denn das Buch ist vor der unerwarteten Revolution geschrieben) durch eine vieljährige stille Bildung in Kenntnissen und

Grundsätzen dieser Art zur edelsten Nutzbarkeit, wie durch eine höhere Bestimmung bereitet.

7.

Etwas von meinem Lebenslauf, und etwas von meiner Muse auf der Festung. Ein kleiner Beitrag in der selbst erlebten Geschichte meines Vaterlandes, vom Regierungsrath Dr. Huber. Stuttgart, 1798. [1]

Ein zu volles Gemüth, das gar zu viel zu sagen hätte, schweigt; so werde auch dieß kleine Buch schweigend angekündigt. Lese es jeder der den Traum von Freiheit und Sicherheit eines Staatsbürgers deutscher Nation unter der Willkür des gesetz- und straflosen Despotismus träumt; lese es jeder! Der Verfasser ist ein Greis; er erzählt sein Leben, weise wie ein Mann von Geschäften, und dabei rein wie ein Genius, und heiter. Er charakterisirt Fürsten, Adel, Söldner, Volk, Stände so bedeutend daß man von ihm sagen möchte: „sein Schweigen redet."

Dabei ist seine Schreibart nett und klar, so natürlich und rein deutsch daß sie seiner gebildeten „ehrlichen Denkart" nicht nur entspricht, sondern gleichsam selbst zu ihr gehöret. Eine Nachlese classischer Denk- und Schreibart aus einer fast verlebten Zeit.

Möge das Beispiel des Verfassers, der seine Geschichte so ganz ohne Bitterkeit treu und rein erzählt, mehrere seiner Landsleute wecken die ihrige auch zu erzählen. Außer der Kriegs- und Staatsmarionette hat ja Deutschland keine andere als die Gelehrten- und Dienstgeschichte; jede Dienstgeschichte wie diese ist des Bemerkens und Aufhebens werth.

[1] Erfurter gel. Nachrichten, 1798. St. 40.

Ein edler Mann, ein treuer Freund, der Regierungspräſident von Gemmingen, den Deutſchland aus ſeinen jüngern Jahren auch als Dichter kennet, und dem unſer Verfaſſer ein eignes Denkmal errichtet hat, erſcheint in dieſer Lebensgeſchichte ſeines Freundes, obgleich (wie es der Deſpotismus gebot) vorſichtig und furchtſam, dennoch bis an den letzten Lebenshauch treu, bieder und ehrlich. Die Namen Gemmingen und Huber, ob ſie gleich in verſchiedenem Licht glänzen, werden von jedem Rechtſchaffenen mit Liebe genannt werden.

Seinem verſtorbenen Freunde alſo eignet der Verfaſſer dieß ſein Leben zu:

Mein Bruder, gönne mir die traute Zuſchrift!
Es mögen's die Magnaten alle wiſſen!
Im Himmel, wo du biſt, erſchallt kein Titel,
Als der — des Bruders.

Welch einen Theil die Bürger des Olympus
Am Schickſal der zurückgelaſſ'nen Freunde
Entweder nehmen können oder dürfen,
Iſt heil'ges Räthſel.

Vielleicht, ihr Glücklichen, wird Erdenſchickſal
Für euch zu klein, vom Himmel aus, geſehen.
Noch iſt es Troſt für uns mit euch zu reden,
Als wenn ihr hörtet.

Der Lebensbeſchreibung ſind einige wenige Gedichte beigefügt, die, obwohl der Verfaſſer treffend ſagt „daß Asberg kein Helikon ſey," dennoch dem größeſten Theil nach den Gedichten Uz und Gemmingens an die Seite geſetzt zu werden verdienen. Hier ein paar Proben.

In den zwei erſten Stunden ſeiner Gefangenſchaft ſang der Verfaſſer alſo:

Ich ehre dich, o du des Himmels Wille,
Du rufst; ich bin bereit.
Sey mir gegrüßt in dieser schwarzen Stille,
Balsam'sche Einsamkeit.

Wo bin ich? und ist dieß der Weg der Wahrheit?
Und diese Schmach ihr Lohn?
So heitre sie des Kerkers Nacht mit Klarheit,
Und glänze durch den Hohn.

Ist's Hochverrath, zu mahnen einen Prinzen
An Pflicht, an Fürstentreu?
Zu sagen daß vom Wohlstand der Provinzen
Sein Glück untrennlich sey?

Sey ruhig, Herz! O, keine einz'ge Klage
Entweihe dein Geschick.
Der Muth ist Ruhm, und unverdiente Plage
Ist ein wahrhaftes Glück u. s.

Ein anderes: „mein Auszug aus Tübingen."

Für Macht und für Despoterei
Und für achthundert Bärenmützen,
Wer kann den Biedermann beschützen,
Daß er kein Raub des Unglücks sey?

Noch weicht sein Fuß nicht von der Bahn,
Worauf der Mann der Wahrheit wandelt,
Und jeder Feind, der ihn mißhandelt,
Feu'rt ihn zu größrer Tugend an.

Die That allein ist Schmach und Ruhm;
Der Hohn, der Kerker und die Bande
Sind Zeichen von der wahren Schande,
Wie Lorbern von dem Heldenthum. —

Digitized by Google

D. i. trügliche Zeichen. Fürchte niemand, hier eine widrige, oder mit Dunst einer falschen Anmaßung angefüllte Kerkerstube zu sehen: die sanfte, die bescheidne Muse hat sie erleuchtet. Im ganzen Büchelchen herrscht klare Ansicht der Dinge, ein wackres Herz und ein reiner Verstand.

8.

Rede zum Andenken des Grafen A. P. v. Bernstorff, gehalten im großen Hörsaal der Universität zu Kiel, den 28. Aug. 1797 vom Prof. Hegewisch. 4 Bogen. 8. Kiel. [1]

Auf diesen vier noch nicht vollen Bogen tönet eine sanfte Rede, die von jedem dem das allgemeine Wohl der Staaten, die allgemeine Billigkeit und Ordnung heilig sind, gehört werden sollte; sie ist dem Charakter Bernstorffs gleich, die erquickende Stimme der Mäßigung und Wahrheit. Jener ruhigdenkende, mit den besten Grundsätzen der Gesammtgeschichte ausgerüstete Geist, der alle Schriften Hegewisch's charakterisirt, spricht auch hier zum Andenken eines großen Mannes der Geschichte: „unter vielen glänzenden Namen (so endet die kurze Rede) wird Bernstoffs Name mit reinem Glanz strahlen; denn es ist der Glanz der Rechtschaffenheit und Wahrheit."

Um ihn in diesem Glanze zu zeigen, läßt der Redner bloß Thatsachen sprechen, die er auf Grundsätze zurückführt; die Rede enthält nichts als die Geschichte von Bernstorffs Leben. Diese wird interessant, nicht etwa durch ihre äußere Merkwürdigkeit allein, da sie einem großen Theil nach in das Zeitalter der wunderbarsten Begebenheiten und Verwirrungen Europens fällt, sondern vielmehr

[1] Erfurter gel. Nachrichten, 1798. St. 40.

durch ihre innere Merkwürdigkeit, durch die Grundsätze selbst, die Bernstorff in dieser gefahrvollen Krise als Staatsmann für Dänemark mit unerschütterter Festigkeit befolgte. Diese entwickelt der Verfasser mit einer so einleuchtenden Heiterkeit daß sich der Hörer nach und nach über das Gewirr falscher Staatstendenzen erhoben, in einer Region der Wahrheit, die Menschenglückseligkeit ist, gleichsam an Bernstoffs Seite fühlet. Dem Unterzeichneten wenigstens kam beim Lesen dieser Schrift das Bild des edel- und schöngebildeten, gedächtnißreichen, einnehmend beredten, Ordnung und Billigkeit liebenden Mannes, das ihm der persönliche Genuß Eines Tages mit ihm auf dem Lande eingedrückt hatte, sehr angenehm wieder.

Einen besondern Vorzug erhält diese Rede dadurch daß sie (was so viele Lobreden thun) nicht philosophisch deduciren will, und nie zu viel, nie übermäßig lobet. Sie erzählt Lebensumstände, z. B. wie Bernstoffs Denkart sich gebildet (auch Jacobi in Zelle, ein Fenelon in seinem Kreise, steht unter denen die die religiöse Denkart des Jünglings bestimmten; in andern Fächern waren es Staatsmänner, Gelehrte, Künstler); welchen Gang er unter Führung seines großen Oheims in Geschäften genommen, wie er Geschäfte desselben nach dessen Ableben glücklich vollendet, welche Grundsätze er bei dem amerikanischen, russisch-türkischen und dem unseligen Kriege der Coalition standhaft, gerecht, weise und menschenfreundlich befolget, welche große Anstalten zum Besten der Menschheit unter seinem Ministerium im Innern des Reichs bewirkt wurden: „jener die Menschheit entehrende Handel, der Handel mit Menschen, wurde abgeschafft. In den europäischen Staaten des Königes wurden Vorbereitungen gemacht dem leibeigenen Landmann Freiheit und Eigenthum zu verschaffen. Die öffentliche Mittheilung der Gedanken, ohne die keine wichtigen Fortschritte zur Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts möglich sind, wurde in einem reichen Maße gestattet, zu einer Zeit wo andere Regierungen in dieser Freiheit eine Quelle

tauſendfacher Uebel zu erblicken glaubten, und aus ängſtlicher Beſorgniß ſie zu vernichten ſuchten. — Den Furchtſamen, die immer noch die wohlthätigen Folgen ſolcher Maßregeln bezweifeln, die das Stillſtehn auf der einmal erreichten Stufe als Klugheitsregeln betrachten, dieſen furchtſamen Zweiflern wollen wir Bernſtoffs Namen nennen."

Doch die ganze Rede müßte abgeſchrieben werden, wenn die trefflichen Maximen bemerkt werden ſollten an die ſich Bernſtorffs öffentliches und Privatleben ſchließt und reihet. Kein ſchöneres Andenken gibt's als auf dieſe Weiſe fortdauernd in menſchlichen Seelen und guten Einrichtungen zu leben; Bernſtorff lebt in ihnen. Er lebt in der Geſchichte als der Friedehalter, zur Zeit der unglücklichſten Kriegsſtürme, als der im Namen eines Reichs an große europäiſche Mächte ſprechende Schutzgeiſt und Vertheidiger allgemeiner Menſchen- und Völkerrechte in einem Orkan von Zeiten, wo die laute Stimme wilder Luftgeiſter jene Rechte aberkannte und verhöhnte. Wer zu Aufrechthaltung der Menſchheit an Grundſätze dieſer Art glaubt, oder auch wer nicht an ſie glaubt, leſe dieſe Rede. Vielleicht überraſcht ihn eine Schamröthe, die er ſich ſelbſt verbergen möchte.

Unſerm beſcheidenen Redner ſagen wir, verlaſſend ſeinen Hörſaal, nichts als ein treues „de bono viro bene dixisti!"

9.

Ueber die Ideale weiblicher Schönheit bei den Morgenländern. Ein Verſuch von Anton Theodor Hartmann. Nebſt einem Anhang von einigen literariſchen, hiſtoriſchen und kritiſchen Bemerkungen über einzelne angeführte Schriftſteller. Düſſeldorf, 1798. gr. 8. [1]

Zwar, wie es ſchon der Titel gibt, eher Collectaneen zu einem Buch als ein Buch ſelbſt; indeſſen auch ſolche ſind angenehm und nützlich.

Ein beſtimmtes Ideal weiblicher Schönheit exiſtirt eigentlich nur bei Völkern die Kunſt haben; denn dieſe iſt's die das Unweſentliche vom Weſentlichen, das Fremde vom Eigenthümlichen ſondert, unter dem Gemeinen das Vorzügliche wählt, und das Vorzüglichſte zur Regel bildet. In dieſem Verſtande hatten nur die Griechen ein Ideal menſchlicher, d. i. männlicher und weiblicher Schönheit nach Lebensarten, Charakteren, Claſſen und Graden. Keine morgenländiſche Nation hatte es; auch die Indier nicht, die in manchem den Griechen ſehr nahe kamen.

„Aber," wird man ſagen, „auch der Dichter hat ein Ideal der Schönheit; ja warum ſollte es nicht jeder feinorganiſirte Menſch, jede feinorganiſirte Nation in ſich haben?" — Warum nicht? wenn es erweckt, geläutert, ausgebildet worden; dieß hängt aber von mancherlei Umſtänden ab. Wo Wolluſt die Weckerin iſt, wird die Idee des Schönen weiblicher Geſtalt ſich ſelten rein ausbilden; ſogar die fremdeſten Reize können als weſentliche Beſtandtheile in ihr Bild aufgenommen werden; Naſenringe, z. B. Schminke an Augenliedern, Wangen, Fingern u. dgl. Das gemeine, oft eigenſinnige Coſtüm des Landes wird vom Liebhaber, wenn er ein Dichter iſt, mit Begeiſterung genannt und geprieſen. Oder er hält ſich an die

[1] Erfurter gel. Nachrichten, 1798. St. 52.

ſchmachtenden Augen, an ſolche und ſolche Theile des Körpers nach Dichterſitte und nach Landesgebrauch.

Bei den Morgenländern, aus denen unſer Verfaſſer Beſchreibungen und Bilder ſammelt (Ebräer, Araber, Perſer), finden ſich gewiſſe Umſtände die die Idee des Schönen eben nicht zum Ideal gedeihen ließen, wären es auch keine andern als dieſe:

Erſtlich. Die frühe Blüthe des weiblichen Alters. Sie macht das Kind zur Braut, und die frühverblühete zur Alten.

Zweitens. Die tiefere Unterordnung des weiblichen unter das männliche Geſchlecht. Sie macht das Weib zum Zweck der Begierde, oder zum Zeitvertreib des Mannes; da ſie aber, zumal in der Abgeſchloſſenheit eines Harems, ihm größtentheils die feinere ſittlich geiſtige Bildung entziehet, die nach unſerm Begriff die Seele der Schönheit, die moraliſche Grazie iſt, ſo müſſen von dieſer Seite ſelbſt die entzückteſten Beſchreibungen körperlicher Schönheit ebenſo wolluſttrunken als an geiſtigem Reiz leer ſeyn. Geläugnet wird damit nicht daß ſich auch von dieſem treffliche Züge in den Morgenländern finden; gemeiniglich ſind ſie um ſo bezaubernder, je ſeltner und unerwarteter ſie erſcheinen.

Endlich. Die bilderreiche Sprache dieſer Morgenländer (der Ebräer, Araber, Perſer), je kühner ſie die Schönheit malt, deſto unbeſtimmter und fremder muß ſie oft, wenigſtens für uns werden. Die Gazellenaugen ſind für uns, die wir keine Gazellen ſahen, ohne das Anziehende das ſie dort haben mögen; viele andere, weit kühnere Vergleichungen ungemeldet. Für uns verſchwindet dieß Ideal in der Nacht rabenſchwarzer Haare, im Glanz ſchneeweißer Sandhügel, mit Roſen bekränzet, oder im Schmuck blinkender Edelgeſteine und Perlen.

Sehr unterhaltend wäre es geweſen, wenn der Verfaſſer dieſe Umſtände in ihren Urſachen und Folgen näher beäuget, und in dem großen Haufen angenehmer Beſchreibungen und Bilder, Lebens-

arten, Zeitalter, Völker, Sprachen geſondert hätte. In Hirtenzeiten der Ebräer ſchilderte man die Schönheit nicht wie ſie der Araber und Perſer unter den Kalifen ſchilderte; die Indier hätten ganz für ſich betrachtet werden ſollen, und Oſſians Galen ſcheinen gar nicht hieher zu gehören. Wenige Bilder und Gleichniſſe ausgenommen, die Völkern auf dieſer Stufe der Cultur unter allen Himmelsſtrichen gemein ſind, hat der galiſche Dichter ein vom Morgenländer ſehr verſchiedenes Ideal der Schönheit. Hier hat alſo der Verfaſſer ſeinem Leſer viel Anlaß gegeben oder nachgelaſſen, ſich manches morgenländiſche Sonderbare ſelbſt zu erklären und auf der reichen Au die Blumen ſelbſt zu ſondern, zu ordnen.

Der zweite Theil des Buchs (S. 175 bis zu Ende) wird manchen Leſern noch willkommener ſeyn; er enthält Notizen und Auszüge aus verſchiedenen morgenländiſchen Sammlungen, z. B. eine Notiz vom Inhalt der ſechs erſten von A. Schultens herausgegebenen Consessibus Hariri, Sentenzen aus denen von Erpenius, Schultens u. a. gelieferten Sammlungen arabiſcher Lehrſprüche, allgemeine Betrachtungen über die ſieben, im Tempel zu Mekka aufgehangenen Gedichte, ſogar einige Nachrichten von dem durch Champion engliſch verſificirten Ferdoſi, von W. Jones neun aſiatiſchen Gedichten (die in Altenburg nachgedruckt ſind), und ſeinen Essays darüber, von Sullivans auserleſenen Fabeln des Sadi, von einem indiſchen Roman the loves of Camarupa and Camalata, engliſch überſetzt durch Franklin, von Cardonne mélanges de Littérature orientale u. ſ. — So gut dieß alles für den der dieſe Ueberſetzungen nicht kennet ſeyn mag, ſo ſind doch die daraus gemachten Auszüge meiſtens zu unvollſtändig als daß ſie auch als zureichende Nachricht dienen könnten. Beſſer hätte der Verfaſſer gethan, wenn er einige im Deutſchen noch nicht erſchienene Ueberſetzungen, z. B. der Moallakahs, des Camarupa u. ſ., wenn auch nur aus dem Engliſchen, deutſch gegeben hätte. Er war aber von

dieſen Büchern ſelbſt entfernt, und nutzte bloß ſeine in Göttingen gemachten Auszüge. — Genug, dieſe Collectaneen ſind Blüthen; den Blüthen, hoffen wir, werden Früchte folgen.

Eine gute Nachricht gibt der Verfaſſer S. 176. „Hr. Profeſſor Berg in Duisburg, unſtreitig einer unſerer gründlichſten orientaliſchen Philologen, beſitzt in ſeiner ungewöhnlich ſtarken und auserleſenen Bibliothek, außer einem ſeltnen Schatz von mehr als ſechzig arabiſchen, vielen perſiſchen und andern orientaliſchen Manuſcripten, auch alle 50 Consessus Hariri.“ Möchte es dem gelehrten Philologen gefallen dieſe Schätze, da wo Albert Schultens die Arbeit liegen ließ, der Welt mitzutheilen! Die Mühe die er nach dem Bericht unſers Verfaſſers auf den Golius verwandt hat, muß ihn vor andern in den Stand ſetzen, wie Eichhorn es in den Monumentis war, ein Fortſetzer des verdienſtreichen, unſterblichen Albert Schultens zu werden.

10.

Maximum s. Archimetria. Ἐκ πάντων ἓν καὶ ἐξ ἑνὸς πάντα. Berlin. 1799. [1]

Ohne Vorrede und Druckort iſt dieß merkwürdige Buch am Ende vorigen Jahres erſchienen; einige Blätter haben es deutſch angekündigt unter der Aufſchrift:

Die Gelehrtenwelt. Sapere aude. Nr. 1. in denen außer der Ankündigung eine Ueberſicht des Werks gegeben und mit einem Programm zum neuen Jahrhundert der Schluß gemacht wurde. Dieß Programm handelte vom Heidenthum der Gelehrten.

[1] Von dem 1806 oder 1807 verſtorbenen Herrn Profeſſor Thorild zu Greifswalde. H.

So ſonderbar manchem dieſe Titel klingen mögen, ſo iſt doch die Idee des Werks ſowie ſein ganzer Bau ſehr einfach. Abſtracte Ideen nämlich ſind dem Verfaſſer minima, das Kleinſte das man von der Sache weiß, Schemen; die Sache ſelbſt kennen iſt das Maximum unſerer Erkenntniß. Dazwiſchen gibt es Stufen, alſo ein Maß; dieß Maß beſtimmt das „tantum, ſoviel weiß, ſoviel erkenne ich, ſoviel kann und ſoll ich thun.“ Dieß Soviel iſt das Ur- und Erzmaß, der Archimeter unſres Verſtandes und Willens, unſerer Handlungen und Kräfte; mittelſt ſeiner ordnen ſich Wiſſenſchaften, Künſte, Einrichtungen unſers Geſchlechts; mittelſt ſeiner entſteht auf der höchſten Stufe eine Panharmonie, eine Alleinſtimmung des Univerſums, die den Sinnen, dem Verſtande, dem Willen der höchſte Genuß und Lohn iſt. Ohne dieß Maß der Dinge ſchweben wir in Nacht und Dunkel, dichten Träume, ſchwätzen, raſen, betäuben uns ſelbſt und die Welt, machen uns und andere unglücklich.

Man ſieht daß in ſeinen Grundzügen dieß Syſtem das älteſte, ja eben die Wahrheit iſt die durch Mißgriffe und Träume dieſ- und jenſeits oft traurig genug erprobt worden. Protagoras ſchon nannte den Menſchen das Maß des Univerſums; außer uns haben wir kein anderes, uns denkbar. Mit dieſem Maße ſind wir aber auch reich verſehen: das Univerſum ſtimmt zu uns; wir ſtimmen zum Univerſum. Und was wir in ihm zu empfinden, zu thun, zu leiſten haben, iſt von der Natur, mittelſt unſerer Natur, wo dieſe recht angewandt wird, ſo beſtimmt daß wir faſt nicht fehlen können, indem uns nur die Vernachläſſigung des Soviels, tantum! irre macht, und zu Thorheiten oder Tollheiten verleitet. Eine genaue Bemerkung deſſen „wie viel weißt du? wie viel kannſt, darfſt, mußt du wiſſen, haben und anwenden, um dieß zu thun, um jenes zu ſeyn oder zu erreichen?“ iſt der alte Sokratiſche Unterricht, den nach Jahrhunderten Baco auf die geſammten Wiſſenſchaften an-

wandte, den im einzelnen und ſtillen jeder beſcheidne Liebhaber der Natur befolgte, dem aber deſto lauter der ganze Schwarm tönender Worthelden, überſpannter Enthuſiaſten und Bilderkrämer, endlich ſämmtlicher Tranſcendentaliſten in Abſtractionen, Wünſchen und Leidenſchaften entgegentrat. Worin kann menſchliche Bildung beſtehen? worauf muß ſie nothwendig zurückkommen? Auf Maß. Auf ihm beruhen alle Geſetze der Natur, ſowie alle unſere klaren und richtigen Begriffe, unſere Empfindungen des Schönen und Edeln, die Anwendung unſerer Kräfte zum Guten, unſere Seligkeit, unſer Genuß. Maß allein ziehet und erzieht uns; Maß macht, erhält und bildet die Schöpfung. (*κοσμεῖ κόσμον.*)

Wie der Verfaſſer dieß alles, den gefundenen Archimeter, beſtimmt und angewandt habe, muß man bei ihm ſelbſt in ſeinem originellen Werk leſen. Dieß iſt ein fortgehendes Geſpräch, in welchem der Fragende kurz fragt, der Antwortende deſto reicher antwortet. Kraft und Geiſt, Begeiſterung ſogar, wehen und weben vom Anfang des Buchs bis zum Ende, treffend auch in der Wahl der Worte, im Bau der Perioden. Ungewöhnlich (zumal in unſerer Zeit) ſteht unſerm philoſophiſchen Meßkünſtler die kräftige lateiniſche Sprache zu Gebot; die Glocke hallet und ſchlägt dieſ- und jenſeit kühn, prächtig, oft gewaltig.

Sehr zu wünſchen iſt alſo die verſprochene Ueberſetzung dieſes Buchs; nicht etwa bloß weil wenige Latein leſen, und manche, für die es geſchrieben iſt, gewiß nicht ſo weit ſind dieß Latein zu verſtehen, ſondern der Sache ſelbſt wegen. Soll im Deutſchen die Schrift ſo treffend werden wie ſie im Lateiniſchen klingt, ſo müſſen nothwendig ebenſo ſcharf zeichnende Ausdrücke gleichſam das Siegel ihrer innern Wahrheit mit ſich führen. Eben dieſe Verpflanzung würde bewähren daß nicht etwa nur im Lateiniſchen, ſondern in jeder Sprache dieß Syſtem Wahrheit ſey, weil der innere Sinn der

Bezeichner und Ausleger aller menſchlichen Empfindungen, Beſchlüſſe und Gedanken ihm ſo ganz, ſo innig zuſpricht. Daß der Verfaſſer ein dergleichen Sinn- und Sprachwerk leiſten könne, zeigen die vorgenannten deutſchen Aufſätze, in denen eben derſelbe mächtige Eudämon ſpricht wie im Lateiniſchen. Eine deutſche Ueberſetzung fixirte und ſicherte alſo den Geiſt dieſes Werks, das Urmaß menſchlicher Gedanken, auch unſerer Sprache.

Aber Qu'en dira-t-on? Was wird zu dieſem Werk die Schule ſagen? Wahrſcheinlich wird ſie es großmüthig als ein minimum verachten, oder als ein maximum des Unverſtandes und der Mißdeutung, voll gefährlicher Sätze und Meinungen, läſtern. Je unverſchämter und geiſtloſer dieß geſchieht, deſto beſſer! Nur daß ſich der Verfaſſer von der deutſchen Ausgabe ſeines Werks weder durch Schimpfreden noch durch innere Schwierigkeiten abſchrecken laſſe! Sie muß ein Probirſtein ſeiner Sätze, ſie kann und wird im weſentlichen und meiſten (in maximo) ſein Siegeskranz werden.

Eben dieſer deutſchen Bearbeitung wegen äußern wir einige Wünſche:

1) So wahr es iſt daß das tantum, Soviel, einzig die richtige mathematiſche Erkenntniß und Anwendung einer Sache gibt, ſo hat der Verfaſſer gegen das tale, ita est, gegen das So, dieß iſt u. ſ., in manchen Stellen (ſcheinet es) zu hart geſchrieben. Nicht nur iſt, wie er's ſelbſt mit großer Energie ins Licht ſetzt, ohne Datum kein Quantum, ohne was meßbares kein Meſſen, ohne Materie keine Form möglich, ſondern da dieſe Form den Dingen der Natur, wie unſerm Verſtande weſentlich iſt, ſo möchte Baco's Weg: „was iſt da? was gibt's?“ erſt ſtrenge zu verfolgen ſeyn, ehe man an das Gefundene oder Empfundene Maß legen und fragen kann: „wie viel gibt's? wie viel muß es geben?“ Dieß Maß iſt immer doch nur eine Bezeichnung, die auch fruchtlos werden kann und muß

wenn ſie in das Subtile gehet, und ſich vom Bemerkbaren losreißt. Maß iſt nichts als Maß; was ſoll ich mit Elle, Metze, Zahl und Wage, wenn ich nichts zu meſſen, zu zählen, zu wägen habe? Dieß Was und Wie zu erforſchen gehört nicht der Phantaſie, ſondern der Empfindung und dem prüfenden Verſtande, ſowie im Praktiſchen dem Gewiſſen zu; das Wieviel iſt nur eine ſchärfere Prüfung. Um Mißverſtändniſſen zuvorzukommen (denn im Grunde behauptet der Verfaſſer dasſelbe, indem er unter ſeinem Quanto das Quid und Quale, Organiſation, Form u. ſ. mit begreifet), müßte hie und da mehr Gewicht auf die treue Erkenntniß des Was und Wie gelegt, mithin dieſe, wenn gleich verworren gegebenen Data nicht bloß in ihrer Verwirrung als Traum der Phantaſie, ſondern als das Was ſie ſind, weſentliche Subſtrate des Quanti, mit gleicher Aufmerkſamkeit wie das Quantum ſelbſt, behandelt werden. Ein kleines Poco di più e poco di meno zerſtört auch hier das Maß der Haltung. Wer zählen will ehe er hat und ganz hat, was ſoll er zählen?

2) Gegen den Mißbrauch der Phantaſie hat die Archimetrie, wie billig, ſcharf geſprochen, und in Hirngeſpinnſten ſowohl als in Kunſtlarven und phantaſtiſchen Beſtrebungen die Gräuel ihrer Wirkungen gezeigt; um indeſſen auch hier dem Mißverſtande vorzubeugen, wäre dem rechten unentbehrlichen Gebrauch der Phantaſie auch das Wort zu reden. Ohne ſie nämlich, ohne das wunderbare Vermögen in uns, das allenthalben in eins conſtituiret, iſt kein Quantum, ſo wie kein reines Quid und Quale denkbar. Von der erſten ſinnlichen Empfindung an begleitet uns Phantaſie bis zur helleſten Anſchauung der Sache als Sache, als eines Eins, eines Ganzen. Alle ihre Hülfsmittel, Aehnlichkeit, Gleichung u. ſ. ſind unentbehrliche Werkzeuge zu Erforſchung, zu Berichtigung, zu Findung der Wahrheit. Das Maximum und Minimum unſerer Erkenntniß ſind

Punkte einer Curve mit abnehmenden oder wachſenden Größen zu beiden Seiten, nicht etwa der oberſte und unterſte Punkt einer geraden Linie. Die träumende, ſchwärmende, raſende Phantaſie werde verbannt; nicht aber die die ein Ganzes bildet, und in ſeinen Theilen conſtituiret. Auch dieſe Archimetrie hat ſie geſchaffen; ſie belebt jeden Erfinder.

3) Daß in der deutſchen Ueberſetzung manche Wiederholungen wegfallen, manche heftige Stellen milder erſcheinen werden, folgt von ſelbſt. In einer Sprache ſpricht ſich aus was ſich in einer andern nicht ſagen läßt; in einer todten, was eine lebendige ſchon durch ſich unterſaget. Die lateiniſche iſt eine Sprache der kühnen Freiheit; die deutſche begnügt ſich mit kräftigem Nachdruck. Im Latein reizt der glückliche Ausdruck ſelbſt zur Kühnheit; der kältere Deutſche behilft ſich, zumal in der Philoſophie, die es auf eine **instauratio magna scientiarum**, auf eine neue Anrichtung des ganzen Gebäudes der Wiſſenſchaften anlegt, mit architektoniſcher Genauigkeit, Stärke und Schönheit. Bei einer Schrift die vom Maß, vom Urmaß handelt, gilt auch das Maß des Affects im Ausdruck, das **tantum**.

Hätte die kritiſche Philoſophie nur dieß Buch veranlaßt, ſo müßten wir ihr Dank wiſſen; mit der Zeit werden wir ihr noch manches andere Gute danken. Ziehe den einen Arm der Wage mit Gewalt nieder, der andere fliegt um ſo höher aufwärts.

Noch muß von dieſem Buch bemerkt werden daß es nicht bloß aus dem Kopf, ſondern auch aus Bruſt und Herz geſchrieben ſey; es erfaßt und wägt die Sache der Menſchheit. Daher ſein Feuer, ſeine Wärme, oft ſeine Gluth. Es vereinigt Geiſt mit Kraft, Wiſſenſchaft und Sprachkenntniß mit Völker- und Weltkenntniß, Güte des Herzens mit Muth. Sein Wahlſpruch iſt: **Sapere** *aude*.

11.

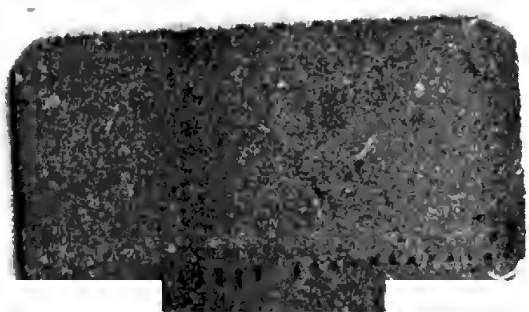
G. F. Steinbarts System der reinen Philosophie, oder Glückseligkeitslehre des Christenthums. Büllichau, 1778. vermehrt 1780. 8.

Steinbarts System der reinen Philosophie — (er hat's Glückseligkeitslehre des Christenthums nennen wollen) — ist, wie mich dünkt, seinem philosophischen Theil nach ein schätzbares Buch, das manche wohl nicht schreiben könnten die es verachten. Ein sehr klarer Blick auf die Dinge die er vor sich nimmt, eine bündige Kette von Bemerkungen und Schlüssen, eine gewisse Freiheit des Geistes und Leichtigkeit des Styls unterscheiden den Schriftsteller sehr; daher er auch so ausgebreitet gelesen und gelobt worden. Das Principium seiner Moral, freie, kindliche Liebe zu Gott, unserm Vater! ist unwidersprechlich nicht nur für die Vernunft das Edelste, sondern auch so sehr aus der Lehre und dem Sinn Christi. Noch auffallender hat der Verfasser dieß alles gemacht, da er seine natürliche kindliche, freie Moral den drückenden, engen Grundsätzen der Schule entgegensetzt, in der er, nach seinem Vorbericht, erzogen worden, und aus welcher er sich zu dieser freien, lichten Gottesansicht, wie er sagt, nicht ohne Mühe hervorgearbeitet. So weit ist, dünkt mich, das Buch unwidersprechlich schön und brauchbar. Nun aber wundert es mich, warum der Verfasser nicht, ohne sich weitern Anstoß zu suchen und herzuholen, sein Gebäude auf die freie lichte Höhe, die er erstiegen zu haben glaubt, frei aufführt? warum er immer in die Tiefe des Nebelthals, wie es ihm dünkt, vom Athanasisch-Augustinisch-Anselmischen System zurückblickt, und dieß nicht an dem ruhigen Orte läßt wo ihm so wohl ist? Die meisten dieser Lehren sind, nahe betrachtet, wirklich nicht das wo-

für ſie der Verfaſſer anſieht; wenigſtens ſind ſie's nicht im Vortrage beſſerer ältern und neuen Theologen, und gewiß nicht im Munde der Schrift, die uns endlich der erſte Theolog ſeyn muß. Auch nach der Geſchichte ſind die Dogmata nicht ſo geſtanden wie ſie der Autor vorſtellt, und den beſten Geſichtspunkt zur Anwendung hat er ihnen nicht gegeben. Vom alten Teſtament hält der Verfaſſer ſo wenig daß manche Ausdrücke darüber ärgerlich ſind, ſelbſt wenn er dasſelbe auch nur als zubereitende Geſchichte zur Erſcheinung Chriſti betrachten wollte. Auch als ſolches verdient es ſtudirt zu werden; denn Chriſtus ſtudirte es, und in jeder weltlichen Wiſſenſchaft hält man die geneſiſche Geſchichte, die zu- und vorbereitenden Schritte zum Syſtem für den wahren Kern der Entdeckungen, für die bildendſte, lehrreichſte Lectüre. Im Schimmer der Morgenröthe und bei jedem Schritt der ſteigenden Sonne gibt's Regungen und Schönheiten der Natur, die bei der höchſten Mittagshöhe nicht ſind; durch jene muß das Auge auf dieſe bereitet und fortgeführt werden. Warum, warum ließ uns Gott dieſen ganzen Gang einer lebendigen Geſchichte? etwa weil ſie unnütz war? und ſollte ſie unnütz ſeyn, weil dieſer und jener ſie nicht benutzen mag, und deſſen nicht werth findet? Bezieht ſich nicht alle Folge auf die Vorzeit, ſowie die Vorzeit auf die Folge und alle Theile eines Gebäudes auf einander? Und ſollte man die Geſtalt, ſelbſt den Zweck Chriſti recht ſehen können, wenn alle Anſtalten und Zubereitungen auf ihn in den Schatten gedrängt würden? — Auch des Verfaſſers Claſſification der Documente des Chriſtenthums mache niemand irre; ſie ſind nicht ſo verſchieden als er ſie angibt. Dieſe und andere Aeußerungen der Art gehörten alle zu ſeinem eigentlichen Zwecke wenig. Da dieſer eigentlich nur philoſophiſche Moral ſeyn ſoll, warum ſtand dieſe nicht allein? warum miſchte ſie ſich in die Geſchichte und in ein Syſtem das nur aus Ge-

ſchichte beſteht und auf ihr ruhet? Uebrigens ſchätze ich den Scharfſinn und Vortrag des Verfaſſers ſehr, ſo daß ich, was er verſprochen hat, Unterrichts- und Lehrbücher in mehrern Wiſſenſchaften (nur nicht theologiſchen Inhalts), von ihm wünſche. Nicht theologiſchen Inhalts, denn das eigentliche Syſtem der Schrift hat, dünkt mich, das Buch nicht berührt, viel weniger umgeſtoßen oder etwas an die Stelle geſetzt was in jenem nicht urſprünglicher, beſſer, kräftiger erſchiene.

C 11,368



Digitized by Google